

# Am Kaminfeuer



A. Conan Doyle

# Inhalt

## Am Kaminfeuer

Vorwort

Inhalt

Der lederne Trichter

Der Käfersammler

Der Mann mit den Uhren

Das Glas Kaviar

Das schwarz lackierte Kästchen

Der schwarze Doktor

Spiel mit dem Feuer

Die jüdische Brustplatte

Der verschwundene Sonderzug

Der klumpfüßige Händler

Der versiegelte Raum

Die brasilianische Katze.

Der Hilfslehrer an der ›Lea House School‹

Die braune Hand

Der Dämon der Küferei

Jellands Reise

Ein Einbruch

Quellen

## Round the Fire Stories

Preface

Contents

The Leather Funnel

The Beetle-Hunter

The Man with the Watches

The Pot of Caviare

The Japanned Box

The Black Doctor

Playing with Fire

The Jew's Breastplate

The Lost Special

The Club-footed Grocer

The Sealed Room

The Brazilian Cat

The Usher of Lea House School

[The Brown Hand](#)

[The Fiend of the Cooperage](#)

[Jelland's Voyage](#)

[B. 24](#)

# *Am Kaminfeuer*

von  
Arthur Conan Doyle

Aus dem Englischen von  
MMAT1@Mobileread.com

Lizenz [CC3 BY-NC-ND](#)

Frankfurt  
2016



## Vorwort

In einem vorangegangenen Band habe ich unter dem Titel ›Die grüne Flagge‹ eine Anzahl von Geschichten zusammengefasst, bei denen es um den Krieg und um Sport ging. Für die vorliegende Sammlung habe ich Erzählungen ausgewählt, die sich mit dem Grotesken und dem Schrecklichen beschäftigen – Geschichten also, die man gerne an einem Winterabend ›Am Kaminfeuer‹ liest. Dies wäre meine ideale Atmosphäre für die Lektüre dieser Erzählungen, wenn ich Zeit und Ort bestimmen könnte, so wie ein Maler das Licht und die Aufhängung seines Bildes bestimmt. Aber wenn sie nur irgendjemanden, zu irgend einer Zeit, an einem beliebigen Ort, Vergnügen bereiten, dann wird auch der Autor sehr zufrieden sein.

Arthur Conan Doyle.

Windlesham,  
Crowborough.

# Inhalt

1. [Der Ledertrichter](#)  
(The Leather Funnel)
2. [Der Käfersammler](#)  
(The Beetle-Hunter)
3. [Der Mann mit den Uhren](#)  
(The Man with the Watches)
4. [Das Glas Kaviar](#)  
(The Pot of Caviare)
5. [Das schwarz lackierte Kästchen](#)  
(The Japanned Box)
6. [Der schwarze Doktor](#)  
(The Black Doctor)
7. [Spiel mit dem Feuer](#)  
(Playing with Fire)
8. [Die jüdische Brustplatte](#)  
(The Jew's Breastplate)
9. [Der verschwundene Sonderzug](#)  
(The Lost Special)
10. [Der klumpfüßige Händler](#)  
(The Club-footed Grocer)
11. [Der versiegelte Raum](#)  
(The Sealed Room)
12. [Die brasilianische Katze](#)  
(The Brazilian Cat)
13. [Der Hilfslehrer an der ›Lea House School‹](#)  
(The Usher of Lea House School)
14. [Die Braune Hand](#)  
(The Brown Hand)
15. [Der Dämon der Kuferei](#)  
(The Fiend of the Cooperage)
16. [Jellands Reise](#)  
(Jelland's Voyage)
17. [Ein Einbruch](#)  
(B. 24)

*Frontispitz:* Die Mörderin bei der Folter.

## Der lederne Trichter

Mein Freund, Lionel Dacre, lebte in der ›Avenue de Wagram‹ in Paris. Sein Häuschen lag, vom ›Arc de Triomphe‹ aus gesehen, auf der linken Seite. Vor dem Haus war eine kleine Rasenfläche, die von der Straße durch einen schmiedeeisernen Zaun getrennt war. Ich stelle mir vor, dass es das Haus schon gegeben hat, bevor die Straße gebaut wurde, denn die grauen Ziegel waren mit Moos bewachsen und die Mauern wirkten altersbedingt ausgebleicht und vermodert. Von vorne gesehen schien es ein kleines Haus zu sein, nur fünf Fenster gab es an der Vorderseite, aber ich erinnere mich an den großen Saal, der sich an der Rückseite anschloss. Hier verwahrte Dacre seine einmalige Sammlung von okkulten Literatur und phantastischen Kuriositäten; ein Hobby für ihn und ein Amüsement für seine Freunde. Als wohlhabender Mann von erlesenem und exzentrischem Geschmack hatte er viel Zeit und ein Vermögen in seine Sammlung einmaliger talmudischer, kabbalistischer und magischer Objekte investiert; viele davon waren sehr selten und wertvoll. Er interessierte sich für das wunderbare und auch das monströse; ich habe gehört, dass seine Experimente zur Erforschung des Unbekannten die Grenzen des Anstands und der Moral überschritten hatten. Seinen englischen Freunden gegenüber hat er nie so etwas angedeutet, für sie war er immer der Student und Forscher. Aber ein Franzose, der den gleichen Geschmack hatte, versicherte mir, dass bereits übelste Ausschweifungen und schwarze Messen in der großen, geräumigen Halle stattgefunden hatten, die die Regale mit seinen Büchern und die Schaukästen mit den Objekten enthielt.

Dacre's Auftreten ließ keinen Zweifel daran, dass sein Interesse an paranormalen Angelegenheiten intellektueller Natur war, und nicht spiritueller. Es gab keine Spur von Glaubenseifer in seinem ernsten Gesicht. In seinem großen, gewölbten Schädel, der sich über einem dünnen Haarkranz erhob, wie ein Gipfel über die Baumgrenze, wohnte ein wacher Verstand. Sein Wissen war allerdings größer als seine Weisheit und seine Fähigkeiten größer als sein Charakter. Seine kleinen, hellen Augen, die tief im Schädel lagen, strahlten Intelligenz und unverminderte Neugier aus; aber es waren die Augen eines wollüstigen Egoisten. Genug von dem Mann, denn der arme Teufel ist nun tot. Er starb just in dem Augenblick, als er endlich das Elixier des Lebens gefunden zu haben glaubte. Aber ich will nicht von seiner komplexen Persönlichkeit berichten, sondern von einem sehr seltsamen und unerwarteten Erlebnis während meines Besuchs bei ihm im Frühling 1882.

Ich hatte Dacre während meiner Studien in der Assyrischen Abteilung des Britischen Museums kennengelernt. Er war seinerzeit bemüht, die mystischen und esoterischen Bedeutungen babylonischer Schrifttafeln zu entschlüsseln; das gemeinsame Interesse brachte uns zusammen. Beiläufige Bemerkungen führten zu regelmäßigen Gesprächen und diese zu einer Beziehung, die man fast Freundschaft nennen konnte. Ich hatte ihm versprochen, ihn bei meinem nächsten Besuch in Paris aufzusuchen. Als ich schließlich mein Versprechen erfüllte, wohnte ich in einem Landhaus in Fontainebleau. Da die Abendzüge sehr unzuverlässig waren, bot er mir an, die Nacht bei ihm zu verbringen.



»Ich kann Ihnen nur dieses Sofa anbieten«, sagte er und zeigte auf eine breite Couch in seinem großen Saal; »aber ich denke, Sie werden es ganz bequem haben.«

Es war ein ungewöhnliches Schlafzimmer, mit hohen Regalen voll von Büchern, aber für einen Bücherwurm wie mich konnte es kein schöneres Mobiliar geben. Ich roch nichts anderes als den schwachen, feinen Geruch antiker Wälzer. Ich versicherte ihm, dass ich keine bezauberndere Kammer verlangen und mir keine angenehmere Umgebung vorstellen könne.

»Die Ausstattung ist weder bequem, noch konventionell; sie ist allerdings recht kostspielig«, sagte er und ließ seinen Blick über die Regale schweifen. »Ich habe nahezu eine Viertelmillion in die Objekte, die Sie umgeben, investiert. Bücher, Waffen, Edelsteine, Gravuren, Gobelins, Bilder – Sie werden kaum etwas finden, das nicht seine eigene Geschichte hat, und die ist in der Regel hörensenswert.«

Während er sprach, saß er auf einer Seite des Kamins, und ich auf der anderen. Sein Lesetisch befand sich zu seiner Rechten; eine helle Lampe beleuchtete ihn von oben mit einem sehr lebhaften, goldenen Licht. Ein halb aufgerolltes Palimpsest<sup>1</sup> lag in der Mitte, daneben ein Sammelsurium von Dingen. Eines davon war ein sehr großer Trichter, wie man ihn zum Füllen von Weinfässern verwendet. Er schien aus schwarzem Holz zu bestehen und hatte einen Ring aus verblasstem Messing.

»Das ist ein merkwürdiges Ding«, merkte ich an. »Was hat es für eine Geschichte?«

»Ah«, sagte er, »diese Frage habe ich mir selbst schon gestellt. Ich würde einiges dafür geben, um sie zu erfahren. Nehmen Sie es in die Hand und untersuchen Sie es.«

Ich tat es und fand heraus, dass das, was ich für Holz gehalten hatte, in Wirklichkeit Leder war, das im Laufe der Zeit ausgetrocknete und extrem hart wurde. Der große Trichter hatte ein Fassungsvermögen von etwa einer viertel Gallone<sup>2</sup>. Der Messingring umschloss das obere Ende und auch die Spitze war mit Metall verstärkt.

»Für was halten Sie es?« fragte Dacre.

»Ich könnte mir vorstellen, dass er im Mittelalter einmal einem Winzer oder Braumeister gehört hat«, antwortete ich. »In England habe ich schon lederne Trinkflaschen aus dem 17. Jahrhundert gesehen – ›Blackjack‹ nennt man sie – die die gleiche Farbe und Härte wie dieser Trichter hatten.«

»Ich glaube, Ihre Datierung ist korrekt«, sagte Dacre, »und er wurde ohne Zweifel zum Befüllen eines Gefäßes mit Flüssigkeit verwendet. Wenn meine Vermutungen richtig sind, wurde er von einem etwas verschrobeneren Winzer zum Füllen eines ganz bestimmten Behälters benutzt. Sehen Sie etwas Ungewöhnliches an der Spitze des Trichters?«

Als ich ihn ans Licht hielt, sah ich, dass sich etwa zehn Zentimeter über der Messingspitze, noch am dünnen Hals des Trichters, eine Riefe im Leder befand, so als wenn es jemand mit einem stumpfen Messer rundherum eingekerbt hätte. Nur an dieser Stelle fühlte sich die ansonsten sehr glatte, schwarze Oberfläche rau an.

»Jemand wollte wohl den Hals abschneiden.«

»Würden Sie es als Einschnitt bezeichnen?«

»Es ist eingerissen und beschädigt. Um derartige Spuren auf dem harten Material zu hinterlassen, muss man, unabhängig vom Werkzeug, einige Kraft aufwenden. Aber was denken Sie? Mir scheint, Sie wissen mehr, als Sie sagen.«

Dacre lächelte und seine kleinen Augen blinzelten wissend.

»Haben Sie sich während Ihrer Studien mit der Psychologie von Träumen beschäftigt?« fragte er.

»Mir war bisher noch nicht bekannt, dass dies ein besonderes Wissensgebiet ist.«

»Nun, das Regal über der Vitrine mit den Edelsteinen ist mit Büchern nur zu diesem Thema gefüllt, angefangen bei Albertus Magnus<sup>3</sup>. Es ist eine eigene Wissenschaft.«

»Eine Wissenschaft für Scharlatane.«

»Der Scharlatan ist immer auch ein Pionier. Der Astronom folgt dem Astrologen, der Chemiker dem Alchemisten und der experimentelle Psychologe dem Mesmerist<sup>4</sup>. Der Quacksalber von gestern ist der Professor von morgen. Selbst für so subtile und schwer zu fassende Dinge wie Träume wird man zu gegebener Zeit ein Ordnungssystem finden. Wenn die Zeit gekommen ist, werden die Forschungen unserer Freunde da drüben im Regal nicht länger nur dem Amüsement des Mystikers dienen, sondern die Begründung einer modernen Wissenschaft darstellen.«

»Nehmen wir mal an, es ist so, was hat dann die Wissenschaft der Träume mit dem großen, schwarzen Trichter zu tun?«

»Das will ich Ihnen sagen. Sie wissen, dass mein Agent ständig auf der Suche nach Kuriositäten und Raritäten für meine Sammlung ist. Vor ein paar Tagen hörte er von einem Händler an einer der Uferpromenaden, der einiges Gerümpel gekauft hatte, dass man in einem Küchenschrank eines antiken Hauses in der ›Rue Mathurin‹ im ›Quartier Latin‹ fand. Im Esszimmer dieses Hauses hing ein Schild mit dem Wappen von ›Nicholas de la Reynie‹, einem hochrangigen Staatsmann unter Louis XIV – an der Authentizität desselben bestehen keine Zweifel. Es ließ sich auch mit Bestimmtheit sagen, dass die Gegenstände aus dem Küchenschrank ebenfalls aus der Epoche dieses Königs stammen. Daraus folgt, dass diese das Eigentum dieses Nicolas waren, der meines Wissens viel mit der Aufrechterhaltung und Durchsetzung des drakonischen Rechts dieser Epoche zu tun hatte.«

»Und nun?«

»Bitte nehmen Sie den Trichter noch einmal in die Hand und betrachten den oberen Messingring. Können Sie darauf irgendwelche Zeichen erkennen?«

Es gab da sicherlich einige Kratzer, die von der Zeit nahezu ausgelöscht waren. Es konnte sich um ein paar Buchstaben handeln, der letzte hatte Ähnlichkeit mit einem B.

»Sie erkennen das als B?«

»Jawohl.«

»Ich auch, ich habe kein Zweifel, dass es sich um ein B handelt.«

»Aber der Adlige, über den wir sprachen, hat ein R als Initiale.«

»Genau, das ist das Schöne daran. Er besaß ein seltsames Objekt mit den Initialen einer anderen Person darauf. Warum war das so?«

»Ich habe keine Ahnung, Sie etwa?«

»Nun, vielleicht kann ich es erraten. Sehen Sie die Zeichnung ein Stückchen weiter auf dem Ring?«

»Das könnte eine Krone sein.«

»Es ist ohne Zweifel eine Krone. Aber wenn man es bei Tageslicht betrachtet, sieht man, dass es keine normale Krone ist. Es handelt sich um eine heraldische Krone, das Symbol für einen Rang. Die Variante mit den vier Perlen und den Erdbeerblättern deutet auf einen Marquis hin. Die Person mit einem B als letzte Initiale hatte also diesen Rang.«

»Dann gehörte dieser gewöhnliche Ledertrichter einem Marquis?«

Dacre lächelte eigentümlich.

»Oder einem Mitglied seiner Familie«, sagte er. »Das können wir aus den Gravuren am Ring schließen.«

»Aber was hat das alles mit Träumen zu tun?« Ich weiß nicht, ob es durch einen Blick Dacres oder durch eine kleine Änderung in seinem Verhalten ausgelöst wurde, aber plötzlich durchfuhr mich ein Gefühl der Abneigung und einer unbegründeten Furcht, als ich den verhutzelten, alten Lederklumpen betrachtete.

»Schon mehr als einmal erhielt ich wichtige Informationen durch meine Träume«, sagte er in schulmeisterlichem Ton, den er gerne des Effektes wegen anschlug. »Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, dass ich einen Gegenstand beim Schlafengehen neben mich lege, wenn ich irgendeine Frage zu diesem nicht befriedigend beantworten konnte. Ich hoffe dann auf eine Erleuchtung im Schlaf. Ein derartiges Vorgehen scheint mir nicht sehr absonderlich zu sein, doch die konservative Kirche würde es sicher nicht gutheißen. In meiner Theorie speichert jedes Objekt, das mit einem extrem starken Ausbruch menschlicher Emotionen – egal ob Freude oder Schmerz – in Verbindung steht, Spuren dieses Ereignisses, die von einem sensiblen Verstand wahrgenommen werden können. Mit einem ›sensiblen Verstand‹ meine ich nicht etwas Übernatürliches, sondern lediglich einen geschulten und ausgebildeten Verstand, so wie Sie und ich ihn besitzen.«

»Sie meinen also, wenn ich zum Beispiel neben diesem alten Schwert dort an der Wand schlafe, könnte ich von blutigen Ereignissen träumen, an denen dieses Schwert beteiligt war?«

»Ein hervorragendes Beispiel. Ich habe dieses Schwert auf die beschriebene Weise benutzt und sah in meinem Traum den Tod seines Eigentümers; das ist eine Tatsache! Er starb bei einem heftigen Scharmützel, das ich nicht näher identifizieren konnte, aber es schien sich um eine Auseinandersetzung in der Zeit der ›Fronde‹-Kriege<sup>5</sup> zu handeln. Und ich darüber nachdenke, scheint mir, dass einige unserer Bräuche, die bereits von unseren Vorfahren praktiziert wurden, auf diesem Effekt basieren, aber wir, in unserer Weisheit, tun es als Aberglauben ab.«

»Zum Beispiel?«

»Nun, zum Beispiel das Platzieren des Brautkuchens<sup>6</sup> unter dem Kissen, damit der Schläfer angenehme Träume bekommt. Das ist eines der Beispiele, die ich in der kleinen Broschüre beschreibe, die ich gerade zu diesem Thema verfasse. Aber zurück zum

Ausgangspunkt, ich schlief eine Nacht neben dem Trichter und hatte einen Traum, der ein wenig Licht auf seine seltsame Herkunft und seine ungewöhnliche Verwendung wirft.«

»Was träumten Sie?«

»Ich träumte ...« Er machte eine Pause und warf mir einen gespannten Blick zu. »Bei Gott, das wäre eine Idee«, sagte er. »Das wäre wirklich ein sehr interessantes Experiment. Sie sind selbst eine medial veranlagte Person – mit genügend Sensibilität um jeden Eindruck wahrnehmen können.«

»Das habe ich noch nie versucht.«

»Dann sollten wir es heute Nacht tun! Ich bitte Sie, den Trichter neben das zu Kissen legen, wenn Sie sich auf dieser Couch zum Schlafen legen; damit würden Sie mir einen großen Gefallen tun.«

Die Bitte erschien mir etwas grotesk, aber in meiner komplexen Persönlichkeit gab es auch eine gewisse Vorliebe für das Bizarre und Phantastische. Ich glaubte nicht im Geringsten an Dacres Theorie und erwartete somit auch nicht, dass das Experiment erfolgreich sein könnte, aber es amüsierte mich, dabei mitzuwirken. Mit großem Eifer zog Dacre ein kleines Gestell neben das Kopfende der Couch und stellte den Trichter darauf. Nach einer kurzen Unterhaltung wünschte er mir eine gute Nacht und verließ mich.

Ich saß noch eine Weile rauchend vor dem Kaminfeuer, während meine Gedanken um den seltsamen Vorfall und die merkwürdige Erfahrung die vor mir liegen könnte, kreisten. Ich war natürlich skeptisch, aber der eindrucksvolle Vortrag von Dacres Theorie und die ungewöhnlichen, manchmal auch bedrohliche wirkenden Gegenstände in dem riesigen Raum versetzten mich in eine ernsthafte Stimmung. Schließlich zog ich mich aus, löschte das Licht und legte mich hin. Unruhig wälzte ich mich von einer Seite auf die andere, bis ich endlich einschlief. Ich will nun meinen Traum so genau wie möglich beschreiben. Ich kann mich genauer an ihn erinnern, als an alles, was ich je im wachen Zustand erlebt habe.

Da war ein Raum mit einer gewölbten Decke; vier Bögen verliefen aus den Ecken nach oben und vereinigten sich in der Mitte des kuppelförmigen Daches. Die Architektur war grob, aber sehr solide. Es handelte sich offensichtlich um den Teil eines größeren Gebäudes.

Drei Männer in Schwarz, mit kuriosen, schwarzen Samthüten saßen nebeneinander auf einem Podium mit einem roten Teppich. Ihre Gesichter waren ehrwürdig und traurig. Zur linken standen zwei Männer in langer Robe mit Mappen in den Händen, die Papiere zu enthalten schienen. Auf der rechten Seite, mit dem Blick in meine Richtung gewendet, befand sich eine kleine, blonde Frau mit ungewöhnlich hellblauen Augen – den Augen eines Kindes. Sie hatte ihre Jugend hinter sich aber war noch nicht mittleren Alters. Sie neigte ein wenig zur Fülligkeit und ihre Haltung war stolz und selbstsicher und ihr Gesicht blass, aber sorglos. Das anmutige Gesicht hatte auch etwas katzenhaftes. Ihr gerader, kleiner Mund und ihr rundlicher Kiefer zeigten Züge von Grausamkeit. Sie trug ein weites, weißes Gewand. Neben ihr stand ein dünner, eifriger Priester, der ihr ins Ohr flüsterte und ihr fortwährend ein Kruzifix vor die Augen hielt. Sie drehte jedoch ihren

Kopf weg und blickte am Kreuz vorbei zu den drei Männern, von denen ich annahm, dass es sich um ihre Richter handelte.



Dann standen die Mittlere sagte etwas; es nicht. Sie verließen beiden Männer mit ihnen. Im gleichen ein paar raue Burschen Raum, entfernten den Bretter, die das Podest

Drei auf und der verstehen konnte ich den Raum und die den Papieren folgten Augenblick betraten in robusten Jacken den Teppich und die bildeten, so dass der

ganze Raum überblickt werden konnte. Nun erst sah ich ein paar ganz seltsame Möbelstücke. Das eine war ein merkwürdiges Bett mit hölzernen Rollen an jedem Ende und einer Winde um die Länge einzustellen. Ein anderes war ein hölzernes Pferd. Weitere seltsame Objekte lagen herum und eine Anzahl Seile, die über Rollen geführt wurden, hing von der Decke. Das alles erinnerte etwas an eine moderne Turnhalle.

Nachdem der Raum geräumt war, erschien eine neue Person. Es war ein großer, dünner, schwarz gekleideter Mann mit hagerem, strengem Gesicht. Sein Anblick ließ mich erschauern. Seine Kleidung war überall fettig und fleckig. Er bewegte sich mit einer gewissen Erhabenheit, so als wenn er mit seinem Eintritt den Befehl über alles und jeden in diesem Raum übernommen hätte. Trotz seiner unkultivierten Erscheinung gab es kein Zweifel: dies war nun *seine* Aufgabe, *sein* Raum und alles stand unter *seinem* Befehl. Er hatte ein paar dünne Seile um seinen linken Unterarm gewickelt. Die Frau sah ihn mit suchendem Blick von oben bis unten an, aber ihr Gesichtsausdruck änderte sich nicht; er blieb zuversichtlich und auch ein wenig trotzig. Dem Priester dagegen ging es ganz anders, er wurde sehr blass und der Schweiß lief ihm von der hohen Stirn. Er hob seine Hände flehentlich zum Gebet und nach vorne gebeugt flüsterte er der Frau fieberhaft etwas ins Ohr.

Der Mann in Schwarz trat vor, nahm eines der Seile von seinem Arm und fesselte der Frau damit die Hände, die sie ihm lammfromm hinhielt. Dann packte er sie mit einem groben Griff am Arm und führte sie zu dem hölzernen Pferd, welches ihr etwa bis zur Taille reichte. Sie wurde mit dem Rücken über das Pferd gelegt, so dass sie zur Decke blickte. Der Priester hatte inzwischen, von Entsetzen geschüttelt, fluchtartig den Raum verlassen. Die Lippen der Frau bewegten sich schnell, und obwohl ich es nicht hören konnte, wusste ich dass sie betete. Ihre Beine hingen an beiden Seiten des Pferdes zum Boden hinab und die Knechte hatten ihre Knöchel und die eisernen Ringe, die man in den Boden eingelassen hatte, mit Seilen verbunden.

Das Herz wurde mir schwer, als ich diese ominösen Vorbereitungen sah und dennoch wurde ich vom Grauen gefesselt, ich konnte mich nicht von der Szene abwenden. Ein Mann mit einem Eimer Wasser in jeder Hand war hereingekommen, ihm folgte ein

anderer mit einem dritten Eimer. Sie stellten diese neben dem Pferd ab. Der zweite Mann hatte noch eine hölzerne Kelle bei sich – geformt wie eine Halbkugel mit geradem Griff. Er gab sie dem Mann in schwarz. Im gleichen Moment erschien einer der Knechte mit einem dunklen Gegenstand in seiner Hand, der mir selbst in meinem Traum recht vertraut vorkam. Es war der lederne Trichter. Mit schrecklicher Gewalt stieß er ihn – aber ich konnte es nicht mehr ertragen. Die Haare standen mir vor Schreck zu Berge. Ich krümmte mich, kämpfte und zerbrach die Fesseln des Schlafs. Mit einem Schrei landete ich wieder in meinem eigenen Leben. Ich lag zitternd vor Grauen in der großen Bibliothek; der Mond schien durch das Fenster und warf seltsame silberne und schwarze Streifen auf die gegenüberliegende Wand.

Eine tonnenschwere Last fiel mir von der Seele als mir bewusst wurde, dass ich wieder zurück im 19. Jahrhundert war – ich war dem mittelalterlichen Gewölbe entflohen und zurück in einer Welt, in der die Menschen ein Herz in der Brust hatten. Ich setzte mich, an allen Gliedern zitternd, auf; ich fühlte Dankbarkeit, aber auch Entsetzen. Es fiel mir schwer zu glauben, dass solche Dinge jemals getan wurden – dass sie getan werden konnten, ohne dass Gott den Folterknechten den Schädel einschlug. War es nur ein Traum, oder war es in der brutalen, dunklen Geschichte der Welt wirklich geschehen? Ich sackte in mich zusammen und stützte meinen Kopf mit zitternden Händen. Und dann, plötzlich blieb mir fast das Herz stehen und ich konnte nicht einmal mehr schreien. Etwas kam aus dem Dunkel des großen Raumes auf mich zu.

Es ist der Schrecken, der einem Schrecken folgt, welcher den Geist eines Mannes brechen kann. Ich konnte nicht denken, ich konnte nicht beten, ich konnte nur dasitzen und die dunkle Figur anstarren, die durch den Raum kam. Dann erreichte sie die vom Mond beschienene Zone und ich atmete auf. Es war Dacre und er hatte den gleichen erschrockenen Gesichtsausdruck wie ich.

»Waren Sie das? Um Himmels willen, was ist geschehen?« fragte er mit belegter Stimme.

»Oh, Dacre, ich bin froh, Sie zu sehen. Es war die Hölle. Es war fürchterlich!«

»Dann waren Sie es, der schrie?«

»Ich fürchte, ja.«

»Es war im ganzen Haus zu hören, die Diener sind alle sehr erschrocken.« Mit einem Streichholz zündete er die Lampe an. »Ich denke, wir sollten das Feuer wieder entfachen«, fügte er hinzu und warf ein paar Scheite auf den Rost. »Du liebe Güte, mein Freund, wie blass Sie sind. Sie sehen aus, als hätten Sie ein Gespenst gesehen.«

»Das habe ich – mehrere Gespenster.«

»Der Ledertrichter hat also funktioniert?«

»Für kein Geld der Welt würde ich noch einmal neben ihm schlafen.«

Dacre kicherte.

»Ich habe mir schon gedacht, dass Sie eine lebhaftige Nacht haben würden«, sagte er, »aber im Gegenzug dafür war die meine auch nicht erquicklich, denn so ein Schrei um

zwei Uhr morgens ist kein angenehmes Geräusch. Ich nehme also an, Sie konnten die ganze fürchterliche Angelegenheit beobachten?«

»Welche fürchterliche Angelegenheit?«

»Die Folter mit Wasser – das hochnotpeinliche Verhör – wie man es in der ›freundlichen‹ Ära des Sonnenkönigs nannte. Haben Sie es bis zum Ende ertragen?«

»Nein, Gott sei Dank nicht. Ich erwachte, bevor es richtig anfing.«

»Ah! Das ist gut für Sie. Ich hielt bis zum dritten Eimer durch. Nun, es ist eine alte Geschichte und sie liegen nun alle in Ihren Gräbern. Welche Rolle spielt es noch, wie sie da hineingelangt sind? Ich vermute, dass Sie nicht wissen, was Sie gesehen haben.«

»Die Folterung irgendeiner Kriminellen. Sie muss ein fürchterlicher Bösewicht gewesen sein, wenn ihre Strafe ihren Verbrechen angemessen war.«

»Nun, dieser kleine Trost wird uns gegönnt«, sagte Dacre, zog seinen Morgenmantel enger um sich und rückte näher zum Feuer. »Die Strafe war angemessen, wenn ich mich bei der Identität dieser Person nicht irre.«

»Wie könnten Sie diese herausgefunden haben?«

Als Antwort nahm Dacre einen alten, in Pergament gebundenen Folianten aus dem Regal.

»Hören Sie«, sagte er, »es ist im Französisch des 17. Jahrhunderts verfasst und ich werde es für Sie übersetzen. Dann können Sie selbst beurteilen, ob das Rätsel damit gelöst ist oder nicht.«

»Die Gefangene wurde vor die Große Kammer des Parlamentsgerichts gebracht. Sie wurde angeklagt, ihren Vater, Dreux d'Aubray, und ihre beiden Brüder – beide rechtschaffene und angesehene Bürger – umgebracht zu haben. Es war schwer zu glauben, dass sie wirklich derartige Untaten begangen hatte, denn sie war von angenehmer Erscheinung, kleiner Gestalt, mit glatter Haut und blauen Augen. Dennoch, das Gericht befand sie für schuldig und verurteilte sie zu einem normalen und dem außerordentlichen Verhör, um Sie zu zwingen, die Namen ihrer Komplizen preiszugeben. Danach sollte sie in einem Karren zum Place de Greve gebracht, dort enthauptet und verbrannt werden. Ihre Asche sollte dann in alle Winde verstreut werden.« Das Datum des Eintrags ist der 16. Juli 1676.«

»Das ist schon recht interessant, aber wie kommen Sie darauf, dass es sich bei beiden Frauen um dieselbe Person handelt?«

»Darauf komme ich jetzt. Das Protokoll berichtet weiter von dem Verhalten der Frau während der Befragung. ›Als der Scharfrichter eintraf, erkannte sie ihn an den Seilen in seinen Händen und sofort streckte sie ihm ihre Hände hin, wobei sie ihn von oben bis unten betrachtete.« Wie finden Sie das?«

»Ja, so war es.«

»Sie blickte ohne Furcht auf das hölzerne Pferd und die Ringe, die schon bei so vielen heftigen Widerstand und Schreie des Entsetzens hervorgerufen hatten. Als sie die drei Eimer mit Wasser sah, die man für sie vorbereitet hatte, sagte sie mit einem Lächeln: „All dieses Wasser wurde wohl hergebracht, um mich zu ertränken, Monsieur. Sie werden

doch wohl nicht annehmen, dass eine so kleine Person wie ich das alles verschlucken kann.« < Soll ich fortfahren? ><

»Um Himmels willen, nein!«

»Hier ist ein Satz, der sicher beweist, dass dieses Protokoll die Szene beschreibt, die Sie heute Nacht gesehen haben: ›Der gute Abbé Pirot konnte die Qualen, denen sein Schützling ausgesetzt war, nicht mit ansehen; er eilte aus dem Raum.< Überzeugt Sie das?«

»Das tut es. Es handelt sich zweifellos um das gleiche Ereignis. Aber wer war die Frau, deren Erscheinung so attraktiv und deren Ende so schrecklich war?«

Dacre kam zu mir herüber und stellte die Lampe auf den kleinen Tisch neben meinem Bett. Er nahm den verwünschten Trichter in die Hand und drehte ihn so, dass das Licht voll auf den Messingring fiel. Aus diesem Blickwinkel konnte ich die Gravuren besser erkennen als am Abend zuvor.

»Wir waren uns bereits darüber einig, dass es sich um das Abzeichen eines Marquis oder einer Marquise handelt«, sagte er, »und wir haben auch festgestellt, dass der letzte Buchstabe ein B ist.«

»Ohne Zweifel.«

»Ich vermute nun, dass die anderen Buchstaben, von links nach rechts lauten: M, M, ein kleines d, A, noch ein kleines d und dann das B.«

»Da haben Sie vermutlich Recht. Ich kann die beiden kleinen d's ziemlich gut erkennen.«

»Was ich ihnen soeben vorgelesen habe«, sagte Dacre, »ist das offizielle Protokoll des Verfahrens gegen Marie Madeleine d'Aubray, Marquise de Brinvilliers<sup>2</sup>, eine der berüchtigtsten Giftmischerinnen und Mörderinnen aller Zeiten.«

Ich saß nur noch still da, überwältigt von der außergewöhnlichen Natur des Ereignisses und der Vollständigkeit der Beweise, mit denen Dacre seine wahre Bedeutung aufgedeckt hatte. Ich konnte mich vage an den Lebenslauf der Frau erinnern, ihre ungezügelter Ausschweifungen, die kaltblütige und ausgedehnten Folter ihres kranken Vaters und den Mord an Ihren Brüdern für einen geringfügigen Gewinn. Ihre Tapferkeit bei ihrem Ende wollte so gar nicht zu ihren entsetzlichen Taten passen, aber sie gewann damit die Sympathie der Bürger von Paris, die nun die Person, die sie noch Tage zuvor als Mörderin beschimpften, als Märtyrerin feierten. Es gab nur noch eine Sache, die mich beschäftigte.

»Aber wie kamen ihre Initialen auf den Trichter? Sicher wurde der mittelalterliche Respekt vor dem Adel nicht soweit getrieben, dass man die Folterinstrumente mit ihrem Zeichen versah.«

»Diese Frage hat mich auch schon beschäftigt«, sagte Dacre, »aber es gibt eine einfache Erklärung. Der Fall rief seinerzeit ganz außergewöhnliche Aufmerksamkeit hervor, also ist es verständlich, dass der Polizeichef La Reynie den Trichter als makabres Souvenir behielt. Es kam ja nicht oft vor, dass man bei einer Marquise von Frankreich das



hochnotpeinliche Verhör durchgeführt hatte. Dass er ihn zur Information anderer mit ihren Initialen versehen hatte, war aus seiner Sicht ganz normal.«

»Und dies?« Ich wies auf die Riefen am Hals des Trichters hin.

»Sie war eine grausame Tigerin, und ihre Zähne waren stark und scharf«, sagte Dacre, als er sich abwandte.

---

- 1 Schriftstück, von dem der ursprüngliche Text abgeschabt wurde, damit das Pergament anderweitig verwendet werden konnte.
- 2 0,951
- 3 Deutscher Bischof und Gelehrter im 13. Jahrhundert.
- 4 ›Heilmagnetiseur‹ und Hypnotiseur, von Friedrich Stoltze in seiner Geschichte »Der thierische Magnetismus« parodiert.
- 5 Eine komplexe Abfolge mehrerer Aufstände und Revolten in Frankreich, zur Zeit Ludwigs XIII und XIV, nachzulesen in Wikipedia unter dem Suchbegriff ›Fronde‹.
- 6 Eine merkwürdige Sitte, die tatsächlich praktiziert wurde, es geht hier um trockene Kuchenstücke und keineswegs um Sahnetorten.
- 7 Sie hat wirklich gelebt und ihre Verwandten vergiftet.

## Der Käfersammler

»Ein seltsames Erlebnis?« sagte der Doktor. »Ja, meine Freunde, ich hatte einmal ein sehr seltsames Erlebnis. Ich glaube nicht, dass mir so etwas noch einmal passiert. Es würde allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit widersprechen, dass es zwei solcher Ereignisse im Leben eines Menschen gibt. Glaubt mir oder nicht, aber es geschah genau so, wie ich es jetzt erzählen will.«

\*

Ich war gerade Arzt geworden, hatte aber noch keine entsprechende Stelle angenommen. Ich wohnte damals in der Gower Street. Die Hausnummern wurden in der Zwischenzeit geändert. Jedenfalls war mein Haus das einzige Gebäude auf der linken Seite – von der Metropolitan Station aus gesehen – das bogenförmige Fenster hatte. Eine Witwe namens Murchinson kümmerte sich seinerzeit um das Haus. Sie hatte drei Medizinstudenten und einen Ingenieur als Mieter. Ich bewohnte die Dachkammer; es war das billigste Zimmer, aber so billig es auch war, ich konnte es mir kaum leisten. Meine kleinen Rücklagen schmolzen dahin, mit jedem Tag wurde es dringender, dass ich eine Beschäftigung fand. Ich wollte keine Stelle in einer Praxis für Allgemeinmedizin annehmen, denn meine Ambitionen galten der Wissenschaft; besonders die Zoologie hatte es mir angetan. Ich war fast soweit aufzugeben und mich als unterbezahlter Assistenzarzt zu verdingen, als auf völlig ungewöhnliche Weise der Wendepunkt in meinem Leben kam.

Eines Morgens überflog ich die Tageszeitung und stellte fest, dass es überhaupt nichts Neues gab. Ich wollte sie schon zur Seite legen, als mein Blick auf eine Annonce unter den Stellenanzeigen fiel. Sie lautete wie folgt:

Suche die Dienste eines Arztes für einen oder mehrere Tage. Der Bewerber muss ein kräftiger, entschlossener Mann mit eisernen Nerven sein. Er muss Entomologe sein – eine Spezialisierung auf Koleopterologie<sup>1</sup> ist von Vorteil. Bewerber werden um persönliche Vorsprache in der Brook Street 77b gebeten. Die Bewerbung muss bis heute um 12:00 Uhr erfolgen.

Ich habe ja bereits erwähnt, dass ich eine Vorliebe für Zoologie habe. Von allen Zweigen dieser Wissenschaft fand ich die Insektenkunde stets am interessantesten und mit der Gattung der Käfer war ich am vertrautesten. Schmetterlingssammler gibt es viele, aber Käfer sind auf den Inseln weitaus variantenreicher und leichter zu finden als Schmetterlinge. Diesem Umstand ist mein besonderes Interesse zuzuschreiben; meine Sammlung umfasste inzwischen einige hundert Arten. Weiterhin wusste ich, dass ich mich auf meine Nerven verlassen konnte und ich hatte den Gewichte-Weitwurf<sup>2</sup> bei den Sportwettkämpfen der Krankenhäuser gewonnen. Ich war ganz sicher der richtige Mann für diese Stelle. Kaum fünf Minuten nachdem ich die Anzeige gelesen hatte, saß ich auch schon in einer Droschke und war auf dem Weg zur Brook Street.

Unterwegs grübelte ich natürlich darüber, welche Art von Anstellung eine solche Qualifikation erforderte. Eine gute Konstitution, Entschlossenheit, Kenntnisse in Medizin

und Käferkunde – wie passte das zusammen? Dass die Anstellung nicht von Dauer sein würde, sondern von einem Tag auf den anderen gekündigt werden konnte, war natürlich entmutigend. Je mehr ich darüber nachdachte, desto unverständlicher wurde es für mich. Aber am Ende aller Überlegungen kam ich immer wieder auf den wichtigsten Punkt zurück: Meine Rücklagen waren aufgebraucht und ich hatte nichts mehr zu verlieren, also war ich zu jedem Abenteuer – so gefährlich es auch sein mochte –, bereit, wenn es mir nur ein paar ehrlich verdiente Sovereigns<sup>3</sup> einbrachte. Wenn man etwas zu verlieren hat, fürchtet man sich natürlich vor einem Risiko, aber mir konnte Fortuna nichts mehr abnehmen. Ich war wie ein Spieler mit leeren Taschen, der trotzdem noch am Spiel teilnehmen durfte.

Brook Street Nr. 77b war eines dieser schäbigen und doch imposanten Gebäude, mit graubraun angestrichener, schnörkelloser Fassade und dem achtungsgebietenden, soliden Stil der Baumeister aus der georgianischen Ära. Als ich aus der Kutsche stieg, kam ein junger Mann aus der Tür eilig die Straße hinunter. Er warf mir einen forschenden, aber auch missgünstigen Blick zu. Ich nahm dies als gutes Omen, denn er schien ein abgewiesener Bewerber zu sein und wenn ihm meine Bewerbung missfiel, dann war die Stelle wohl noch nicht besetzt. Voller Hoffnung stieg ich die breiten Stufen hinauf und betätigte den schweren Klopfer.

Ein Diener in Livree öffnete die Tür. Scheinbar machte ich nun Bekanntschaft mit ›den oberen 10.000‹.

»Sie wünschen, mein Herr?« sagte der Diener.

»Ich komme wegen der ...«

»Sehr wohl, mein Herr«, sagte der Diener. »Lord Linchmere wird Sie sofort in der Bibliothek empfangen.«

Lord Linchmere! Den Namen hatte ich schon gehört, aber ich konnte mich nicht mehr erinnern, in welchem Zusammenhang. Der Diener führte mich in einen großen Raum mit Bücherregalen. Hinter einem Schreibtisch saß ein kleiner Mann mit einem angenehmen, glattrasierten, lebhaften Gesicht und langem, mit grauen Strähnen durchzogenem Haar, das nach hinten gebürstet war. Mit einem klugen, durchdringenden Blick sah er mich von oben bis unten an; meine Karte, die ihm der Diener gereicht hatte, hielt er in der rechten Hand. Dann lächelte er freundlich und ich hatte den Eindruck, dass zumindest mein Äußeres seinen Anforderungen entsprach.

»Sie kommen wegen meiner Anzeige, Dr. Hamilton?«, fragte er.

»Jawohl, mein Herr.«

»Entsprechen Sie den Anforderungen, die ich gestellt habe?«

»Ich denke schon.«

»Ihr Erscheinungsbild ist das eines starken Mannes.«

»Ich glaube, ich bin ziemlich stark.«

»Und entschlossen?«

»Ich meine ja.«

»Haben Sie jemals erfahren, was es bedeutet, in akuter Gefahr zu schweben?«

»Nein, bis jetzt noch nicht.«

»Denken Sie, Sie können in einer solchen Situation kühl und unverzüglich reagieren?«

»Das hoffe ich.«

»Nun, ich glaube, das können Sie; umso mehr, da Sie nicht behaupten sicher zu sein, wie Sie sich in einer noch unbekanntem Situation bewähren werden. Ich habe den Eindruck, dass Ihre persönlichen Qualitäten genau meinen Erwartungen entsprechen. Nachdem dies erledigt ist, lassen Sie uns zum nächsten Punkt übergehen.«

»Der da ist?«

»Erzählen Sie mir von Käfern.«

Ich sah ihn an um festzustellen, ob er scherzte, aber das Gegenteil schien der Fall zu sein. Er saß begierig nach vorne gelehnt an seinem Schreibtisch, mit einem ängstlichen Gesichtsausdruck.

»Ich befürchte, dass Sie nichts über Käfer wissen«, rief er.

»Im Gegenteil, mein Herr, ich glaube, dass ich gerade dieses Wissensgebiet gut beherrsche.«

»Ich bin hoch erfreut, dies zu hören. Bitte erzählen Sie mir von Käfern.«

Also erzählte ich. Ich behauptete nicht, dass ich irgendetwas Einzigartiges über das Thema zu berichten hatte, aber ich gab ihm einen kurzen Abriss über die Eigenschaften der Käfer und ging die verbreiteteren Arten durch. Natürlich versäumte ich nicht, auf meine eigene kleine Sammlung anzuspielen und den Artikel über ›Totengräber-Käfer‹ zu erwähnen, den ich im ›Journal of Entomological Science‹ veröffentlicht hatte.

»Was, kein Sammler?« rief Lord Linchmere. »Sie glauben nicht, dass Sie selbst ein Sammler sind?« Der Gedanke schien ihn zu amüsieren.

»Sie sind mit Sicherheit für meine Zwecke der geeignetste Mann in London. Ich dachte mir schon, dass es unter den 5 Millionen Einwohnern einen solchen Mann geben müsse, aber es ist enorm schwierig, ihn zu entdecken. Ich hatte außerordentliches Glück, Sie zu finden.«

Er schlug den Gong auf dem Tisch und der Diener trat ein.

»Fragen Sie Lady Rossiter, ob sie die Freundlichkeit besitzt, zu kommen«, sagte seine Lordschaft, und ein paar Augenblicke später wurde die Lady in den Raum geführt. Sie war eine kleine Frau mittleren Alters, die mit ihrem lebhaften und aufmerksamen Antlitz und den schwarzen, mit grauen Strähnen durchzogenem Haar Lord Linchmere ähnelte. Der Ausdruck von Besorgnis, den ich schon bei ihm bemerkt hatte, war bei ihr noch ausgeprägter. Ein großer Kummer schien sie zu belasten. Als Lord Linchmere mich ihr vorstellte, drehte sie sich zu mir um und ich war schockiert, als ich eine halb verheilte, fünf Zentimeter lange Schnittwunde über der rechten Augenbraue entdeckte. Sie wurde halb von einem Pflaster verdeckt, dennoch konnte ich sehen, dass es sich um eine ernsthafte Verletzung handelte, die ihr erst vor kurzem zugefügt worden war.

»Dr. Hamilton ist der richtige Mann für deinen Zweck, Evelyn«, sagte Lord Linchmere. »Er ist eigentlich ein Käfersammler und schreibt Artikel über dieses Thema.«

»Tatsächlich!« sagte Lady Rossiter. »Dann haben Sie, wie jeder andere Experte, ohne Zweifel schon von meinem Mann, Sir Thomas Rossiter gehört.«

Zum ersten Mal kam etwas Licht ins Dunkel. Hier war die Verbindung zwischen diesen Leuten und den Käfern. Sir Thomas Rossiter! – er galt als der größte Experte der Welt auf diesem Gebiet. Er hatte sein Leben lang geforscht und eine umfassende Abhandlung darüber verfasst. Ich beeilte mich, ihr zu versichern, dass ich diese gelesen hatte und sehr schätzte.

»Sind Sie meinem Gatten schon begegnet?«

»Nein, ich hatte noch nicht das Vergnügen.«

»Das werden wir ändern«, sagte Lord Linchmere entschieden.

Die Dame stand neben dem Schreibtisch und legte ihre Hand auf seine Schulter. Als ich ihre Gesichter nebeneinander sah, wurde mir sofort klar, dass es sich um Geschwister handelte.

»Bist du wirklich bereit dafür, Charles? Das ist sehr nobel von dir, aber ich habe auch Angst.« Ihre Stimme zitterte vor Besorgnis und er schien gleichermaßen bewegt zu sein, aber er war sehr bemüht, seine Erregung zu verbergen.

»Ja, ja meine Teuerste; ich bin bereit, wir haben uns entschieden; soweit ich sehen kann, gibt es keinen anderen Ausweg.«

»Einen naheliegenden Weg gibt es.«

»Nein, Evelyn, ich werde dich nie im Stich lassen – niemals. Alles wird gut werden – vertraue darauf; alles wird gut. Dass wir so ein perfektes Instrument gefunden haben, ist eine Fügung Gottes.«

Ich war etwas verlegen, denn sie hatten offensichtlich meine Anwesenheit vergessen. Aber Lord Linchmere kam plötzlich auf mich und meine Tätigkeit zurück.

»Die Angelegenheit, für die ich Sie brauche, Dr. Hamilton, erfordert, dass Sie jederzeit zu meiner uneingeschränkten Verfügung stehen. Sie sollen mich auf einer kurzen Reise begleiten und stets an meiner Seite bleiben. Sie müssen versprechen, ohne zu fragen alles zu tun, was ich von Ihnen verlange – so unvernünftig es Ihnen auch erscheinen mag.«

»Unvernünftig? Aber das wäre doch ein guter Grund, Fragen zu stellen!«

»Unglücklicherweise kann ich selbst noch nicht absehen, wie sich die Sache entwickeln wird. Ich versichere Ihnen aber, dass ich nichts von Ihnen verlangen werde, das Sie nicht mit Ihrem Gewissen vereinbaren können. Ich verspreche Ihnen, wenn alles vorüber ist, werden Sie stolz darauf sein, dabei gewesen zu sein.«

»Wenn es glücklich ausgeht«, sagte die Dame.

»Genau, wenn es glücklich ausgeht«, wiederholte der Lord.

»Und die Vergütung?« fragte ich.

»Zwanzig Pfund am Tag.<sup>4</sup>«

Ich war verblüfft von der Höhe des Betrags, was man mir sicher auch angesehen hat.

»Es handelt sich um eine seltene Kombination von Qualifikationen, wie ihnen sicher schon beim Lesen der Anzeige klar wurde«, sagte Lord Linchmere. »Eine solche Ansammlung verschiedener Kenntnisse erfordert natürlich eine entsprechende

Bezahlung. Ich will Ihnen auch nicht verschweigen, dass Ihre Aufgabe sehr schwierig und vielleicht auch gefährlich ist. Weiterhin ist es denkbar, dass wir die Sache in ein oder zwei Tagen beenden können.«

»Wenn Gott will!« sagte seine Schwester.

»Nun, Dr. Hamilton, kann ich auf Ihre Unterstützung zählen?«

»Selbstverständlich«, antworte ich. »Sagen Sie mir, was ich zu tun habe.«

»Zunächst bitte ich Sie, nach Hause zu gehen und alles was Sie für eine kurze Reise aufs Land benötigen, einzupacken. Wir werden zusammen heute Nachmittag um 15:40 Uhr von ›Paddington Station‹<sup>5</sup> abfahren.«

»Fahren wir weit?«

»Nur bis Pangbourne.<sup>6</sup> Wir treffen uns um 15:30 Uhr am Zeitungsstand. Ich werde die Fahrkarten besorgen. Auf Wiedersehen, Dr. Hamilton. Ach, nebenbei, es wäre gut, wenn Sie zwei Dinge mitbringen könnten, sofern Sie diese besitzen. Zunächst Ihren Behälter für das Käfersammeln und dann einen möglichst schweren und stabilen Stock.«

Ihr könnt euch denken, dass mir eine Menge Gedanken durch den Kopf gingen, während ich mich zu meiner Wohnung begab und dann zum Bahnhof. Die einzelnen Facetten der Angelegenheit setzten sich in immer neuen Kombinationen in meinem Kopf zusammen, bis ich mir ein Dutzend möglicher Erklärungen ausgedacht hatte; die eine so grotesk und unwahrscheinlich wie die andere. Und doch ahnte ich, dass die Wahrheit ebenso grotesk und unwahrscheinlich sein müsste. Zu guter Letzt gab ich die Grübeleien auf und widmete meine Aufmerksamkeit der genauen Erfüllung meines Auftrags. Mit einem kleinen Handkoffer, meinem Sammlungsbehälter und einem schweren Spazierstock wartete ich am Zeitungsstand. Als Lord Linchmere eintraf, wirkte er noch kleiner, zerbrechlicher und abgehärmter, als ich ihn vom morgen in Erinnerung hatte. Er schien auch deutlich nervöser zu sein. Er trug einen dicken Reisemantel und in der Hand hatte er einen schweren Schwarzdornknüppel.

»Ich habe die Karten«, sagte er und ging voraus zum Bahnsteig.

»Hier ist unser Zug. Ich habe einen Wagon für uns reserviert, denn ich möchte Ihnen während unserer Fahrt noch ein paar Dinge einschärfen.«

Alles was er mir erklärte, konnte man in einem Satz zusammenfassen: Ich war da, um ihn zu beschützen und durfte ihn unter keinen Umständen auch nur für einen Augenblick alleine lassen. Er wiederholte dies immer wieder mit einer Eindringlichkeit, die die tiefe Zerrüttung seiner Nerven offenbarte.

Schließlich sagte er, da er meinen fragenden Blick bemerkte: »Ja, Dr. Hamilton, ich *bin* nervös. Ich war stets ein zurückhaltender Mann, das kommt von meiner anfälligen Gesundheit. Aber mein Geist ist stark und ich bin bereit, mich einer Gefahr zu stellen, vor der ein weniger nervöser Mann zurückschrecken würde. Ich bin nicht gezwungen, zu tun, was ich nun tun werde, es wird mir lediglich von meinem Pflichtgefühl diktiert. Ohne Zweifel ist es ein verzweifelter Versuch mit hohem Risiko. Wenn es schiefgeht, habe ich sicher einigen Anspruch auf einen Titel als Märtyrer.«

Dieses ewige Sprechen in Rätseln war zu viel für mich. Ich fühlte mich genötigt, es zu beenden.

»Ich glaube, es wäre besser, wenn Sie mir vollständig vertrauen würden, mein Herr«, sagte ich. »Es ist unmöglich für mich, wirkungsvoll zu handeln, wenn ich unsere Ziele nicht kenne oder auch nur, wohin wir reisen.«

»Oh, das Ziel unserer Reise muss ich Ihnen nicht verheimlichen. Wir begeben uns zum ›Delamere Court‹, der Residenz von Sir Thomas Rossiter, dessen Werk Sie ja gut kennen. Im derzeitigen Stadium unserer Bemühungen würde es uns noch nicht weiterhelfen, wenn wir Sie vollständig einweihen. Eines unserer Ziele – ich sage ›uns‹, denn meine Schwester, Lady Rossiter, teilt meine Meinung – ist es, jegliche Form von Skandal zu vermeiden. Ich bitte Sie daher um Verständnis, dass ich ihnen nur die absolut erforderlichen Informationen anvertrauen möchte. Wenn ich Sie um Rat fragen müsste, läge der Fall natürlich anders. Aber im Moment benötige ich lediglich Ihre tatkräftige Unterstützung und ich werde Ihnen zu gegebener Zeit sagen, wie Sie mir diese am besten geben können.«

Nun gab es nichts mehr zu sagen und ein armer Mann konnte sich bei einer Vergütung von zwanzig Pfund am Tag damit zufrieden geben. Nichtsdestoweniger fühlte ich mich von Lord Linchmere niederträchtig behandelt. Er schien mich wie ein einfaches Werkzeug benutzen zu wollen, so wie den Knüppel in seiner Hand. Seine Zurückhaltung sagte mir, dass ein Skandal abscheulich für ihn wäre und es wurde mir klar, dass er mich nur dann weiter ins Vertrauen ziehen würde, wenn es keinen anderen Weg mehr gab. Also musste ich meine eigenen Augen und Ohren benutzen, um das Rätsel zu lösen und ich war überzeugt davon, dass ich mich auf sie verlassen konnte.

Delamere Court war etwa acht Kilometer vom Bahnhof entfernt und wir fuhren die Strecke in einem offenen Wagen. Lord Linchmere war tief in Gedanken versunken und sprach nicht, bis wir das Ziel fast erreicht hatten. Dann gab er ganz überraschend eine neue Information.

»Wahrscheinlich wissen Sie nicht, dass ich wie Sie Mediziner bin.«

»Nein, mein Herr, das war mir nicht bekannt.«

»Ich habe mein Examen in jungen Jahren abgelegt, lange bevor ich mein Erbe antrat. Ich hatte zwar keinen Anlass, den Beruf auszuüben, aber ich empfand die Ausbildung stets als nützlich. Ich habe es nie bedauert, ein paar Jahre dem Studium geopfert zu haben. Dort sind die Tore von Delamere Court.«

Wir kamen zu zwei hohen Säulen, mit Wappentieren an der Spitze, die am Anfang einer gewundenen Allee standen. Durch die Lorbeer- und Rhododendronbüsche konnte ich den großen Herrensitz sehen. Die Mauern erfreuten das Auge mit einem warmen, freundlichen Ton von alten Ziegensteinen; es gab eine Vielzahl von Giebeln und Efeuranken. Ich war ganz in die Bewunderung dieses herrlichen Hauses vertieft, als mein Begleiter mich nervös am Ärmel zog.

»Hier ist Sir Thomas«, flüsterte er, »bitte sprechen Sie über Käfer so gut sie können.«

Eine lange, dünne Gestalt, merkwürdig eckig und knochig, war durch eine Lücke in der Lorbeerhecke hervorgetreten. In einer Hand hielt er einen Spaten und er trug die Arbeitshandschuhe eines Gärtners. Sein Gesicht lag im Schatten eines breitkrepigen, grauen Hutes, aber es schien äußerst herb zu sein, mit einem ungepflegten Bart und rohen, unregelmäßigen Zügen. Der Wagen hielt und Lord Linchmere sprang heraus.

»Mein lieber Thomas, wie geht es dir?« sagte er herzlich.

Aber die Herzlichkeit wurde keineswegs erwidert. Der Eigentümer des Anwesens sah mich über die Schulter seines Schwagers an; ich konnte nur Buchstücke von seiner Antwort verstehen – »weißt du genau ... Abneigung gegen Fremde ... ungerechtfertigtes Eindringen ... absolut unentschuldigbar«. Dann gab es eine gemurmelte Erklärung und die beiden kamen zum Wagen.

»Darf ich Ihnen Sir Thomas Rossiter vorstellen, Dr. Hamilton«, sagte Lord Linchmere. »Sie werden feststellen, dass Sie viele gemeinsame Interessen haben.«

Ich verbeugte mich. Sir Thomas stand sehr steif da und sah streng unter seinem breitkrepigen Hut hervor.

»Lord Linchmere teilte mir mit, dass Sie etwas über Käfer wissen«, sagte er. »Was wissen Sie über Käfer?«

»Alles, was ich aus Ihrem Werk über die Coleoptera gelernt habe, Sir Thomas«, antwortete ich.

»Nennen Sie mir die Namen der allgemein bekannten britischen Skarabäus-Arten«, sagte er.

Ich hatte zwar keine Prüfung erwartet, aber glücklicherweise brauchte ich eine solche auch nicht zu fürchten. Meine Antwort schien ihn zu befriedigen, denn sein finsterner Gesichtsausdruck entspannte sich.

»Sie haben offensichtlich von der Lektüre meines Buches profitiert, mein Herr«, sagte er. »Ich treffe selten jemanden, der sich wirklich für diese Dinge interessiert. Die Leute haben immer Zeit, sich mit trivialen Sachen wie Sport und Gesellschaft zu beschäftigen, die Käfer werden dabei vollkommen vergessen. Ich kann Ihnen versichern, dass die meisten dieser Idioten in diesem Teil des Landes noch nicht einmal wissen, dass ich ein Buch geschrieben habe – dabei bin ich doch der erste, der die wahre Funktion der Elytra<sup>z</sup> beschrieben hat. Ich freue mich, Sie zu treffen, mein Herr. Ohne Zweifel kann ich ihnen einige Exemplare zeigen, die Sie interessieren werden.« Er stieg in den Wagen und fuhr mit uns bis zum Haus, wobei er mir ein paar aktuelle Forschungen, die er an der Anatomie der Marienkäfer vorgenommen hatte, erläuterte.

Wie bereits erwähnt, trug Sir Thomas einen großen Hut, den er bis zu den Augenbrauen heruntergezogen hatte. Als wir die Halle betraten, nahm er ihn ab, und sofort bemerkte ich etwas sehr Seltsames, das vorher verdeckt war. Seine hohe Stirn, die durch einen altersbedingten Haarverlust noch höher wirkte, schien permanent in Bewegung zu sein. Irgendeine Nervenschwäche sorgte für andauernde Krämpfe seiner Muskeln; manchmal war es nur ein einfaches Zucken, dann wieder eine merkwürdige, kreisförmige Bewegung. So etwas hatte ich bisher noch nicht gesehen. Es war



überdeutlich zu erkennen, als er sich uns zuwendete, nachdem wir sein Arbeitszimmer betreten hatten. Der Kontrast zu seinem harten, ruhigen Blick aus seinen grauen Augen, die unter den pulsierenden Brauen hervorschauten, machte die Angelegenheit noch ungewöhnlicher.

»Ich bedaure, dass Lady Rossiter nicht hier ist, um Sie zu begrüßen«, sagte er. »Bei der Gelegenheit, Charles, hat Evelyn gesagt, wann sie zurückkehren möchte?«

»Sie will noch ein paar Tage in der Stadt bleiben«, sagte Lord Linchmere. »Du weißt ja, wie sich die gesellschaftlichen Verpflichtungen einer Dame anhäufen, wenn sie einige Zeit auf dem Land verbracht hat. Derzeit sind viele alte Freunde meiner Schwester in der Stadt.«

»Gut, sie ist Ihre eigene Herrin, und ich will ihr da nicht hineinreden, aber ich bin froh, wenn Sie wieder da ist. Es ist sehr einsam hier, ohne ihre Gesellschaft.«

»Ich habe befürchtet, dass du so empfinden würdest; das war einer der Gründe, weshalb ich kam. Mein junger Freund, Dr. Hamilton, zeigte viel Interesse an deinem Fachgebiet, ich dachte es würde dich daher nicht stören, wenn er mich begleitet.«

»Ich führe ein zurückgezogenes Leben, Dr. Hamilton, und habe eine Abneigung gegen Fremde entwickelt«, sagte unser Gastgeber. »Manchmal denke ich, meine Nerven sind nicht so gut, wie sie sein sollten. Meine Reisen auf der Suche nach Käfern, die ich in jungen Jahren unternahm, führten mich in viele Malariagebiete und andere ungesunde Orte. Aber ein Käferkundler wie Sie ist wie ein Bruder für mich und stets ein willkommener Gast. Es wird mir eine Freude sein, Ihnen meine Sammlung zu zeigen, die ich sicher ohne zu übertreiben, als die Beste in ganz Europa bezeichnen darf.«

Ohne Zweifel, so war es! In einem riesigen Schrank aus Eichenholz mit flachen Schubladen bewahrte er – sorgfältig beschriftet und eingeordnet – die Käfer aus allen Teilen der Erde auf; schwarze, braune, blaue, grüne und gesprenkelte. Während er mit der Hand über die endlosen Reihen aufgespießter Insekten hinwegstrich, wies er oft auf besonders seltene Arten hin. Er behandelte sie wie kostbare Relikte und berichtete von ihren Eigenschaften und wie er in ihren Besitz gekommen war. Offensichtlich hatte er nicht oft aufmerksame Zuhörer, denn er redete und redete, bis die Abenddämmerung vorüber war und ein Gongschlag anzeigte, dass es Zeit war, sich für das Abendessen umzuziehen. Die ganze Zeit sagte Lord Linchmere gar nichts, aber er stand an der Seite seines Schwagers und ich bemerkte, wie er ihm fortwährend neugierige und fragende Blicke zuwarf. Seine Züge drückten starke Bewegung, Befürchtungen, Sympathie und Hoffnung aus; all dies glaubte ich erkennen zu können. Ich war sicher, dass Lord Linchmere etwas befürchtete und auf etwas wartete, aber was dieses Etwas war, konnte ich mir nicht vorstellen.

Der Abend verging ruhig und angenehm. Er wäre für mich vollkommen entspannend gewesen, wenn ich nicht die permanente Anspannung bei Lord Linchmere wahrgenommen hätte. Unser Gastgeber wurde mir im Laufe des Abends immer sympathischer. Oft sprach er voll Zuneigung von seiner abwesenden Gattin und auch von seinem kleinen Sohn, der kürzlich in ein Internat geschickt worden war. Das Haus sei nicht dasselbe ohne sie, sagte er. Wenn er seine wissenschaftlichen Studien nicht hätte,

wüsste er nicht, wie er die Tage überstehen sollte. Nach dem Essen rauchten wir eine Weile im Billard-Salon und gingen dann früh ins Bett.

Da geschah es, dass ich zum ersten Mal den Verdacht hegte, Lord Linchmere sei verrückt. Nachdem sich unser Gastgeber zurückgezogen hatte, folgte er mir in mein Zimmer.

»Doktor«, sagte er mit leiser, hastiger Stimme, »Sie müssen mit mir kommen. Sie müssen die Nacht in meinem Zimmer verbringen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich möchte das nicht näher erklären. Aber es gehört zu Ihren Pflichten. Mein Zimmer liegt ganz in der Nähe und Sie können in Ihr eigenes zurückkehren, bevor die Diener am Morgen zum Wecken kommen.«

»Aber warum?«, fragte ich.

»Ich bin ängstlich, wenn ich alleine bin«, sagte er. »Das ist der Grund; einen anderen muss es für Sie nicht geben.«

Es erschien mir ziemlich verrückt, aber das Argument von zwanzig Pfund war gewichtiger als manche Bedenken. Ich folgte ihm in sein Zimmer.

»Gut, sagte ich, aber in diesem Bett hat nur einer Platz.«

»Und nur einer darf sich hinlegen«, antwortete er.

»Und der andere?«

»Muss Wache stehen.«

»Warum?« sagte ich. »Man könnte meinen, Sie befürchten einen Angriff.«

»Vielleicht tue ich das.«

»In diesem Fall können Sie die Tür abschließen.«

»Vielleicht *möchte* ich ja angegriffen werden.«

Das sah immer mehr nach Wahnsinn aus. Doch im Moment konnte ich nichts anderes tun, als nachzugeben. Ich zuckte mit den Achseln und nahm auf einem Sessel neben dem leeren Kamin Platz.

»Dann ist es meine Aufgabe, Wache zu halten?« sagte ich wehmütig.

»Wir werden uns die Wache teilen. Wenn Sie wollen, wachen Sie bis 2 Uhr, ich werde den Rest der Nacht übernehmen.«

»Sehr gut.«

»Dann wecken Sie mich um 2 Uhr.«

»Das werde ich tun.«

»Halten Sie Ihre Augen offen und wenn Sie irgendwelche Geräusche hören, dann wecken Sie mich sofort – *sofort*, haben Sie verstanden?«

»Sie können sich darauf verlassen.« Ich versuchte, so ernsthaft wie er zu wirken.

»Und um Himmels Willen, schlafen Sie nicht ein«, sagte er noch, bevor er lediglich seinen Mantel auszog und sich zum Schlafen hinlegte.

Es war eine traurige Nachtwache, umso mehr als ich sie als Narretei empfand. Wenn Lord Linchmere aus irgendeinem abwegigen Grund tatsächlich im Haus von Sir Thomas

in Gefahr schwebte, warum um alles in der Welt konnte er nicht einfach die Tür verschließen, um sich zu schützen. Dass er sich wünschte, angegriffen zu werden, war doch absurd. Warum sollte er sich das wünschen? Und wer sollte den Wunsch verspüren, ihn anzugreifen? Ganz klar, Lord Linchmere litt unter einer Wahnvorstellung und das Ergebnis war, dass mir meine Nachtruhe aufgrund einer dummen Ausrede gestört war. Doch, obwohl es absurd war, solange ich in seinen Diensten stand, war ich entschlossen, meine Anweisungen auf das genaueste zu befolgen. Also saß ich neben dem leeren Kamin und lauschte dem klangvollen Schlagen der Standuhr, die sich irgendwo am Ende des Korridors befand und jede Viertelstunde schlug. Es war eine endlose Wache. Abgesehen von der Uhr war es vollkommen still in dem großen Haus. Eine kleine Lampe stand auf dem Tisch neben mir und beleuchtete meine unmittelbare Umgebung; die Ecken des Raumes lagen im Dunkeln. Lord Linchmere schlief friedlich im Bett. Ich beneidete ihn um seinen Schlaf und meine Augenlider wurden immer schwerer. Aber immer dann, wenn mir die Augen zufielen, weckte mich mein Pflichtgefühl; ich setzte mich auf, rieb mir die Augen und kniff mich selbst. Ich war entschlossen, bis zum Ende meiner absurden Wache wach zu bleiben.

Es gelang mir. Die Uhr im Korridor schlug 2 Uhr und ich legte meine Hand auf die Schulter des Lords. Er setzte sich sofort auf, wobei sein Gesicht äußerste Spannung ausdrückte.

»Haben Sie etwas gehört?«

»Nein, mein Herr, es ist 2 Uhr.«

»Sehr gut. Ich werde wachen. Sie können sich hinlegen.«

Kaum lag ich unter der Bettdecke, war ich auch schon eingeschlafen. Meine letzte Wahrnehmung war der kleine Lichtkreis der Lampe mit der kleinen, gebeugten Gestalt des Lords darin, der angespannt und besorgt dreinblickte.

Ich wusste nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ich von einem starken Ziehen an meinem Ärmel geweckt wurde. Es war dunkel, aber der heiße Geruch von Öl verriet mir, dass die Lampe erst in diesem Augenblick erloschen war.

»Schnell! Schnell!« flüsterte Lord Linchmere in mein Ohr.

Ich sprang aus dem Bett, er zog weiter an meinem Arm.

»Hier rüber!«, flüsterte er, und zog mich in eine Ecke des Raumes. »Still! Hören Sie!«

In der Stille der Nacht hörte ich deutlich die Schritte einer Person, die den Korridor herunter kam. Es war eine schleichende, zeitweilig aussetzende Bewegung, wie die einer Person, die vorsichtig nach jedem Schritt eine Pause machte. Manchmal war es für eine halbe Minute vollständig still, dann war wieder das Schlurfen und Knarren der Bewegung zu vernehmen. Mein Gefährte zitterte vor Erregung, die Hand, die immer noch meinen Ärmel hielt, schwankte wie ein Ast im Wind.

»Was ist es?« flüsterte ich.

»Er ist es!«

»Sir Thomas?«

»Ja.«

»Was hat er vor?«

»Still! Tun Sie nichts, bevor ich es sage!«

Ich war sicher, dass jemand die Tür öffnete. Ein ganz leises Klappern kam von der Klinke und dann sah ich einen Schlitz von gedämpftem Licht. Die Lampe brannte irgendwo am Ende des Korridors und ihr Schein reichte gerade aus, um sie aus dem Dunkel unseres Raumes zu erkennen. Der graue Schlitz wurde allmählich und langsam immer breiter und dann konnte ich gegen das Licht die dunkle Gestalt eines Mannes sehen. Er war in der Hocke und hatte daher die Silhouette eines massigen, missgestalteten Zwerges. Langsam öffnete sich die Tür mit dem bedrohlichen Schatten in der Mitte vollständig. Und dann, in einem Augenblick kam die die hockende Gestalt hoch, sprang wie ein Tiger quer durch den Raum und bumm, bumm, bumm, fielen drei gewaltige Schläge auf das Bett.

Ich war gelähmt vor Erstaunen und stand bewegungslos vor mich hinstarrend herum, als mich der Hilferuf meines Kameraden aus der Erstarrung riss. Durch die offene Tür kam genug Licht, um die Umrisse der Dinge erkennen zu können. Der kleine Lord hatte seine Arme um den Hals seines Schwagers geschlungen und klammerte sich tapfer an ihm fest, wie ein kleiner Pitbull, der sich in einen großen, schottischen Jagdhund verbissen hatte. Der große, knochige Man warf sich hin und her und wand sich, um seinen Angreifer in den Griff zu bekommen. Aber der andere hatte ihn von hinten gepackt und konnte seine Position behaupten, auch wenn mir seine schrillen, ängstlichen Schreie sagten, dass er die Auseinandersetzung als sehr ungleich empfand. Ich sprang zu seiner Unterstützung herbei und gemeinsam gelang es uns, Sir Thomas zu Boden zu werfen, wobei er mir in die Schulter biss. Trotz meiner Jugend, meinem Gewicht und meiner Stärke war es ein verzweifelter Kampf, bevor wir sein Toben unter Kontrolle hatten. Zu guter Letzt fesselten wir seine Arme mit dem Gürtel seines Bademantels und ich hielt seine Beine fest, während Lord Linchmere die Lampe wieder anzündete. Nun hörten wir die Geräusche vieler Füße in dem Korridor. Der Butler und zwei Diener waren von den Schreien alarmiert worden und stürmten in den Raum. Mit ihrer Hilfe hatten wir keine Probleme mehr, unseren Gefangenen zu bändigen, der schäumend und mit wütendem Blick auf dem Boden lag. Ein Blick in sein Gesicht war genug um festzustellen, dass es sich um einen gefährlichen Irren handelte. Der kurze, schwere Hammer, der nun neben dem Bett lag, zeigte deutlich seine mörderischen Absichten.

»Wenden Sie keine Gewalt an!«, sagte Lord Linchmere, als wir den sich sträubenden Mann auf die Füße stellten. »Nach dieser Erregung wird er in eine Phase der Erstarrung eintreten. Ich glaube er geht bereits in diesen Zustand über.« Während er sprach, wurden die Krämpfe weniger heftig, der Verrückte wurde schläfrig und der Kopf fiel auf seine Brust. Wir führten ihn durch den Korridor und legten ihn in sein eigenes Bett; er atmete heftig und verlor das Bewusstsein.

»Zwei von Ihnen werden auf ihn achtgeben«, ordnete Lord Linchmere an. »Und nun, Dr. Hamilton, folgen Sie mir bitte in mein Zimmer. Dort werde ich Ihnen die Erklärungen geben, die ich aus Angst vor einem Skandal solange zurückgehalten habe. Komme was da wolle, Sie werden niemals einen Grund finden, Ihren Einsatz diese Nacht zu bedauern.«

»Der Fall ist schnell dargelegt«, fuhr er fort, als wir alleine waren. »Mein armer Schwager ist der beste Mensch der Welt, ein liebevoller Gatte und verantwortungsvoller Vater, aber er stammt aus einer Familie, die vom Makel des Wahnsinns heimgesucht ist. Er hatte schon mehr als einmal diese mörderischen Anfälle, die umso schmerzhafter sind, als es sich beim Ziel dieser Übergriffe immer um Personen handelt, die ihm am nächsten stehen. Sein Sohn wurde auf ein Internat geschickt, um ihn aus der Gefahrenzone zu entfernen. Dann kam ein Angriff auf meine Schwester, seine Frau, die zwar entkommen konnte, aber verletzt wurde, wie Ihnen sicher bei unserem Treffen in London aufgefallen ist. Damit Sie es richtig verstehen: Im wachen Zustand weiß er nichts von seinen Anfällen. Er würde jede Andeutung, dass er unter bestimmten Umständen eine erhebliche Gefahr für seine geliebten Angehörigen darstellt, als vollkommen lächerlich zurückweisen. Wie ihnen bekannt ist, ist es bei derartigen Krankheitsbildern oft absolut unmöglich, den Kranken von der Existenz seiner Krankheit zu überzeugen. Und natürlich war es unser Hauptziel, seine Freiheit zu beschränken, bevor er seine Hände mit Blut befleckte. Aber dies war ungeheuer schwierig. Er hatte sich sehr zurückgezogen und würde nie einem Arzt Zutritt gewähren. Für unser Vorhaben war es selbstverständlich auch erforderlich, dass der Arzt sich von seinem Wahnsinn persönlich überzeugen konnte, aber dieser zeigt sich eben nur bei diesen seltenen Anfällen – ansonsten ist er so normal wie Sie und ich. Glücklicherweise treten vor jedem Anfall bestimmte Symptome auf; Warnungen für uns, auf der Hut zu sein. Das Hauptmerkmal sind die nervösen Zuckungen auf der Stirn, die Ihnen sicher nicht entgangen sind. Dieses Phänomen erscheint üblicherweise drei bis vier Tage vor einem Anfall. Als es sich erneut zeigte, kam seine Frau in die Stadt und fand Zuflucht in meinem Haus in der Brook Street. Es blieb mir überlassen, einen Arzt von Sir Thomas' Wahnsinn zu überzeugen; denn sonst wäre es nicht möglich, ihn an einen Ort zu verbringen, wo er keinen Schaden anrichten kann. Das erste Problem war, einen Arzt in sein Haus zu bringen. Da besann ich mich auf sein Interesse für Käfer und sein Wohlwollen für jedermann, der dieses Interesse teilt. Also gab ich eine diesbezügliche Anzeige auf und hatte das Glück, genau den Richtigen zu finden. Natürlich musste mein Begleiter ein kräftiger Mann sein, denn der Wahnsinn konnte nur durch einen mörderischen Angriff bewiesen werden. Ich hatte allen Grund anzunehmen, dass der Angriff auf mich erfolgen würde, denn im wachen Zustand hegt mein Schwager die höchste Wertschätzung für mich. Ich denke, Sie sind klug genug, um sich den Rest zusammenzureimen. Ich konnte natürlich nicht genau vorhersagen, wann der Angriff erfolgen würde, aber aller Wahrscheinlichkeit nach würde dies in den frühen Morgenstunden geschehen, wie oft bei derartigen Fällen. Ich bin ein sehr nervöser Mann, aber ich sah keinen anderen Weg, diese schreckliche Gefahr aus dem Leben meiner Schwester zu beseitigen. Ich denke, Sie sind bereit, diese Unterlagen für die Einweisung in eine geschlossene Anstalt zu unterzeichnen.«

»Selbstverständlich. Aber es sind zwei Unterschriften erforderlich.«

»Sie vergessen, dass ich selbst zum Arzt promoviert bin. Ich habe die Unterlagen hier. Wenn Sie so freundlich wären, sie sofort zu unterzeichnen, dann können wir den Patienten gleich morgen früh in die Anstalt einliefern.«

Dies war also mein Besuch bei Sir Thomas Rossiter, dem berühmten Käfersammler. Ich hatte damit auch die erste Sprosse auf der Leiter meines Erfolges erklommen, denn Lady Rossiter und Lord Linchmere erwiesen sich als zuverlässige Freunde; sie haben nie meine Unterstützung in ihrer Notlage vergessen. Sir Thomas wurde inzwischen als geheilt entlassen, aber falls ich wieder einmal die Nacht in Delamere Court verbringen sollte, dann werde ich ganz sicher meine Tür von innen abschließen.

---

- 1 Insektenkunde mit Spezialisierung auf Käferkunde
- 2 Schottische Sportart.
- 3 Alte britische 21-Schilling Münze.
- 4 Heute etwa 2.200 Pfund wert.
- 5 Großer Bahnhof in London
- 6 Ca. 100 km
- 7 Vorderflügel mancher Insektenarten.

## Der Mann mit den Uhren

Viele Leser können sich sicher noch an die außergewöhnlichen Umstände des ›Rugby Mysteriums‹ erinnern, über die die Tagespresse im Frühjahr 1892 ausführlich berichtete. Während dieser Zeit, in der kaum über ein besonderes Ereignis zu berichten war, fand der Fall vielleicht mehr Beachtung, als er verdiente. Aber genau diese Mischung aus Wunderlichkeit und Tragik hat schon immer die Phantasie des Publikums angeregt. Erst nach mehreren Wochen ergebnisloser Untersuchungen, die zu keiner abschließenden Klärung der Vorkommnisse führten, nahm das Interesse ab. Die Tragödie wurde zu einem düsteren Kapitel im Verzeichnis der ungelösten Fälle. Ein Brief jüngeren Datums, dessen Glaubwürdigkeit außer Frage steht, hat die meisten ungeklärten Fragen beantwortet. Bevor ich darauf eingehe, will ich zunächst einmal die Fakten zusammenfassen, die den Fall so bemerkenswert machen.

Um 17 Uhr am 18. März des betreffenden Jahres verließ ein Zug die Station Euston<sup>1</sup> in Richtung Manchester. Es war ein stürmischer und regnerischer Tag und der Wind schien an Stärke noch zunehmen zu wollen. Bei diesem Wetter würde sicher niemand reisen, es sei denn er wäre dazu gezwungen. Der Zug war bei Geschäftsleuten aus Manchester sehr beliebt, denn er schaffte die Strecke<sup>2</sup> in nur 4 Stunden und 20 Minuten und hielt dabei lediglich an drei Stationen. Trotz des unfreundlichen Wetters war der Zug einigermaßen voll. Der Zugbegleiter war ein bewährter Mitarbeiter der Gesellschaft, für die er bereits 25 Jahren tätig war, ohne dass es Probleme oder Beschwerden gab. Sein Name lautete John Palmer.

Die Stationsuhr sprang auf 17 Uhr und der Zugbegleiter wollte gerade dem Lokführer das Zeichen zur Abfahrt geben, als er zwei verspätete Passagiere sah, die über den Bahnsteig eilten. Der eine war ein ungewöhnlich großer Mann dessen schwarzer Überzieher mit Kragen und Manschetten aus Schafspelz<sup>3</sup> besetzt war. Wie ich bereits erwähnte, war das Wetter an diesem Abend unerfreulich und der Mann hatte den hohen, warmen Kragen hochgeschlagen, um seinen Hals vor dem beißenden Wind zu schützen. Der Zugbegleiter hatte ihn nur flüchtig betrachtet, seiner Aussage zur Folge handelte es sich um einen rüstigen Mann zwischen 50 und 60. In einer Hand trug er eine braune, lederne Gladstone-Tasche<sup>4</sup>. Seine Begleiterin war eine große und stramme Dame, mit sehr energischem Schritt. Sie trug einen rehbraunen Staubmantel, einen schwarzen, eng sitzenden Hut und einen dunklen Schleier, der den größten Teil ihres Gesichts verdeckte. Man hätte die beiden gut für Vater und Tochter halten können. Sie gingen rasch am Zug entlang; und sahen durch jedes Fenster, bis John Palmer sie einholte.



»Beeilen Sie sich, wir wollen abfahren«, sagte er.

»Erste Klasse«, antwortete der Mann.

Der Zugbegleiter öffnete die nächste Tür. In dem Abteil, das er geöffnet hatte, saß ein kleiner Mann mit einer Zigarre im Mund. Sein Aussehen hatte sich fest im Gedächtnis des Zugbegleiters eingepägt, er hatte später keine Probleme ihn zu beschreiben oder zu identifizieren. Es war ein Mann von 34 oder 35 Jahren, in grauen Stoff gekleidet, mit spitzer Nase. Sein waches, rötliches, wettergegerbtes Gesicht war von einem schwarzen, kurzgeschnittenen Bart gesäumt. Er sah auf, als die Tür geöffnet wurde. Der große Mann hatte den Fuß schon auf dem Tritt und blieb stehen.

»Dies ist ein Raucher-Abteil und die Dame mag keinen Rauch«, sagte er, sich zum Zugbegleiter umwendend.

»In Ordnung, bitte sehr, mein Herr!« sagte dieser. Er warf die Tür des Raucherabteils zu, öffnete das nächste Abteil, welches leer war und schob die beiden Reisenden hinein. Unmittelbar darauf gab er das Signal zur Abfahrt und der Zug setzte sich in Bewegung. Der Mann mit der Zigarre erschien am Fenster seines Abteils und sagte etwas zu Palmer, aber dieser konnte es wegen des Lärms, den der abfahrende Zug verursachte, nicht verstehen. Palmer sprang in seinen Aufseher-Wagon, als dieser an ihm vorüberrollte, und dachte nicht mehr an den Vorfall.

Zwölf Minuten nach der Abfahrt des Zuges hielt der Zug kurz in »Willesden Junction« an. Eine Untersuchung der Fahrscheine ergab, dass hier kein Passagier den Zug bestiegen oder verlassen hatte. Niemand wurde auf dem Bahnsteig gesehen. Um 17:14 wurde die Reise nach Manchester fortgesetzt. Um 18:50 erreichte der Zug mit 5 Minuten Verspätung Rugby.

In Rugby bemerkten die Stationsbediensteten, dass die Tür zu einem Erste-Klasse-Abteil geöffnet war. Die Untersuchung desselben und des benachbarten Abteils enthüllten ein bemerkenswertes Ereignis.

Das Raucherabteil, in dem der kleine, rotgesichtige Mann mit dem schwarzen Bart gesehen wurde, war nun leer. Abgesehen von einer halb gerauchten Zigarre gab es keine Spur von dem bisherigen Insassen. Die Tür zu diesem Abteil war geschlossen. In dem nächsten Abteil, das die Aufmerksamkeit ursprünglich auf sich gezogen hatte, gab es keine Anzeichen mehr von dem Herrn mit dem Schaffellkragen oder der jungen Dame in seiner Begleitung. Alle drei Passagiere waren verschwunden. Stattdessen fand man auf dem Boden des Abteils einen jungen, modisch gekleideten Mann mit eleganter Erscheinung. Er lag dort mit angezogenen Knien, sein Kopf lehnte an der Tür auf der gegenüberliegenden Seite und die Arme lagen auf den Sitzen. Eine Kugel war in sein Herz eingedrungen und hatte seinen sofortigen Tod verursacht. Niemand hatte ihn beim Einsteigen gesehen und er hatte auch keinen Fahrschein in der Tasche. Man fand nichts an ihm, was bei seiner Identifizierung helfen konnte; keine Kennzeichen an seiner Kleidung, keine Papiere oder persönlicher Besitz. Wo er herkam, wann er eintraf und wie er sein Ende fand, gaben genau so große Rätsel auf, wie das Verschwinden der drei Passagiere, die noch eineinhalb Stunden zuvor in den beiden Abteilen waren.

Wie erwähnt fand man nichts, was bei seiner Identifizierung hilfreich sein konnte, aber es fiel eine Besonderheit bei dem jungen Unbekannten auf, über die in der Folge viel spekuliert wurde. In seinen Taschen fand man nicht weniger als sechs wertvolle, goldene



Uhren. Drei davon befanden sich in verschiedenen Taschen seiner Weste, eine in der Brusttasche, eine in der Kartentasche und eine weitere, kleine war mit einem Lederband an seinem linken Handgelenk befestigt. Die offensichtlichste Erklärung, dass es sich um einen Taschendieb handelte und die Uhren seine Beute seien, wurde dadurch entkräftet, dass alle Uhren amerikanische Fabrikate waren, die sehr selten in England sind. Drei von ihnen trugen den Stempel der ›Rochester Watchmaking Company‹, eine war von Mason in Elmira, eine weitere ohne Kennzeichen und die Kleine, die reich mit Ornamenten geschmückt und vielen Edelsteinen besetzt war, stammte von Tiffany in New York. Weiterhin hatte er ein Elfenbeinmesser mit Korkenzieher von Rodgers aus Sheffield, einen kleinen, runden Spiegel mit einem Durchmesser von etwa 2,5 cm, eine Wiedereinlass-Karte für das Lyceum Theater<sup>5</sup>, eine silberne Schachtel mit Streichhölzern, ein braunes Zigarrenetui mit zwei Cheroots<sup>6</sup> sowie 2 Pfund und 14 Shilling in bar bei sich. Ein Raub lag hier eindeutig nicht vor. Wie ich bereits erwähnte, es gab keine Kennzeichnung einer Wäscherei oder das Etikett eines Schneiders in seiner Kleidung, die recht neu zu sein schien. Seine Erscheinung war jung, er besaß weiche, zarte Zügen. Einer seiner Schneidezähne war unübersehbar mit Gold plombiert.

Unmittelbar nachdem man die Tragödie entdeckt hatte, wurden die Fahrscheine der Passagiere mit deren Anzahl verglichen. Nur drei Fahrscheine waren nicht registriert; das passte zu den drei Reisenden, die man vermisste. Danach wurde dem Zug die Weiterfahrt mit einem anderen Zugbegleiter gestattet. John Palmer blieb in Rugby, um als Zeuge vernommen zu werden. Der Wagen mit den beiden fraglichen Abteilen wurde abgekoppelt und auf ein Abstellgleis geschoben. Nach dem Eintreffen von Inspector Vane von Scotland Yard und Mr. Henderson, einem Detektiv in Diensten der Eisenbahngesellschaft, wurde eine umfassende Untersuchung aller Umstände eingeleitet.

Dass ein Verbrechen vorlag, war sicher. Die Kugel, die scheinbar aus einer kleinen Handfeuerwaffe stammte, wurde nicht aus nächster Nähe abgefeuert, so dass keine Verbrennungsrückstände auf der Kleidung zu finden waren. Eine Waffe wurde in dem Abteil nicht gefunden, ein weiteres Indiz, dass kein Selbstmord vorlag. Auch von der braunen Ledertasche, die der Zugbegleiter in Händen des großen Herrn gesehen hatte, fehlte jede Spur. Man fand noch den Sonnenschirm einer Dame in der Gepäckablage, ansonsten gab es keine Spuren von den Reisenden in beiden Abteilen. Die Frage, wie die drei Reisenden – darunter eine Dame – während der ununterbrochenen Fahrt aus dem Zug verschwinden konnten und wie ein anderer in den Zug gelangen konnte, war in der Öffentlichkeit von höchstem Interesse und Gegenstand von vielen Spekulationen in der Londoner Presse.

John Palmer konnte die Untersuchung mit einigen Hinweisen voranbringen. Er sagte aus, dass zwischen Tring und Cheddington an einer Stelle Reparaturen an der Strecke vorgenommen worden waren. Der Zug war daher gezwungen, seine Geschwindigkeit für ein paar Minuten auf 13-15 Kilometer pro Stunde zu reduzieren. An dieser Stelle schien es für einen Mann oder eine sportliche Frau möglich, den Zug zu verlassen ohne ernsthafte Verletzungen davonzutragen. Zu dieser Zeit befand sich eine Gruppe von Streckenarbeitern vor Ort, aber diese hatten nichts gesehen. Üblicherweise standen die

Arbeiter in der Mitte zwischen den Gleisen und die offene Waggontür befand sich auf der anderen Seite. Daher war es vorstellbar, dass jemand ungesehen verschwunden war, zumal die Abenddämmerung bereits eingesetzt hatte. Zudem wäre jeder, der absprang, sofort durch die steile Böschung aus dem Gesichtsfeld der Streckenarbeiter geraten.

Der Zugbegleiter berichtete weiterhin, dass auf dem Bahnsteig in Willesden Junction viel Betrieb herrschte. Obwohl er sicher war, dass hier niemand ein- oder ausgestiegen war, sei es durchaus denkbar, dass jemand unbemerkt von einem Abteil in ein anderes gegangen sei. Es sei nicht ungewöhnlich, dass ein Herr sich in ein Nichtraucherabteil begeben, nachdem er seine Zigarre fertig geraucht habe. Angenommen, der Herr mit dem schwarzen Bart hätte dies getan – die halb gerauchte Zigarre, die man fand, unterstützte diese Vermutung – dann wäre das nächstgelegene Abteil gerade dasjenige gewesen, in welches die beiden anderen Akteure des Dramas eingestiegen waren. Somit waren für den ersten Akt der Angelegenheit einige recht wahrscheinliche Erklärungen gefunden. Aber was im zweiten Akt geschah und wie der junge Mann in den Zug kam, dafür fanden weder der Zugbegleiter noch die erfahrenen Detektive auch nur den Ansatz einer Theorie.

Eine sorgfältige Suche an der Strecke zwischen Willesden und Rugby führte zu einer Entdeckung, die mit dem Fall zusammenhängen könnte. In der Nähe von Tring, gerade da, wo der Zug langsam fahren musste, fand man eine kleine, abgegriffene, schäbige Bibel am Fuß des Bahndamms. Sie war von der Bibelgesellschaft in London gedruckt worden und auf dem Vorsatz stand geschrieben: ›Von John an Alice, 13. Jan. 1856‹, darunter: ›James, 4. Juli 1859‹ und darunter wiederum: ›Edward, 1. Nov. 1869‹. Alle Eintragungen stammten der gleichen Handschrift. Dies war der einzige Hinweis – wenn man es so nennen konnte – den die Polizei fand. Die Feststellung des Leichenbeschauers: ›Mord durch eine oder mehrere unbekannte Personen‹ war das unbefriedigende Ende eines einmaligen Falls. Zeitungsinserate, Belohnungen und Befragungen stellten sich als fruchtlos heraus, nichts konnte in Erfahrung gebracht werden, das als Grundlage für eine weitere erfolgreiche Untersuchung hätte dienen können.

Es wäre natürlich falsch, anzunehmen, dass keine Theorien zu den Fakten des Falls geäußert wurden. Im Gegenteil, die Presse in England und Amerika überschwemmte die Leserschaft mit Andeutungen und Vermutungen – die meisten davon waren offensichtlich absurd. Die Tatsache, dass die Uhren amerikanischer Machart waren und einige Überlegungen im Zusammenhang mit der Goldplombe am Schneidezahn schienen darauf hinzudeuten, dass es sich bei dem Toten um einen Amerikaner handelte, obwohl seine Kleidung und Stiefel zweifellos in England hergestellt worden waren. Einer Theorie zur Folge hatte er sich unter den Sitzen versteckt und einige dunkle Geheimnisse seiner Mitreisenden zu hören bekommen; nach seiner Entdeckung habe man ihn deswegen ermordet. In Verbindung mit Binsenweisheiten wie der Gewalttätigkeit und Verschlagenheit von Anarchisten und anderen Geheimgesellschaften schien diese Theorie plausibler zu sein als manch andere.

Der Umstand, dass er keinen Fahrschein hatte passte zu dem Verbergen unter dem Sitz und es war allgemein bekannt, dass Frauen in der nihilistischen Propaganda eine bedeutende Rolle spielten. Auf der anderen Seite ergab die Aussage des Zugbegleiters

eindeutig, dass er sich schon vor dem Eintreffen der anderen versteckt haben musste. Es war sehr unwahrscheinlich, dass die ›Verschwörer‹ ausgerechnet in das Abteil einstiegen, in dem der ›Spion‹ versteckt war. Nebenbei: diese Theorie ignoriert den Mann im Raucherabteil vollkommen und erklärt nicht sein gleichzeitiges Verschwinden. Die Polizei hatte keine Schwierigkeiten, aufzuzeigen, dass eine derartige Theorie nicht zu den Fakten passte, aber auf der anderen Seite gab es auch keine andere Spur, die sie verfolgen konnte.

In einer Tageszeitung wurde der Brief eines bekannten Kriminal-Ermittlers veröffentlicht, der ernsthafte Diskussionen veranlasste. Er stellt eine Hypothese vor, deren Glaubwürdigkeit sie erwähnenswert macht. Am besten wiederhole ich hier seine eigenen Worte:

»Was auch immer geschehen ist, hier spielt das ungewöhnliche und seltene Zusammentreffen mehrerer Ereignisse eine entscheidende Rolle. Wir sollten nicht zögern, diese Erkenntnis bei der Erklärung zu berücksichtigen. Da es kaum Hinweise gibt, müssen wir die analytischen, wissenschaftlichen Ermittlungsmethoden aufgeben. Anstatt aus den bekannten Fakten Rückschlüssen auf die Ereignisse zu ziehen, müssen wir phantasiereiche Theorien aufstellen, die zu den bekannten Tatsachen passen. Diese Erklärungen sind dann beim Auftauchen neuer Erkenntnisse zu überprüfen. Mit jedem neuen Detail, das zu der Theorie genau passt, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass wir uns auf der richtigen Spur befinden, stark an. Am Ende sind die Erkenntnisse vollständig und überzeugend.

Nun gibt es einen bemerkenswerten Umstand, dem bisher noch nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Es fährt eine Lokalbahn durch Harrow und King's Langley, die laut Fahrplan etwa zu dem Zeitpunkt von dem Eilzug überholt wurde, als dieser wegen der Baustelle zur Verminderung seiner Geschwindigkeit gezwungen war. Die beiden Züge fuhren zu dieser Zeit mit ungefähr gleicher Geschwindigkeit nebeneinander in die gleiche Richtung. Jeder hat schon einmal erlebt, dass unter diesen Verhältnissen die Insassen eines Zugs die Passagiere in dem anderen Zug gut sehen können. Die Lampen des Eilzugs waren in Willesden angezündet worden und jedes Abteil war hell erleuchtet und somit für einen Beobachter von außen gut einsehbar.

Nun zum Ablauf der Ereignisse, wie ich sie basierend auf dieser Erkenntnis rekonstruiert habe. Der junge Mann mit der ungewöhnlichen Anzahl von Uhren befand sich allein in einem Abteil des langsamen Zuges. Sein Fahrschein, seine Papiere, seine Handschuhe und anderen Besitztümer lagen wahrscheinlich auf dem Sitz neben ihm. Es war vermutlich ein Amerikaner mit wenig Verstand. Sein übermäßiger Hang zu Schmuck ist wohl ein Zeichen für eine bestimmte Art von Manie.

Als er da saß und an der genannten Stelle die Waggons des anderen Zuges beobachtete, sah er auf einmal ein paar Leute, die er kannte. Für unsere Theorie wollen wir annehmen, dass es sich dabei um eine Frau, die er liebte, und einen Mann, den er hasste – und der ihn hasste –, handelte. Der junge Mann war leicht zu begeistern und impulsiv. Er öffnete die Tür seines Abteils, trat auf das Trittbrett, sprang von dort auf das Trittbrett des Eilzuges, öffnete die Tür des Abteils und begegnete so den beiden Leuten.

Das hört sich wesentlich gefährlicher an, als es eigentlich ist – wir nehmen ja an, dass sich beide Züge mit nahezu gleicher Geschwindigkeit bewegten.

Nachdem wir herausgefunden haben, wie und warum der junge Mann ohne Ticket in das Abteil mit der jungen Frau und dem älteren Herrn gelangt sein könnte, ist es nicht schwer sich vorzustellen, dass es nun zu einem Gewaltausbruch kam. Es ist denkbar, dass es sich bei dem Paar auch um Amerikaner handelte, diese Überlegung wird dadurch gestützt, dass der Mann eine Waffe bei sich trug, was für einen Briten unüblich ist. Berücksichtigen wir unsere Vermutung einer sich entwickelnden Manie, dann hat der junge Mann den älteren überfallen. Während der Auseinandersetzung schoss der Ältere auf den jungen, und flüchtete zusammen mit der jungen Dame aus dem Zug. Wir müssen annehmen, dass dies alles sehr schnell geschah und dass der Zug immer noch langsam fuhr, also war es nicht schwierig, ihn zu verlassen. Eine junge Frau ist durchaus in der Lage, einen Zug zu verlassen der mit 13 Kilometer pro Stunde fährt; *diese* Frau hat das bewiesen.

Nun müssen wir noch den Mann aus dem Raucherabteil berücksichtigen. Angenommen, wir haben den Ablauf der Tragödie bisher korrekt rekonstruiert, dann dürfen wir in Bezug auf ihn nichts finden, das unseren bisherigen Annahmen widerspricht. In meiner Theorie hat er den jungen Mann bei Wechseln des Zuges beobachtet, den Schuss gehört, gesehen, wie die beiden Flüchtlinge absprangen, erkannt, dass hier ein Mord vorlag und ist selbst abgesprungen, um die Flüchtigen zu verfolgen. Warum wir seitdem nichts mehr von ihm gehört haben, kann ich nicht erklären. Vielleicht fand er den Tod bei der Verfolgung oder, was wahrscheinlicher ist, er hat beschlossen sich besser nicht weiter in die Angelegenheit einzumischen. Ich gebe zu, dass meine Theorie noch ein paar Fragen aufwirft. Warum sollte ein flüchtender Mörder sich mit der braunen Ledertasche belasten? Meine Antwort ist, dass der Inhalt seine Identifizierung ermöglicht hätte, wäre sie gefunden worden, also musste er sie mitnehmen. Meine Theorie steht oder fällt mit einem anderen Punkt. Ich richtete eine dringende Anfrage an die Eisenbahngesellschaft, ob in der Lokalbahn durch Harrow und King's Langley am 18. März ein herrenloser Fahrschein gefunden wurde. Wenn dies der Fall war, wird meine Theorie bestätigt. Falls nicht, kann meine Theorie immer noch richtig sein, denn es ist vorstellbar, dass er ohne Fahrschein reiste oder dieser einfach verloren ging.«

Die Antwort der Polizei und der Eisenbahngesellschaft auf diese durchdachte und plausible Hypothese war:

1. es wurde kein derartiger Fahrschein gefunden,
2. der langsame Zug würde sich niemals parallel zum Eilzug bewegen und
3. die Lokalbahn hielt gerade in King's Langley, als der Eilzug mit 80 Kilometer pro Stunde vorüberauschte.

So musste die einzige befriedigende Erklärung fallen gelassen werden und fünf Jahre vergingen, ohne dass neue Fakten zu dem Fall auftauchten. Nunmehr wird der Fall in einer Weise dargelegt, zu der alle bekannten Fakten passen und die als wahr angenommen werden muss. Die neuen Erkenntnisse kamen durch einen Brief aus New

York, der an denselben Kriminologen adressiert war, dessen Theorie ich soeben wiedergegeben haben. Der Brief wird hier vollständig wiedergegeben, abgesehen beiden ersten Absätzen, die rein persönlicher Natur sind.

\* \* \*

Sie werden entschuldigen, dass ich keine Namen nennen will. Dafür gibt es heute weniger Gründe als vor fünf Jahren, als Mutter noch lebte. Aber nach allem, was geschehen ist, will ich lieber unsere Spuren verwischen. Aber ich schulde Ihnen eine Erklärung, denn, auch wenn Ihre Hypothese falsch war, war ich doch mächtig beeindruckt von ihrer Genialität. Damit Sie alles verstehen, muss ich ein wenig weiter ausholen.

Meine Familie stammt aus Bucks in England und wanderte in den frühen Fünfzigern in die Staaten aus. Sie ließ sich in Rochester im Staat New York nieder, wo mein Vater einen großen Gemischtwarenladen gründete. Es gab nur zwei Söhne, mich, James, und meinen Bruder Edward. Ich war zehn Jahre älter als mein Bruder und nachdem mein Vater gestorben war nahm ich den Platz als sein Vater ein, so wie sich das für einen älteren Bruder gehört. Er war ein aufgeweckter, munterer Junge und geradezu das schönste Wesen, das jemals gelebt hat. Aber er hatte immer eine Schwäche, die beständig wuchs, so wie ein Loch im Käse. Es gab nichts, was man tun konnte, um die Entwicklung aufzuhalten. Mutter sah das genau wie ich, aber sie fuhr fort ihn zu verwöhnen. Sie konnte ihm mit seiner Art nichts verweigern. Ich tat alles, um ihn in eine andere Richtung zu lenken und er, hasste mich dafür.

Er konnte immer seinen Kopf durchsetzen und wir konnten nichts dagegen tun. Als er schließlich nach New York ging, verschlechterten sich die Dinge sehr schnell. Zunächst waren es nur kleinere Gaunereien, doch er wurde schnell zum Kriminellen und nach nur einem oder zwei Jahren gehörte er zu den berüchtigsten, Gaunern der Stadt. Er hatte sich mit ›Sparrow‹ McCoy angefreundet, dem führenden Trickbetrüger, Falschgeldschieber<sup>10</sup> und Halunken der Stadt. Sie betrieben auch Falschspielerei und verkehrten in einigen der besten Hotels der Stadt. Mein Bruder war ein hervorragender Schauspieler – er hätte sich mit dieser Kunst einen ehrlichen Namen erwerben können, wenn er nur gewollt hätte. Er spielte die Rolle eines jungen Engländers aus gutem Hause, eines einfachen Burschen aus dem Westen oder eines College-Studenten, je nachdem was Sparrow McCoy gerade brauchte. Dann verkleidete er sich eines Tages als Mädchen und spielte seine Rolle so perfekt, dass diese zum bevorzugten Köder bei Ihren Aktivitäten wurde. Sie hatten Beziehungen bei Tammany<sup>7</sup> und gingen geschickt mit der Polizei um, und so schien es, als könne ihnen niemand das Handwerk legen. Das war noch in den Tagen, bevor die ›Lexow Kommission‹<sup>8</sup> eingesetzt wurde und mit ein wenig Geschick konnte man fast alles tun, was man wollte.

Niemand hätte sie aufgehalten, wenn sie nur bei Kartenspielen in New York geblieben wären. Aber sie kamen nach Rochester und fälschten einen Scheck. Es war mein Bruder, der die Tat beging, aber jeder wusste, dass Sparrow McCoy ihn dazu angestiftet hatte. Ich löste den Scheck ein, was mich eine Stange Geld kostete. Dann ging ich zu meinem Bruder, legte ihn vor ihn auf den Tisch und schwor ihm, dass ich ihn strafrechtlich

verfolgen würde, wenn er nicht das Land verliesse. Zunächst lachte er mich einfach aus. Er sagte, ich könne ihn nicht strafrechtlich verfolgen lassen, ohne Mutter das Herz zu brechen, und das würde ich auf keinen Fall tun. Ich machte ihm klar, dass er das Herz unserer Mutter in jedem Fall gebrochen habe und dass ich entschlossen sei, ihn lieber in Rochester ins Gefängnis zu bringen, als ihn in einem New Yorker Hotel zu begegnen. So gab er schließlich nach und versprach, Sparrow McCoy nie wieder zu sehen, nach Europa abzureisen und sich jeder ehrlichen Betätigung zuzuwenden, die er mit meiner Hilfe finden könne. So brachte ich ihn direkt zu einem alten Freund der Familie, Joe Willson, der Uhren aus Amerika exportierte. Es gelang ihm, die Vertretung für London zu erhalten, die Stelle war mit einem kleinen Fixum und 15% Provision dotiert. Sein Auftreten und seine Manieren waren so gut, dass er den alten Mann sofort für sich einnahm, und innerhalb einer Woche wurde er mit einem vollen Musterkoffer nach London geschickt.

Die Angelegenheit mit dem Scheck schien meinen Bruder eingeschüchtert zu haben und er hatte die Chance, ein ehrliches Leben zu führen. Auch hatte er sich anscheinend die Abschiedsworte meiner Mutter zu Herzen genommen, denn sie war für ihn stets die beste aller Mütter und er der Nagel zu ihrem Sarg. Ich aber wusste, dass Sparrow McCoy großen Einfluss auf ihn ausüben konnte. Damit mein Bruder nicht wieder auf die schiefe Bahn geriet, war es erforderlich, jeglichen Kontakt zwischen den Beiden zu unterbinden. Ich hatte einen Freund bei den New Yorker Detektiven und mit seiner Hilfe konnte ich McCoy im Auge behalten. Es waren keine vierzehn Tage vergangen, als ich erfuhr, dass McCoy sich auf der ›Etruria‹ nach England eingeschifft hatte. Ich war absolut sicher, dass er meinen Bruder erneut zu krummen Geschäften überreden wollte, also beschloss ich, ebenfalls nach England zu gehen und meinen Einfluss gegen McCoy geltend zu machen. Mir war klar, dass ich kaum eine Chance hatte, aber sowohl meine Mutter als auch ich hielten es für unsere Pflicht, es zu versuchen. Wir verbrachten die Nacht im Gebet und sie übergab mir ihre eigene Bibel, die mein Vater ihr im ›alten Land‹ am Hochzeitstag geschenkt hatte, so dass ich sie jederzeit auf dem Herzen tragen konnte.

Ich war mit McCoy auf dem gleichen Dampfschiff und konnte ihm bei seinen kleinen Betrügereien während der Reise einen Strich durch die Rechnung machen, was mich ein wenig befriedigte. In der ersten Nacht ging ich in den Raucher-Salon und fand ihn dort am Kartentisch. Bei ihm saß ein halbes Dutzend junger Leute, die ihre vollen Geldbeutel und hohlen Köpfe nach Europa schafften. Er war gerade dabei, mit der Ernte zu beginnen, und die wäre reich ausgefallen, wenn ich nicht gewesen wäre.

»Meine Herren, ist Ihnen klar mit wem Sie spielen?« fragte ich.

»Was geht Sie das an? Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!«, sagte er zornig.

»Wer ist es denn?« fragte einer der Burschen.

»Das ist Sparrow McCoy, der berüchtigtste Falschspieler in den Staaten.«

Er griff sich eine Flasche und sprang auf, doch dann fiel ihm ein, dass das Schiff unter der Flagge des ›Alten Landes‹ fuhr, wo Recht und Ordnung durchgesetzt wurden. Gefängnis und Galgen warteten schon auf den Gewalttäter und Mörder, und auf dem Dampfer gab es keine Hintertür, durch die man entwischen konnte.

»Beweisen Sie das, Sie ...!« sagte er.

»Das werden ich!«, war meine Antwort. »Wenn sie mal den rechten Ärmel hochkrepeln, werden wir den Beweis finden, oder ich fress' einen Besen.«

Bei diesen Worten wurde er blass. Wie Sie sehen, kenne ich einige der Tricks, die er und andere Kartenbetrüger anwenden. Er hatte ein elastisches Band mit einer Klammer in Höhe des Handgelenks im Ärmel. Diese wurde dazu verwendet, um unerwünschte Karten zu entfernen, die dann durch andere aus einem anderen Versteck ersetzt wurden. Ich hatte damit gerechnet, dass die Vorrichtung da war, und so war es dann auch. Er verfluchte mich, schlich von dannen und ward während der Reise nicht mehr gesehen. Diese Runde ging eindeutig an mich.

Aber er sollte seine Rache bald bekommen. Jedes Mal, wenn es um den Einfluss auf meinen Bruder ging, gewann er. Edward war in den ersten Wochen in London sauber geblieben und konnte auch einige seiner amerikanischen Uhren verkaufen. Das änderte sich, als dieser Verbrecher ihm erneut begegnete. Ich tat mein bestes, aber das war nicht genug. Bald hörte ich von einem Skandal in einem Hotel in der Northumberland Avenue; ein Reisender war von zwei verbündeten Falschspielern gerupft worden und der Fall wurde von Scotland Yard untersucht. Ich las davon in der Abendausgabe einer Zeitung und war sofort davon überzeugt, dass mein Bruder und McCoy dahintersteckten. Ich eilte sogleich zu Edwards Unterkunft. Dort sagte man mir, dass er und ein großer Herr – offensichtlich McCoy – zusammen fortgegangen seien. Er hatte sein Logis aufgegeben und all seine Sachen mitgenommen. Die Wirtin hatte noch gehört, wie sie dem Kutscher die Station Euston als Ziel angaben und zufällig auch, wie der große Mann irgend etwas über Manchester sagte. Sie glaubte, das sei ihr Ziel.

Ein Blick auf den Fahrplan sagte mir, dass der wahrscheinlichste Zug um 17 Uhr abging. Es gab noch einen um 16:35, den sie vielleicht noch hätten erreichen können, aber ich konnte nur noch den Zug um 17 nehmen. Weder auf der Station, noch im Zug fand ich die Gesuchten, also glaubte ich, dass sie bereits um 16:35 abgefahren waren. Ich beschloss, ihnen nach Manchester zu folgen und sie in den Hotels ebenda zu suchen. Bei allem, was er unserer Mutter schuldete, konnte ein letzter Appell vielleicht doch noch zur Läuterung meines Bruders führen. Meine Nerven waren stark angespannt und ich zündete mir eine Zigarre an, um mich ein wenig zu beruhigen. In dem Augenblick, als der Zug die Station verlassen sollte, wurde die Tür zu meinem Abteil geöffnet. Und da waren sie, mein Bruder und McCoy auf dem Bahnsteig.

Sie waren beide aus gutem Grund verkleidet, schließlich war die ganze Londoner Polizei hinter ihnen her. McCoy hatte seinen Schafpelzkragen ganz hochgeschlagen, so dass nur seine Augen und seine Nase zu sehen waren. Mein Bruder trug Frauenkleider mit einem Schleier, der den oberen Teil des Gesichts verdeckte. Natürlich konnte mich das nicht eine Sekunde lang täuschen, selbst wenn mir nicht bekannt gewesen wäre, dass er eine derartige Verkleidung schon öfter benutzt hatte. Ich stand auf und in diesem Augenblick erkannte mich McCoy. Er sagte etwas zum Zugbegleiter, die Tür wurde zugeschlagen und die Beiden ins nächste Abteil verfrachtet. Ich versuchte ihnen zu folgen, aber in diesem Augenblick setzte sich der Zug in Bewegung und es war zu spät.

Während des Halts in Willesden wechselte ich sofort das Abteil. Dabei schien mich niemand beobachtet zu haben, was auch nicht weiter verwunderlich war, denn es herrschte viel Betrieb auf dem Bahnsteig. McCoy hatte mich natürlich schon erwartet und während der Fahrt von Euston nach Willesden seinen ganzen Einfluss aufgeboten, um meinen Bruder auf das Treffen vorzubereiten und gegen mich einzunehmen. Noch nie hatte er sich so stur verhalten, wie bei diesem Gespräch. Ich versuchte dieses und jenes, malte ihm seine Zukunft in einem englischen Gefängnis aus, erzählte ihm von dem Kummer seiner Mutter, den sie bei diesen Neuigkeiten empfinden würde, und tat alles, um sein Herz zu rühren. Es war zwecklos. Er saß da mit einem starren Grinsen in seinem hübschen Gesicht, während McCoy mich ab und zu verspottete oder ihn mit einigen Worten ermunterte, an seiner Entscheidung festzuhalten.

»Warum eröffnen Sie nicht eine Sonntagsschule«, sagte er zu mir, und im gleichen Atemzug zu ihm: »Der denkt, du hast keinen eigenen Kopf, du wärst noch ein Kind, das auf den großen Bruder hören muss. Zeige ihm, dass du genau so ein Mann bist wie er.«

Diese Worte erbitterten mich aufs äußerste. Wir hatten Willesden längst verlassen und waren schon eine Weile unterwegs. Nun war meine Geduld am Ende und zum ersten Mal in meinem Leben zeigte ich meinem Bruder meine böartige Seite. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich dies schon viel früher und viel öfter getan hätte.

»Ein Mann«, sagte ich. »Gut, dass ich die Bestätigung deines Freundes habe, denn darauf wäre ich nicht gekommen, wenn ich dich als kleine Internatsschülerin herumlaufen sehe. Keine andere Kreatur im Land sieht verachtenswerter aus, als du in deinem Puppenkostüm.« Er errötete, denn er war ein eitler Mann, der sich nicht gerne verspotten ließ.

»Es ist nur ein Staubmantel«, sagte er und zog ihn aus. »Es gab keine andere Möglichkeit, sie von meiner Spur abzubringen.« Er nahm nun auch seinen Damenhut mit dem Schleier ab und legte diese zusammen mit dem Mantel in die braune Tasche. »Wie dem auch sei, das brauche ich solange nicht, bis der Zugbegleiter vorbeischaud«, setzte er noch hinzu.

»Dann auch nicht«, sagte ich, nahm die Tasche und warf sie mit aller Kraft aus dem Fenster. »Nun wirst du keine ›Mary-Jane‹<sup>9</sup> mehr aus dir machen. Wenn nur die Verkleidung deine Verhaftung verhindert hat, dann wirst du jetzt verhaftet.«

Das war der richtige Weg mit ihm umzugehen, das merkte ich sofort. Der raue Umgang beeindruckte ihn weit mehr, als meine beschwörende Ansprache zuvor. Er errötete vor Scham und seine Augen füllten sich mit Tränen. Aber auch McCoy erkannte, was vorging und versuchte dazwischenzugehen.

»So dürfen Sie nicht mit meinem Partner umspringen!« schrie er.

»Er ist mein Bruder, und Sie dürfen ihn nicht ins Verderben stürzen!« erwiderte ich. »Ich glaube, eine Zeit im Gefängnis ist der beste Weg, Euch zwei auseinanderzubringen. Dafür will ich nun sorgen.«

»Ach, Sie wollen uns verpfeifen?«, schrie er und zog seinen Revolver. Ich wollte mich auf ihn stürzen, um seine Hand zu packen, sah aber, dass es schon zu spät war. Ich konnte



mich gerade noch zur Seite werfen, so dass seine Kugel mich verfehlte und stattdessen das Herz meines unglücklichen Bruders traf.

Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte er zu Boden. McCoy und ich waren gleichermaßen erschüttert und knieten bei ihm nieder, um ihm nach Möglichkeit zu helfen. McCoy hatte noch den geladenen Revolver in der Hand, aber seine Wut auf mich und meine Verbitterung ihm gegenüber waren für den Augenblick verschwunden. Er erfasste die Situation zuerst. Aus irgend einem Grund fuhr der Zug im Moment recht langsam und er sah eine Chance zu entkommen. Im Nu hatte er die Tür geöffnet, aber ich war so schnell wie er und stürzte mich auf ihn. Wir fielen vom Trittbrett und rollten, uns gegenseitig umklammernd, die steile Böschung hinunter. Unten angekommen schlug ich mit dem Kopf gegen einen Stein und verlor das Bewusstsein. Als ich wieder zu mir kam, lag ich zwischen ein paar niedrigen Büschen unweit der Bahnstrecke. Irgendjemand betupfte meinen Kopf mit einem nassen Taschentuch. Es war Sparrow McCoy.

»Ich schätze mal, ich konnte Sie nicht einfach so liegen lassen«, sagte er. »Ich wollte nicht, dass das Blut von euch beiden an meinen Händen klebt. Ob Sie mir glauben oder nicht, ich liebe Ihren Bruder genau so wie Sie. Die Welt wird mir sehr leer erscheinen ohne ihn, also ist es mir egal, ob Sie mich an den Galgen liefern, oder nicht.«

Er hatte sich durch den Sturz den Fuß verstaucht und mir tat der Kopf höllisch weh. So saßen wir da und redeten, bis meine Verbitterung nachließ und ich sogar eine Art von Sympathie für ihn empfand. Was hatte es für einen Sinn, Vergeltung für den Tod meines Bruders von einem Mann zu fordern, der von dem Ereignis genau so betroffen war wie ich? Und dann, als mein Verstand langsam wieder anfangen zu arbeiten, sah ich ein, dass ich nichts gegen McCoy unternehmen konnte, ohne dass dies auch auf meine Mutter und mich zurückfallen würde. Wie konnten wir McCoy anklagen, ohne die ganze kriminelle Karriere meines Bruders publik zu machen? Genau das wollten wir doch unter allen Umständen vermeiden! Es lag also durchaus nicht nur im Interesse von McCoy, sondern auch in unserem Interesse, wenn die Angelegenheit unter den Teppich gekehrt werden würde. So wurde ich schließlich zum Mittäter bei der Verschleierung vor der Justiz. Der Ort, an dem wir uns befanden, war eines der Fasanengehege, die so typisch für das ›Alte Land‹ sind. Als wir es langsam durchquerten, fragte ich auf einmal den Totschläger meines Bruders, inwieweit es möglich sei, die Angelegenheit zu vertuschen.

Nach dem was er sagte, gab es keine Möglichkeit für die Polizei, meinen Bruder zu identifizieren oder festzustellen, wie er dort hingelangt war, sofern nicht noch irgendwelche Papiere existierten, von denen er nichts wusste. Er hatte seinen Fahrschein in der Tasche und auch den Beleg für weiteres Gepäck, das sie deponiert hatten. Wie die meisten Amerikaner fand er es billiger und einfacher, sich in London neu einzukleiden anstatt viel Gepäck von New York mitzubringen. Die ganze Kleidung war also neu und ohne Hersteller-Etiketten. Die Tasche mit dem Mantel, die ich aus dem Fenster geworfen hatte, liegt nun versteckt in irgendeinem Gebüsch, wurde vielleicht von einem Landstreicher gefunden und mitgenommen oder die Polizei hat sie gefunden, aber die Information nicht weitergegeben. Jedenfalls habe ich in den Zeitungen nichts über sie gelesen. Die Uhren stammten aus der Musterkollektion, die ihm anvertraut worden war.

Vielleicht wollte er das Geschäft in Manchester wieder aufnehmen, aber das werden wir wohl nie ganz ergründen können.

Ich mache der Polizei keinen Vorwurf, denn ich sehe nicht, wie sie den Fall hätte aufklären können. Es gab lediglich einen kleinen Hinweis, den sie nicht verfolgt haben. Ich meine den kleinen runden Spiegel, den mein Bruder in der Tasche hatte. Ist es nicht etwas ungewöhnlich, dass ein junger Mann ein solches Ding mit sich herumträgt? Aber ein Spieler würde ihnen sagen, dass ein solcher Spiegel auf einen Falschspieler hinweist. Wenn man sich zurücklehnt und den Spiegel in den Schoß legt, kann man beim Austeilen jede Karte sehen. Es ist nicht schwierig zu passen oder den Einsatz zu erhöhen, wenn man weiß, welche Karten der Gegner hat. Der Spiegel gehört zum Falschspieler, genau so wie das elastische Band mit der Klemme in McCoy's Ärmel. In Verbindung mit den jüngsten Ereignissen in den Londoner Hotels hätte sich hieraus eine brauchbare Spur für die Polizei ergeben können.

Ich denke, viel mehr muss nicht erklärt werden. Wir erreichten noch in dieser Nacht eine Stadt namens Amersham und gaben uns dort als Wanderer aus. Danach setzten wir in aller Stille unseren Weg nach London fort. McCoy reiste weiter nach Cairo und ich kehrte nach New York zurück. Meine Mutter starb sechs Monate später und ich war froh, dass sie nie erfahren hat, was geschehen war. Sie lebte bis zuletzt in dem Glauben, dass Edward in London einer ehrlichen Tätigkeit nachging, und ich hatte nie das Herz, ihr die Wahrheit zu sagen. Er schrieb nie, aber das war sie von ihm gewohnt. Sein Name war ihr letztes Wort.

Es gibt eine Sache, um die ich Sie bitten möchte, sozusagen als Dank für meine ausführlichen Erläuterungen. Sie erinnern sich sicher an die Bibel, die man fand. Ich trug sie immer in einer Innentasche bei mir, aber habe sie leider bei dem Sturz verloren. Sie ist sehr wertvoll für mich, denn es ist unser Familienbuch, das von unserem Vater angelegt wurde und auch die Geburtsdaten von meinem Bruder und mir enthält. Bitte sprechen Sie mit der zuständigen Stelle und veranlassen Sie die Rückgabe. Das Buch hat für niemanden sonst irgend einen Wert. Wenn Sie die Sendung an ›X, Bassanos Buchladen, Broadway, New York‹ adressieren, werde ich sie mit Sicherheit erhalten.

- 
- 1 Ein Bahnhof in London.
  - 2 rund 320 km.
  - 3 Im Original: ›Astrakhan Collar‹, offensichtlich eine besondere Machart, die in der Gegend um Astrachan entwickelt wurde. Lt. Duden nennt man die Pelzart auch Krimmer (von der Halbinsel Krim).
  - 4 Eine zweiteilige, leichte Reisetasche aus Leder mit festem Rahmen, kleiner als ein Handkoffer.
  - 5 Im Original: ›readmission-slip‹. Ich habe offengestanden keine Ahnung was das sein

soll, aber dieser Gegenstand ist für den Fall ohne Bedeutung.

- 6 Maschinell gerollte, preiswerte Stumpen-Zigarren.
- 7 Politische Organisation mit großem Einfluss in New York.
- 8 Eine 1894 eingesetzte Kommission zur Bekämpfung der Korruption innerhalb der Polizei, benannt nach ihrem Vorsitzenden.
- 9 Laut dem Free Dictionary ist *Mary Jane* »A plain-looking girl. She's just a Mary Jane and will never be a glamour girl.«. Also sowas wie die ›Unschuld vom Lande‹.
- 10 Im Original:  
›bunco-steerer‹: Eine spezielle Form des Trickbetrugs mit drei Karten, die hierzulande auch unter dem Namen Kümmelblättchen bekannt ist, ähnlich dem Hütchenspiel;  
›green goodsman‹: Dem Opfer werden ›perfekt‹ gefälschte Banknoten angedreht.

## Das Glas Kaviar

Es war am vierten Tag der Belagerung. Munition und Proviant gingen zur Neige. Als der Boxer-Aufstand<sup>1</sup> plötzlich ausbrach und, wie ein Feuer durch dürres Gras, durch den Norden Chinas raste, hatten sich die paar verstreut lebenden Europäer zusammengeschlossen und in einigen Außenposten verschanzt, wo sie ihr teures Leben verteidigten, bis Hilfe kam – oder ausblieb. Wenn der zweite Fall eintrat, dann erlitten sie ein Schicksal, über das man besser nicht spricht. Wenn sie gerettet wurden, dann konnte man ihnen bei ihrer Rückkehr in die Welt der Menschen ansehen, wie nahe sie einem schrecklichen Ende waren und dass sie das Erlebte noch lange Zeit in ihren Alpträumen verfolgen würde.

Ichau war nur 80 Kilometer von der Küste entfernt. Die lächerlich kleine Garnison bestand aus chinesischen Christen und Eisenbahnarbeitern, die unter dem Kommando eines deutschen Offiziers standen, der noch von fünf europäischen Zivilisten unterstützt wurde. Es gab eine Europäische Garnison am Golf von Liantong, deshalb hielten die Männer tapfer ihre Stellung, in der Überzeugung, dass bald Unterstützung über die niedrigen Hügel im Osten eintreffen musste. Man konnte die See von diesen Hügeln aus sehen und dort waren ihre bewaffneten Landsleute. Also fühlten sie sich nicht verlassen. Mit Mut im Herzen bemannten sie die Schützengräben und zerfallenen Mauern rund um das winzige europäische Hauptquartier, und schlugen heftig, aber auch unwirksam die rasch vorrückenden, befestigten Stellungen der Boxer zurück. Es war sicher, dass nach einem weiteren Tag alle Vorräte erschöpft sein würden, aber sie waren fest davon überzeugt, dass während dieses Tages Verstärkung eintreffen würde. Es konnte etwas früher sein, oder etwas später, aber keiner zweifelte daran, dass die Hilfe rechtzeitig eintreffen würde, um sie aus der Gefahr zu retten. Bis zum Dienstagabend waren alle noch voll Mut und Zuversicht.

Am Mittwoch ließ ihr felsenfestes Vertrauen in das, was hinter den niedrigen Hügeln im Osten geschah, ein wenig nach. Die grauen Hänge blieben leer und unbelebt, während die tödlichen Stellungen der Boxer immer näher und näher rückten. Bald konnte man jedes Detail in den Visagen ausmachen, die ab und zu über den Barrieren erschienen und den Männern Verwünschungen zuriefen. Viele ließen sich aber nicht blicken seit Ainslie, vom Diplomatischen Corps, mit seinem trefflichen .303-Repetiergewehr eine Stellung oben im Kirchturm bezogen hatte und seine Zeit der Verminderung der Belästigung widmete. Aber eine stille feindliche Stellung ist fast noch eindrucksvoller als eine belebte, und stetig, unaufhaltsam und unausweichlich rückten die Reihen aus Schutt und Geröll näher. Sehr bald würden sie nahe genug sein, so dass die rasenden Schwertkämpfer die schwache Verteidigungsstellung mit einem einzigen Sturmangriff überrennen konnten. Am Mittwochabend sah es sehr düster aus. Hauptmann Dresler, der deutsche Ex-Infanterist, lief mit einem gelassenen Gesichtsausdruck herum, aber sein Herz war schwer. Ralston von der Eisenbahngesellschaft war die halbe Nacht damit beschäftigt, Abschiedsbriefe zu schreiben. Professor Mercer, ein alter Entomologe, war noch schweigsamer und in düstere Gedanken versunken, als sonst. Ainslie hatte viel von seiner

Schnoddrigkeit verloren. Alles in allem machten die Damen – Fräulein Sinclair, die Krankenschwester von der schottischen Mission, sowie Frau Patterson und ihre reizende Tochter Jessie – den gefasstesten Eindruck. Pater Pierre von der französischen Mission war ebenfalls ungerührt, was für eine Person, die im Martyrium die Krönung ihres Lebenswegs sieht, ganz natürlich erschien. Die Schreie nach seinem Blut, die hinter den feindlichen Befestigungen erklangen, störten ihn weniger als die erzwungene Beziehung zu dem stämmigen schottischen Presbyterianer, Herr Patterson, mit dem er nun schon seit zehn Jahren um die Seelen der Einheimischen rang. Sie begegneten sich wie Hund und Katze und überwachten sich gegenseitig auf das schärfste, damit nicht einer die Situation ausnützte und den Schäfchen der rivalisierenden Herde Häresie in die Ohren flüsterte.

In der Nacht gab es keine Zwischenfälle und am Donnerstag ging die Sonne ein weiteres Mal auf. Es war Ainslie auf dem Kirchturm, der als erster das entfernte Donnern einer Kanone hörte. Dann hörte es auch Dresler und innerhalb einer halben Stunde konnte sie jeder hören – die starke, eiserne Stimme, die ihnen von der Ferne zurief, frohen Mutes zu sein, denn die Hilfe sei unterwegs. Es war klar, dass ein Einsatzkommando der Garnison unterwegs war. Und sie kamen nicht eine Minute zu früh. Die Munition war fast verbraucht und die halben Rationen Verpflegung würden sehr bald einer noch erbärmlicheren Versorgung weichen. Aber warum sollte man sich Sorgen machen, wenn die Rettung doch so nah war? Es würde an diesem Tag keinen Angriff mehr geben, denn man konnte sehen, wie die meisten Boxer in Richtung des Kanonenfeuers strömten und die lange Linie ihrer Befestigungen still unbemannt zurückließen. Sie hatten nun die Gelegenheit, sich alle am Esstisch zu versammeln und in fröhlicher, gesprächiger Runde voll sprühender Lebensfreude zu feiern, dass sie mit knapper Not dem Schatten des Todes entkommen waren.

»Der Kaviar!« rief Ainslie. »Kommen, Sie Professor und rücken Sie den Kaviar heraus!«

»Potz Blitz! jawohl«, grummelte der alte Dresler. »Es ist wirklich Zeit, dass wir den berühmten Kaviar bekommen.«

Die Damen schlossen sich an und von allen Seiten des langen, abgenutzten Tisches wurde Kaviar verlangt.

Es war ein merkwürdiger Zeitpunkt, nach der Delikatesse zu verlangen, aber die Ursache ist rasch erklärt. Professor Mercer, der alte Entomologe aus Kalifornien hatte das Glas Kaviar in einem Geschenkkorb ein oder zwei Tage vor dem Ausbruch erhalten. Dieses und drei Flaschen Lachryma Christi<sup>2</sup> waren nicht in die allgemeine Sammlung und Rationierung der Nahrungsmittel mit einbezogen worden. Alle waren sich darüber einig gewesen, diese für ein Festmahl aufzuheben, das stattfinden sollte, sobald das Ende der Gefahr in Sicht war. Als sie da saßen hörten sie den Donner der Kanonen der Verstärkungstruppe – eine schönere Musik zu ihrem Essen konnte es auch im nobelsten Restaurant in London nicht geben. Die Befreier würden sicher noch vor dem Abend

eintreffen. Warum sollten sie also nicht ihr altbackenes Brot mit dem gebunkerten Kaviar verfeinern.

Aber der Professor schüttelte seinen knorrigen, alten Kopf und lächelte unergründlich. »Lasst uns lieber warten.«

»Warten? Warum warten?«, riefen alle durcheinander.

»Sie haben noch einen weiten Weg vor sich«, antwortet er.

»Sie werden spätestens zum Abendessen hier sein«, sagte Ralston von der Eisenbahn – ein aufgeweckter Mann mit hellen Augen und einer langen, hervorstehenden Nase, die wage an den Schnabel eines Vogels erinnerte. »Sie können nicht weiter als sechzehn Kilometer entfernt sein. Wenn sie drei Kilometer in der Stunde schaffen, werden sie um sieben hier sein.«

»Aber sie müssen auf dem Weg mit Widerstand rechnen«, bemerkte der Hauptmann. »Sie müssen zwei oder drei Stunden für einen Kampf berücksichtigen.«

»Nicht eine halbe Stunde«, rief Ainslie. »Was können diese Lümmel mit ihren Vorderladern und Schwertern schon gegen moderne Waffen ausrichten?«

»Das hängt davon ab, wer die Truppe kommandiert«, sagte Dresler. »Sollten sie das Glück haben, von einem deutschen Offizier ...«

»Oder noch besser, von einem Engländer!« rief Ralston.

»Der französische Kommandant soll ein ausgezeichneter Stratege sein«, bemerkte Pater Pierre.

»Ich sehe nicht, wie das eine Rolle spielt«, rief der übermütige Ainslie. »Die Herren Mauser und Maxim<sup>3</sup> werden bald bei uns erscheinen und mit denen an seiner Seite kann ein Kommandant kaum etwas falsch machen. Ich sage ihnen, sie werden sie einfach hinwegfegen und geradeaus durch sie durch marschieren. So Herr Professor, jetzt geben Sie den Kaviar heraus!«

Aber der alte Wissenschaftler war nicht überzeugt. »Wir sollten ihn für das Abendessen aufheben«,

»Es wäre sehr freundlich von uns, wenn wir den Offizieren der Verstärkungstruppe einen schmackhaften Leckerbissen anbieten könnten«, sagte Patterson in seiner langsamen, präzisen, schottischen Sprechweise. »Ich stimme dem Professor zu, dass wir den Kaviar für das Abendessen aufheben sollten.«

Dieses Argument appellierte an ihren Sinn für Gastfreundschaft. Es erschien allen nur recht und billig, wenn sie ihre kleine Delikatesse dazu verwenden konnten, das Essen ihrer Retter schmackhafter zu gestalten. Es wurde nicht mehr über den Kaviar gesprochen.

»Nebenbei, Herr Professor, ich habe heute gehört, dass Sie nun schon zum zweiten Mal in Ihrem Leben eine derartige Belagerung mitmachen. Ich bin sicher, wir alle wären sehr erfreut, wenn Sie uns davon erzählen würden«, sagte Patterson.

»Das war '89 in Sung-Tong, im Süden Chinas«, sagte der alte Mann mit bitterer Miene.

»Das ist recht außergewöhnlich, dass Sie schon zwei Mal in Ihrem Leben in eine so gefährliche Lage geraten sind. Erzählen Sie, wie Sie in Sung-Tong befreit wurden«, sagte der Missionar.

Der Schatten in dem gramvollen Gesicht wurde noch dunkler. »Wir wurden nicht befreit.«

»Wie, die Stellung wurde eingenommen?«

»Ja, sie ist gefallen.«

»Und Sie haben überlebt?«

»Ich bin nicht nur Entomologe, sondern auch Arzt. Sie hatten viele Verwundete, also verschonten sie mich.«

»Und die anderen.«

»Assez! assez!«<sup>4</sup>, rief der kleine, französische Priester und hob die Hände zum Protest. Er war schon zwanzig Jahre in China. Der Professor hatte nichts gesagt, aber ein schlummerndes Grauen in seinen düsteren, grauen Augen ließ die Damen erblassen.

»Entschuldigen Sie, ich sehe, es ist ein sehr schmerzhaftes Thema. Ich hätte nicht fragen sollen«, sagte der Missionar.

»Ja«, sagte der Professor langsam. »Es ist klug, nicht zu fragen. Am besten man spricht überhaupt nicht über diese Dinge. Aber sind diese Kanonen nicht schon viel näher gekommen?«

Daran konnte kein Zweifel bestehen. Nach einer Phase der Stille hatte der Kanonendonner wieder eingesetzt; er wurde begleitet von dem lebhaften Knattern des Gewehrfeuers. Das Gefecht musste gerade hinter dem nächsten Hügel stattfinden. Sie sprangen auf und rannten zu den Wällen. Die stillen, einheimischen Diener kamen herbei und räumten die spärlichen Überreste vom Tisch ab. Nachdem sie gegangen waren, saß nur noch der alte Professor dort, den großen, grauhaarigen Kopf auf seine Hände gestützt und mit einem nachdenklichen, ängstlichen Ausdruck in seinen Augen. Einige Gespenster der Vergangenheit hatten geschlafen, aber als sie erwacht waren, konnten sie nicht leicht vertrieben werden. Die Kanonen waren verstummt, aber das hatte er nicht wahrgenommen, so verloren war er in seiner schmerzhaften Erinnerung.

Erst als der deutsche Kommandant mit zufriedennem Lächeln eintrat, wurde er in seinen Gedanken unterbrochen.

»Der Kaiser wird erfreut sein«, sagte er händereibend. »Das reicht bestimmt für einen Orden. Für die Verteidigung von Ichau gegen die Boxer durch Hauptmann Dresler, zuletzt Major der 114. Hannoveraner Infanterie. Glanzvoller Widerstand mit einer kleinen Garnison gegen eine überwältigende Übermacht.« Darüber werden die Berliner Zeitungen bestimmt berichten.«

»Dann denken Sie, dass wir in Sicherheit sind?« sagte der alte Mann mit freudloser Stimme.

Der Hauptmann lächelte. »Aber Professor, heute morgen zeigten Sie größere Begeisterung, als Sie den *Lepidus Mercerensis* fingen.«

»Die Fliege hatte ich zuerst sicher untergebracht«, antwortete der Entomologe. »In meinem langen Leben habe ich schon zu viele Wendungen des Schicksals erlebt, dass ich mir erst dann gestatte zu trauern oder zu jubeln, wenn ich einen sicheren Grund dazu habe. Aber erzählen Sie mir die Neuigkeiten.«

»Nun«, sagte der Hauptmann, während er seine lange Pfeife anzündete und seine Beine ausstreckte, »Ich verwette meinen Ruf als Offizier darauf, dass alles gut läuft. Sie rücken rasch vor und haben das Feuer eingestellt, was zeigt, dass der Widerstand zusammengebrochen ist. Innerhalb einer Stunde werden wir Sie über den Kamm kommen sehen. Ainslie auf dem Kirchturm wird sein Gewehr drei Mal abfeuern, dann machen wir auf eigene Faust einen kleinen Ausfall.«

»Und Sie warten auf das Signal?«

»Ja, wir warten auf Ainslies Schüsse. Ich hielt es für eine gute Idee, ein wenig Zeit mit Ihnen zu verbringen, denn ich muss Sie etwas fragen.«

»Um was geht es?«

»Wir sprachen vorhin über die andere Belagerung bei Sung-Tong. Vom professionellen Standpunkt aus, bin ich sehr daran interessiert. Jetzt, wo die Damen und die Zivilisten gegangen sind, gibt es keinen Grund mehr, nicht darüber zu sprechen.«

»Das ist kein angenehmes Thema.«

»Ja, das denke ich auch. Mein Gott, es war eine Tragödie! Aber Sie haben gesehen, wie ich die Verteidigung hier geleitet habe. War es klug? War es gut so? Wurde es den Traditionen der Deutschen Armee gerecht?«

»Ich denke, mehr hätten Sie nicht tun können.«

»Danke. Aber dieser andere Ort, wurde er nicht genau so kompetent verteidigt? Für mich ist ein Vergleich dieser Art von Bedeutung. Hätte er gehalten werden können?«

»Nein, alles Menschenmögliche wurde unternommen – ausgenommen eine Sache.«

»Ah, es gab eine Unterlassung. Welche?«

»Niemand, und vor allem keine Frau, hätte den Chinesen lebendig in die Hände fallen dürfen.«

Der Hauptmann streckte seine große, rotbraune Hand aus und drückte die langen, weißen, nervösen Finger des Professors.

»Sie haben Recht – Sie haben verdammt noch mal Recht! Aber denken Sie nicht, ich hätte nicht schon selbst daran gedacht. Ich selbst würde im Kampf sterben, wie auch Ralston und Ainslie. Ich habe mit ihnen gesprochen und sie sind darauf vorbereitet. Auch mit den anderen habe ich gesprochen, aber was würden Sie tun? Da sind der Priester, der Missionar und die Frauen.«

»Wollen sie lebend gefangen genommen werden?«

»Sie haben mir nicht versprochen, dies durch entsprechende Vorkehrungen zu verhindern. Sie werden sich nicht selbst umbringen. Ihr Glaube verbietet es ihnen. Natürlich, jetzt, wo alles vorüber ist, müssen wir nicht mehr über derart schreckliche Dinge reden. Aber was hätten Sie an meiner Stelle getan?«

»Sie getötet.«



»Mein Gott, Sie hätten Sie ermordet?«

»Es wäre ein Gnadenakt, sie zu töten, Mann! Ich habe das alles schon erlebt. Ich habe den ›Tod der heißen Eier‹ und den ›Tod des kochenden Kessels‹ gesehen; ich habe die Frauen gesehen – mein Gott! Ich wundere mich, dass ich jemals wieder ruhig schlafen konnte.« Sein üblicherweise teilnahmsloses Gesicht war vom Schmerz der Erinnerung verzerrt. »Mich hatten sie an einen Pfahl gebunden und Dornen in meine Augenlieder geklemmt, so dass ich sie nicht schließen konnte. Doch die Selbstvorwürfe waren schlimmer als der Schmerz der Folter. Mit einer Schachtel geschmackloser Tabletten hätte ich alle im letzten Moment vor der Folter bewahren können. Mörder! Ich bin bereit, mich vor dem jüngsten Gericht für eintausend derartige Morde zu verantworten! Sünde! So eine Tat ist eher geeignet, die Seele von einer echten Sünde zu reinigen. Aber ich weiß nun, was ich zu tun habe, und sollte ich ein weiteres Mal versagen, dann bei Gott!, gibt es keine Hölle, die fürchterlich genug für eine derart schuldige und feige Seele ist.«

Der Hauptmann stand auf und drückte erneut die Hand des Professors. »Sie sprechen wahr. Sie sind ein tapferer, starker Mann, der weiß, was er tut. Wären die Dinge anders gelaufen, dann wären Sie mir eine große Hilfe gewesen. In den dunklen Morgenstunden habe ich schon oft darüber nachgedacht, aber keine Lösung gefunden. Aber Ainslie hätte schon längst das Signal geben müssen, ich werde mal nach dem Rechten sehen.«

Der alte Wissenschaftler war nun wieder alleine seinen Gedanken überlassen. Schließlich, als weder die Kanonen der Rettungstruppe noch das Signal ihrer Ankunft zu hören war, stand er auf, um sich zur Befestigung zu begeben, wo er sich selbst ein Bild der Lage machen wollte. Da flog die Tür auf und Hauptmann Dresler stolperte in den Raum. Sein Gesicht war weiß wie ein Bettlaken, und sein Atem ging schnell, wie nach einem längeren Lauf. Eine Flasche Brandy stand auf einem Tischchen an der Seite; schnell stürzte er ein Glas hinunter. Dann ließ er sich in einen Stuhl fallen.

»Also, kommen sie nicht«, sagte der Professor kalt.

»Nein, sie können nicht.«

Für eine Minute sahen sich die Männer schweigend an.

»Wissen es alle schon?«

»Niemand außer mir weiß es.«

»Wie haben Sie es erfahren?«

»Ich war bei der Hintertür; der kleinen, hölzernen Tür, die zum Rosengarten führt. Dort sah ich etwas durch die Büsche schleichen. Dann klopfte jemand. Ich öffnete. Es war ein christlicher Tartar, von Schwertern schwer verwundet. Commodore Wyndham, der Engländer, hatte ihn geschickt. Die Truppe wurde festgenagelt. Sie haben den größten Teil ihrer Munition verschossen und mussten sich eingraben. Sie haben um Nachschub geschickt. Es werden drei Tage vergehen, bevor sie kommen können. Das war alles. – Mein Gott, das war mehr als genug!«

Der Professor runzelte die Stirn. »Wo ist der Mann?«

»Er ist tot, er starb am Blutverlust. Sein Körper liegt noch bei der Hintertür.«

»Und niemand hat ihn gesehen?«

»Nicht, um mit ihm zu sprechen.«

»Oh, aber Sie haben ihn gesehen?«

»Ainslie muss ihn vom Kirchturm aus gesehen haben. Sicher hat er bemerkt, dass mir eine Botschaft überbracht wurde, und er wird wissen wollen, was los ist. Wenn ich es ihm erzähle, dann müssen es alle erfahren.«

»Wie lange können wir noch aushalten?«

»Eine Stunde, vielleicht zwei.«

»Und es ist absolut sicher?«

»Bei meiner Ehre, das ist es.«

»Dann werden wir fallen.«

»Wir werden fallen.«

»Es gibt keine Hoffnung?«

»Keine.«

Die Tür ging auf und Ainslie kam herein. Hinter ihm waren Ralston, Patterson und die anderen Weißen und Chinesen versammelt.

»Sie haben Neuigkeiten, Hauptmann?«

Professor Mercer drängte sich nach vorne. »Hauptmann Dresler hat es mir gerade erzählt. Es ist alles in Ordnung. Sie haben angehalten, werden aber morgen in aller Frühe eintreffen. Wir sind nicht mehr in Gefahr.«

Die Menge vor der Tür jubelte. Alle lachten und schüttelten sich die Hände.

»Aber wenn wir noch vor morgen angegriffen werden?« rief Ralston gereizt. »Was für verdammte Narren sind das, die einfach anhalten! Faule Hunde, die gehören alle vor ein Standgericht.«

»Alles ist sicher«, sagte Ainslie. »Die Burschen haben eine ordentliche Tracht Prügel bezogen. Wir haben doch gesehen, wie sie ihre Verwundeten zu hunderten über die Hügel fortgeschafft haben. Sie müssen schwerste Verluste haben. Die werden nicht vor morgen angreifen.«

»Jawohl«, sagte der Hauptmann, »es ist sicher, dass sie heute Nacht nicht angreifen. Aber nun zurück auf eure Posten! Wir dürfen uns keine Blöße geben.« Er verließ mit den anderen den Raum, doch er warf dem Professor noch einen kurzen Blick zu. »Ich überlasse Ihnen die Angelegenheit«, war die Botschaft in diesem Blick.

Ein Lächeln der Resignation war die Antwort.

Der Nachmittag ging vorüber, ohne dass sich die Boxer zeigten. Für Hauptmann Dresler war klar, dass die unnatürliche Stille nur bedeuten konnte, dass sie ihre Streitkräfte sammelten und neu formierten und sich für den unabwendbaren, letzten Angriff vorbereiteten. Die anderen glaubten, dass die Belagerung tatsächlich vorbei war und die Belagerer zu große Verluste erlitten hatten. Es war eine fröhliche und geräuschvolle Party, beim Abendmahl, als die drei Flaschen Lachryma Christi und das berühmte Glas Kaviar endlich geöffnet wurden. Es war ein großes Glas, jeder bekam einen Löffel voll von der Delikatesse und es war immer noch viel übrig. Ralston, der ein Feinschmecker war, nahm sich eine doppelte Portion. Er futterte ihn auf, wie ein

hungriger Vogel. Auch Ainslie nahm sich einen Nachschlag. Der Professor verzehrte selbst einen großen Löffel voll und Hauptmann Dresler, der ihn genau beobachtete, tat es ihm gleich. Die Damen bedienten sich zwanglos, ausgenommen das hübsche Fräulein Patterson, die den salzigen, scharfen Geschmack nicht mochte. Trotz der freundlichen Aufmunterungen des Professors lag ihre Portion nahezu unberührt auf ihrem Teller.



»Sie mögen meine kleine enttäuscht mich sehr, denn ich aufgehoben«, sagte der alte irgendwann Geschmack daran

»Ich habe ihn noch nie irgendwann werde ich ihn

»Nun, dann müssen Sie Sie Ihren Geschmack nicht jetzt ausbilden? Ich bitte Sie.«

Die hübsche Jessie zeigte ein sonniges, knabenhaftes Lächeln.

»Aber, es scheint Ihnen ja wirklich etwas daran zu liegen!« lachte sie. »Ich weiß gar nicht, warum Sie heute so freundlich sind, Professor. Auch wenn ich es jetzt nicht esse, bin ich Ihnen doch sehr dankbar.«

»Es wäre sehr dumm von Ihnen, es nicht zu essen«, sagte der Professor mit derartigem Nachdruck, dass das Lächeln in ihrem Gesicht erlosch. »Ich sage Ihnen, es wäre wirklich sehr töricht von Ihnen, den Kaviar heute Nacht nicht zu essen.«

»Aber warum?«

»Weil er auf Ihrem Teller liegt. Es wäre eine Sünde, ihn zu verschwenden.«

»Das macht nichts«, sagte die kräftige Frau Patterson und lehnte sich herüber. »bedrängen Sie sie nicht weiter. Ich sehe doch, dass sie ihn nicht mag. Aber er soll nicht verschwendet werden.« Mit ihrem Messer kratzte sie Jessies Portion von ihrem Teller und legte diese auf ihren eigenen. »Nun wird nichts verschwendet und Sie können sich beruhigen, Professor.«

Aber er schien sich nicht zu entspannen. Im Gegenteil, er wirkte angespannt wie ein Mann, der ein unerwartetes, aber großes Hindernis zu überwinden hatte, und versank in Gedanken.

Die Konversation wurde heiter fortgesetzt. Jeder sprach von seinen Plänen für die Zukunft.

»Nein, es gibt keinen Urlaub für mich«, sagte Pater Pierre. »Priester bekommen keinen Urlaub. Nun, da die Mission und die Schule aufgebaut sind, soll ich sie Pater Amiel übergeben und eine weitere im Westen gründen.«

»Sie verlassen uns?« fragte Herr Patterson. »Sie wollen Ichau wirklich verlassen?«

Delikatesse nicht? Das habe sie extra für Sie Mann. »Ich hoffe, dass Sie finden.«

gekostet. Kein Zweifel, mögen.«

damit anfangen. Warum sollten

Sein ehrwürdiges Haupt schüttelnd erteilt ihm Pater Pierre einen schelmischen Verweis. »Sie dürfen darüber nicht so erfreut sein, Herr Patterson.«

»Nun, unsere Ansichten sind doch recht unterschiedlich«, sagte der Presbyterianer, »aber ich habe nichts persönlich gegen Sie, Pater Pierre. Nichtsdestoweniger ist mir unverständlich, wie ein halbwegs gebildeter Mann in diesem Zeitalter der Weltgeschichte diesen unwissenden Heiden beibringen soll wie ...«

Ein allgemeines Zischen der Ermahnung beendete den theologischen Disput.

»Was werden Sie tun, Herr Patterson«, fragte jemand.

»Ich werde für drei Monate nach Edinburgh gehen, um am jährlichen Treffen teilzunehmen. Du Mary, wirst sicher froh sein, in der Princes Street einkaufen gehen zu können. Und du, Jessie, kannst dich wieder einmal mit Gleichaltrigen treffen. Dann können wir im Herbst wieder zurückkehren, wenn sich eure Nerven beruhigt haben.«

»Wir brauchen wirklich etwas Ruhe«, sagte Fräulein Sinclair, die Krankenschwester. »Diese lang andauernde Anspannung belastet mich auf die merkwürdigste Weise. Im Moment habe ich so ein merkwürdiges Summen in den Ohren.«

»Na, das ist ja lustig, mir geht's genau so«, rief Ainslie. »Ein komisches an- und abschwellendes Summen, so als würde eine betrunkene Schmeißfliege mit ihrem Summapparat herumexperimentieren. Sie haben recht, das muss von der Nervenbelastung kommen. Ich werde zurück nach Peking gehen und vielleicht werde ich nach dieser Affäre sogar befördert. Ich kann dort auch Polo spielen, das wäre mal eine willkommene Abwechslung. Was ist mit Ihnen, Ralston?«

»Ich weiß nicht, ich hatte noch gar keine Zeit, darüber nachzudenken. Natürlich wäre ein ausgedehnter, sonniger Urlaub das Beste, um das alles hier zu vergessen. Die ganzen Briefe in meinem Zimmer sind schon lustig. Am Mittwoch hat alles so düster ausgesehen, dass ich meine Angelegenheiten geordnet und allen meinen Freunden geschrieben habe. Ich konnte zwar nicht sagen, wie die alle zugestellt werden sollten, aber ich tat es trotzdem, auf gut Glück. Ich denke, ich werde die Briefe als Souvenir behalten. Die werden mich immer daran erinnern, wie knapp wir einer ›besonders gründlichen Rasur‹ entgangen sind.«

»Ja, ich würde sie auch aufheben«, sagte Dresler.

Er sprach so tief sinnig und feierlich, dass alle sich zu ihm umdrehten.

»Was ist los, Hauptmann? Sie scheinen heute Abend recht trübsinnig zu sein.« Es war Ainslie, der die Frage gestellt hatte.

»Nein, nein, es geht mir gut.«

»Na, dann sollten Sie sich doch freuen, Ihr Erfolg ist zum Greifen nah. Wir stehen alle in Ihrer Schuld; Ihre Fähigkeiten haben uns gerettet. Ich glaube nicht, dass wir die Stellung ohne Sie gehalten hätten. Meine Damen und Herren, trinken wir auf die Gesundheit von Hauptmann Dresler, von der deutschen Armee. Er lebe hoch!«

Alle standen auf, lächelten ihn an, erhoben ihr Glas und tranken auf seine Gesundheit.

Er errötete voll Stolz. »Ich habe immer meine Bücher bei mir, und an alles gedacht. Ich glaube nicht, dass man noch mehr hätte tun können. Wenn die Dinge schlechter gelaufen

wären und die Stellung gefallen wäre, hätten Sie mich gewiss von jeder Schuld freigesprochen.« Er sah sich wehmütig um.

»Ich denke, ich spreche für alle, Hauptmann Dresler, wenn ich sage ...« sagte der schottische Geistliche. »– Aber, großer Gott, was ist denn mit Ralston?«

Sein Kopf war auf seine verschränkten Arme gesunken und er schlief friedlich.

»Kümmern Sie sich nicht um ihn«, sagte der Professor schnell. »Bei uns allen zeigen sich die Symptome. Ich zweifle nicht daran, dass wir alle total erschöpft sind. Heute Nacht werden wir alle spüren, was wir durchgemacht haben.«

»Das kann ich sehr gut verstehen«, sagte Frau Patterson. »Ich kann mich nicht erinnern, schon einmal noch schläfriger gewesen zu sein. Ich kann kaum meine Augen offen halten.« Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und schloss die Augen.

»Also, ich kann mich nicht erinnern, dass Mary das schon mal passiert ist«, rief herzlich lachend ihr Gatte. »Beim Abendessen einzuschlafen! Was wird sie nur denken, wenn wir es ihr morgen erzählen? Aber die Luft ist so heiß und stickig. Ich kann jeden verstehen, der heute Abend einschläft. Ich denke, ich sollte mich auch bald zurückziehen.«

Ainslie war in redseliger, begeisterter Stimmung. Erneut stand er auf mit dem Glas in seiner Hand.

»Ich denke, wir sollten noch einmal gemeinsam das Glas erheben und ›Auld Lang Syne<sup>5</sup> zusammen singen«, sagte er, die ganze Gesellschaft anlächelnd. »Für eine Woche haben wir am gleichen Strang gezogen, und uns dabei besser kennengelernt, als es in friedlichen Zeiten der Fall gewesen wäre. Wir haben gelernt uns gegenseitig, und auch die Nationen, von denen wir stammen, zu achten. Der Hauptmann hier repräsentiert Deutschland, Pater Pierre Frankreich. Dann haben wir den Professor aus Amerika, Ralston und mich als Briten. Und die Damen – Gott segne sie – sie waren Engel der Gnade und des Mitleids während der ganzen Belagerung. Wir sollten auf die Gesundheit der Damen trinken! Eine wundervolle Sache, der stille Mut, die Geduld, die – was soll ich sagen – die Standhaftigkeit – die – die ... bei allen Heiligen, sehen Sie nur, der Hauptmann! Er ist auch eingeschlafen – dieses höllische Schlafwetter.« Sein Glas fiel auf den Tisch und er sank brabbelnd und murmelnd auf seinem Stuhl zusammen. Fräulein Sinclair, die blasse Krankenschwester, war auch umgesunken. Sie hing wie eine gebrochene Lilie über der Armlehne ihres Stuhles. Herr Patterson sah sich um und sprang auf. Er wischte sich mit seiner Hand über die Stirn.

»Das ist nicht natürlich, Jessie«, schrie er. »Warum sind sie alle eingeschlafen? Dort, Pater Pierre, auch ihn hat's erwischt. Jessie, Jessie, deine Mutter ist ganz kalt. Ist das Schlaf? Oder ist sie tot? Öffne die Fenster! Hilfe! Hilfe! Hilfe!« Er kam taumelnd auf die Füße und wollte zum Fenster eilen, aber auf halbem Wege gaben seine Beine nach und er fiel nach vorne auf sein Gesicht.

Das junge Mädchen war aufgesprungen. Mit Entsetzen sah sie ihren ausgestreckt daliegenden Vater und den Kreis der reglosen Gestalten.

»Professor Mercer! Was ist geschehen? Was ist geschehen?« schrie sie. »Oh mein Gott, sie sterben! Sie sind alle tot!«

Mit großer Willenskraft gelang es dem Professor, aufzustehen, obwohl die Dunkelheit um ihn herum immer intensiver wurde. »Meine liebe, junge Dame«, sagte er stotternd, »das hätten wir ihnen gerne erspart. Es wäre vollkommen schmerzfrei für Geist und Seele gewesen. Es war Zyankali. Es ist im Kaviar. Aber Sie wollten ja nicht.«

»Gott im Himmel!« Mit großen Augen schreckte Sie vor ihm zurück. »Sie sind ein Monster, ein fürchterliches Monster! Sie haben sie vergiftet!«

»Nein, nein, ich habe Sie gerettet. Sie kennen die Chinesen nicht. Sie sind schrecklich. In einer Stunde wären wir alle in ihren Händen gewesen. Nehmen Sie es jetzt, Kind.« Gerade als er sprach, wurde direkt unter dem Fenster des Raumes geschossen. »Hören Sie! Da sind sie! Schnell, meine Liebe, schnell, noch können Sie ihnen ein Schnippchen schlagen.« Aber seine Worte fielen auf taube Ohren, das Mädchen war besinnungslos auf Ihrem Stuhl zusammengesunken. Der alte Mann stand einen Moment da und lauschte dem Gefecht vor dem Gebäude. Aber was war das? Gnädiger Gott, was war das? Wurde er verrückt? War das eine Nebenwirkung des Gifts? Das war doch mit Sicherheit der Jubel von Europäern! Ja, und klare Befehle auf Englisch. Und da war das Rufen der Seeleute. Er konnte nicht länger zweifeln. Wie durch ein Wunder war die Verstärkung doch noch eingetroffen. Vor Verzweiflung warf er die Arme in die Höhe. »Was habe ich getan? Oh mein Gott, was habe ich getan?«, schrie er.

Nach dem verzweifelten, aber trotzdem erfolgreichen nächtlichen Versuch, die feindlichen Linien zu durchbrechen, war Commodore Wyndham persönlich der erste, der bei dem schrecklichen Speisezimmer ankam. Um den Tisch herum sitzend fand er die stille Gesellschaft vor. Das Stöhnen und die unruhigen Bewegungen eines jungen Mädchens waren die einzigen erkennbaren Lebenszeichen. Und doch gab es noch einen in dem Kreis, der noch die Kraft hatte, eine letzte bedeutende Pflicht zu erfüllen. Der Commodore, der wie betäubt in der Tür stand, sah, wie der Professor seinen grauen Kopf vom Tisch erhob und für einen Moment aufstand.

»Hüten Sie sich vor dem Kaviar! Um Gottes Willen, rühren Sie den Kaviar nicht an!« krächzte er.

Dann sank er wieder zurück und der Kreislauf des Todes war vollendet.

- 
- 1 Chinesische Bewegung gegen den europäischen und japanischen Imperialismus und gegen christliche Chinesen im Jahre 1900.
  - 2 wörtlich: ›Die Tränen Christi‹. Italienischer Wein aus der Gegend von Neapel.
  - 3 Die Hersteller damals gebräuchlicher Kriegswaffen.
  - 4 Französisch: ›Genug!‹
  - 5 Wörtlich: ›old long since‹, sinngemäß ›längst vergangene Zeit‹. Ein bekanntes Lied

im englischsprachigen Raum. Dort wird es traditionsgemäß zum Jahreswechsel gesungen, um der Verstorbenen des zu Ende gegangenen Jahres zu gedenken.

## Das schwarz lackierte Kästchen

Es war schon eine recht seltsame Geschichte, sagte der Privatlehrer, eine dieser grotesken und wunderlichen Begebenheiten, die einem nur einmal im Leben begegnen. Ich verlor dadurch die beste Stellung, die ich je erreichen konnte. Aber ich war froh, nach Thorpe Place gegangen zu sein, denn ich gewann dadurch ... – nun, wenn ich die Geschichte erzähle, dann werden Sie erfahren, was ich gewann.

Vielleicht kennen Sie die Gegend im mittleren England, die vom Avon entwässert wird. Es ist der englischste Teil von England. Shakespeare, der Stolz der ganzen Nation, wurde genau in der Mitte des Landstrichs geboren. Das hügelige Weideland dieser Gegend wird im Westen höher, bis es in den ›Malvern Hills‹ endet. Es gibt keine größeren Städte, aber viele Dörfer mit einer alten Kirche. Hier hat man die Ziegel der südlichen und östlichen Länder hinter sich gelassen, alles wurde aus Stein gebaut – die Mauern sind aus Stein und moosbewachsene Steinplatten liegen auf den Dächern. Alles ist hart, solide und massiv und passt zum Herzen einer großen Nation.

In der Mitte dieses Landstrichs, nicht weit von Evesham, lebte Sir John Bollamore im Heim seiner Vorfahren – Thorpe Place –, und hierher wurde ich gerufen, um seine beiden kleinen Söhne zu unterrichten. Sir John war Witwer. Als seine Frau drei Jahre zuvor starb, ließ sie ihn zusammen mit den beiden Jungs im Alter von 8 und 10 Jahren und einem lieben, kleinen siebenjährigen Mädchen zurück. Fräulein Witherton, die nun meine Frau ist, war die Gouvernante des kleinen Mädchens, während ich die Jungen unterrichtete. Konnte es bessere Voraussetzungen für eine Eheanbahnung geben? Sie ›regiert‹<sup>1</sup> nun mich und ich unterrichte meine beiden eigenen Jungs. Nun, jetzt habe ich enthüllt, was ich in Thorpe Place gewann!

Es war ein sehr altes Haus, unglaublich alt – Teile davon stammten noch aus der Zeit vor der Eroberung Englands durch die Normannen – und die Bollamores haben, eigenen Angaben zur Folge, schon zu dieser Zeit hier gelebt. Ein Gefühl der Kälte ergriff mich, als ich hier eintraf. Die grauen Mauern waren sehr dick und bestanden aus groben Steinen. Dem verrotteten Verputz entströmte ein modriger Geruch. Aber der moderne Flügel war hell und freundlich und der Garten gepflegt. Kein Haus mit einem so hübschen Mädchen darin und einer solchen Fülle von Rosen davor konnte düster wirken.

Neben einem vollständigen Stab von Dienern gab es in diesem Haushalt noch vier weitere Personen: Fräulein Witherton, die damals 24 Jahre alt war und heute als Frau Colmore immer noch genau so hübsch ist, wie damals, mich selbst, Frank Colmore, damals dreißig, Frau Stevens, die Haushälterin, eine zurückhaltende und stille Frau und Herr Richards, ein großer, militärisch aussehender Mann, der als Verwalter des Anwesens tätig war. Wir vier nahmen üblicherweise unsere Mahlzeiten gemeinsam ein, während Sir John in der Regel in seiner Bücherei alleine speiste. Manchmal gesellte er sich zu uns, aber wir waren eigentlich recht froh darüber, dass dies nicht oft geschah.



Er war ein sehr vornehmer Herr. Stellen Sie sich einen Mann mit einer Größe von fast 1,90 m vor, mit majestätischer Statur, hochnäsigem, aristokratischem Gesicht, meliertem Haar, struppigen Augenbrauen, spitzem Bart und Falten um seine Augen, die mit einem Schnitzmesser eingraviert zu sein schienen. Seine grauen Augen drückten einen gewissen Überdruß, Hoffnungslosigkeit, aber auch Stolz aus. Es waren Augen, die Ihr Mitleid erregen, aber Ihnen doch verbieten würden, es zu zeigen. Sein Rücken war von seinen Studien ein wenig gebeugt, aber ansonsten war er ein gut aussehender Mann im Alter von etwa 55 Jahren, den jede Frau gerne anschauen würde.

Aber er war kein fröhlicher Gesellschafter. Er verhielt sich zwar stets höflich und hatte feine Manieren, war aber auch sehr still und verschlossen. Ich habe nie mit einem anderen Mann so lange unter einem Dach gelebt, und dabei so wenig über ihn erfahren. Wenn er zuhause war, dann verbrachte er seine Zeit entweder in seinem kleinen Arbeitszimmer im östlichen Turm oder in der Bibliothek im neuen Flügel. Er hatte so feste Gewohnheiten, dass man zu jeder Stunde des Tages sagen konnte, wo er sich gerade aufhielt. Zweimal am Tag begab er sich in sein Arbeitszimmer, einmal nach dem Frühstück und dann abends um 22 Uhr. Für den Rest des Tages fand man ihn in seiner Bibliothek, abgesehen von ein oder zwei Stunden am Nachmittag, wo er ausritt oder einen Spaziergang machte – er war dabei ganz alleine, wie den restlichen Tag auch. Er liebte seine Kinder und zeigte großes Interesse an ihren schulischen Fortschritten, aber sie fürchteten sich ein wenig vor der stillen Person mit den struppigen Augenbrauen und mieden ihn, soweit sie konnten. Eigentlich mieden wir ihn alle.

Es dauerte eine Weile, bis ich mehr über das Leben von Sir John Bollamore erfuhr, denn Frau Stevens, die Haushälterin und Herr Richards, der Verwalter, waren zu loyal, als dass sie leichtfertig über die Angelegenheiten ihres Herrn geredet hätten. Die Gouvernante wusste genau so wenig wie ich und dieses gemeinsame Interesse war einer der Faktoren, die uns zusammenbrachten. Zu guter Letzt konnte ich aufgrund eines besonderen Vorfalles nähere Bekanntschaft mit Herrn Richards machen und das führte dazu, dass ich mehr über das Leben meines Dienstherrn erfuhr.

Bei diesem Vorfall handelte es sich um nichts Geringeres als den Sturz des jungen Percy, des jüngeren meiner beiden Schüler, in den Mühlenbach. Ich musste ihn unter Einsatz meines eigenen Lebens retten. Nass und erschöpft – es war für mich weit anstrengender als für das Kind – war ich gerade unterwegs zu meinem Zimmer, als Sir John, der den Tumult wahrgenommen hatte, die Tür zu seinem kleinen Arbeitszimmer öffnete und mich fragte, was vorgefallen sei. Ich erzählte ihm von dem Vorfall, wobei ich ihm versicherte, dass sein Junge nicht in Gefahr gewesen sei. Er hörte mit hartem, unbeweglichem Gesicht zu, aber seine zusammengepressten Lippen und seine Augen verrieten die Erregung, die er zu verbergen suchte.

»Einen Augenblick, kommen Sie herein! Das will ich genau wissen!« sagte er und kehrte durch die offene Tür zurück.

Und so betrat ich das kleine Heiligtum. Wie ich später erfuhr, hatte es in den letzten drei Jahren außer der alten Dienerin, die hier saubermachte, noch niemand betreten. Es war ein runder Raum, geformt wie der Turm, in dem er sich befand, mit niedriger Decke

und einem einzigen, kleinen, von Efeu umrankten Fenster. Ein alter Teppich, ein Stuhl, ein kleiner Tisch und ein kleines Bücherregal waren die ganze, schlichte Ausstattung des Raumes. Auf dem Tisch stand die Photographie einer Frau in voller Größe. Ich habe mir ihr Gesicht nicht allzu genau angesehen, aber ich erinnere mich, dass eine gewisse grazile Sanftheit den vorherrschenden Eindruck prägte. Daneben lagen ein großes, schwarzes, glänzendes Kästchen<sup>2</sup> und ein oder zwei Bündel Briefe oder Papiere, die durch ein elastisches Band zusammengehalten wurden.

Unser Gespräch war nur kurz, denn Sir John sah, dass ich durchnässt war und mich schleunigst umziehen sollte. Der Vorfall führte auch zu einem aufschlussreichen Gespräch mit Herrn Richards, der die Kammer, die ich durch einen Zufall sehen durfte, noch nie betreten hatte. An diesem Nachmittag kam er voller Neugier zu mir und wir spazierten zusammen durch den Garten, während meine beiden Schützlinge auf dem Rasen neben uns Tennis spielten.

»Sie können sich gar nicht vorstellen, wie viel Glück Sie hatten«, sagte er. »Der Zweck dieses Raumes ist keinem von uns bekannt, und die Gewohnheiten von Sir John sind so gleichbleibend, dass schon abergläubische Gerüchte im Haushalt aufkamen. Ich versichere Ihnen, wenn ich Ihnen die ganzen Geschichten von mysteriösen Besuchern und fremden Stimmen erzählen würde, die hier schon die Runde machten, dann würden Sie vermuten, dass Sir John in sein früheres Verhalten zurückgefallen ist.«

»Was meinen Sie mit ›zurückgefallen‹?«

Er sah mich überrascht an. »Haben Sie noch nichts über Sir Johns Vergangenheit gehört?«

»Überhaupt nichts.«

»Das ist erstaunlich. Ich dachte, jedermann in England wüsste über seine Vergangenheit Bescheid. Da Sie nun einer von uns sind, werde ich es Ihnen erzählen, nicht zuletzt um zu verhindern, dass Sie es von jemand anderem erfahren, der die Geschichte vielleicht mit respektloseren Worten wiedergibt. Ich habe bis jetzt angenommen, Sie wüssten, dass Sie dem ›Teufel‹ Bollamore dienen.«

»Warum ›Teufel‹?«

»Sie sind jung und die Welt dreht sich schnell, aber vor zwanzig Jahren war der Name ›Teufel‹ Bollamore in aller Munde. Er war der leichtlebigste Rabauke, Spieler und Trunkenbold – der letzte Vertreter einer alten Art, so schlimm wie der Schlimmste von ihnen.«

Ich sah ihn verblüfft an. »Was! Dieser stille, gelehrte, traurig dreinblickende Mann?«

»Der größte Plagegeist und Wüstling in England! Das bleibt aber unter uns, Colmore. Sie verstehen nun, was ich meine, wenn ich sage, dass die Stimme einer Frau in seiner Kammer selbst heute noch Anlass zu Spekulationen gibt.«

»Was hat ihn so verändert?«

»Die kleine Beryl Clare. Sie ging das Risiko ein, ihn zu heiraten. Das war der Wendepunkt. Seine Leichtlebigkeit hatte ihn schon zu Grunde gerichtet. Sie wissen, es gibt einen Unterschied zwischen einem Mann, der trinkt und einem Alkoholiker.

Jedermann trinkt, aber niemand will ein Alkoholiker zu sein. Er war einer geworden, er war hilflos und ohne Hoffnung. Dann kam sie, erkannte den noblen Mann in dem Wrack und heiratete ihn, obwohl sie unter einem Dutzend anderer hätte wählen können. Sie setzte sich mit voller Kraft für ihn ein und verhalf ihm dazu, wieder ein tugendhafter Mensch zu werden. Vielleicht haben Sie bemerkt, dass es in diesem Haus keine Spirituosen gibt. Das ist so, seit sie über die Schwelle des Hauses getreten ist. Ein Tropfen davon würde auf ihn wirken, wie Blut auf einen Haifisch.«

»Dann wirkt ihr Einfluss immer noch auf ihn?«

»Das ist das größte Wunder. Sie starb vor drei Jahren. Wir alle befürchteten, dass er wieder seinen Lastern verfallen würde. Sie befürchtete das ebenfalls und dieser Gedanke machte ihren Tod umso schrecklicher, denn sie war sein Schutzengel und lebte nur für diese Aufgabe. Übrigens, haben sie ein schwarz lackiertes Kästchen in dem Raum gesehen?«

»Ja.«

»Ich vermute, es enthält ihre Briefe. Wenn er einmal fort muss, und sei es nur für eine Nacht, dann nimmt er immer das schwarze Kästchen mit. Nun, Colmore, jetzt habe ich Ihnen vielleicht mehr erzählt, als ich sollte, und ich erwarte von Ihnen, dass Sie sich in gleicher Weise revanchieren, wenn Sie etwas Interessantes erfahren.«

Ich konnte sehen, dass der ehrenwerte Mann von Neugier zerfressen war, und natürlich auch ein wenig pikiert, weil ich, der Neuling, als erster Zugang zu der geheimnisvollen Kammer hatte. Durch diesen Umstand stieg mein Ansehen bei ihm beträchtlich und in der Zeit danach stand ich auf wesentlich vertrauterem Fuß mit ihm.

Jetzt wurde auch die stille und aristokratische Persönlichkeit meines Arbeitgebers zu einem Objekt größeren Interesses für mich. Nun betrachtete ich den merkwürdig menschlichen Blick seiner Augen und die tiefen Sorgenfalten in seinem Gesicht aus einem anderen Blickwinkel. Er kämpfte von morgens bis abends eine niemals endende Schlacht gegen einen fürchterlichen Feind, der versuchte, ihn endgültig in den Griff zu bekommen. Er hielt ihn auf eine Armeslänge Abstand, denn dieser Feind würde ihn an Leib und Seele vernichten, wenn es ihm noch einmal gelang, seine Klauen in ihn zu schlagen. Als ich die furchterregende, gebeugte Gestalt durch die Korridore wandeln oder im Garten spazieren gehen sah, schien diese beständige Gefahr fast körperliche Gestalt anzunehmen. Ich stellte mir vor, dass dieser widerlichste und gefährlichste aller Feinde ihm in seinem Schatten hinterher schlich, wie ein halb gezähmtes Biest, das vor seinem Bändiger kuschelt, aber nur auf einen unbedachten Augenblick wartet, um ihm an die Kehle zu springen. Auch die tote Frau, die ihr Leben seinem Schutz gewidmet hatte, nahm in meinem Geist Gestalt an. Ich sah sie als schemenhafte, wunderbare Präsenz, die für immer mit erhobenen Armen den Mann beschirmte, den sie liebte.

Auf feinsinnige Art spürte er die Sympathie, die ich für ihn empfand und er zeigte auf seine eigene, stille Weise, dass er jene zu schätzen wusste. Er lud mich sogar einmal zu einem gemeinsamen Nachmittagsspaziergang ein und obwohl wir uns nicht unterhielten, war es doch ein Zeichen des Vertrauens, dass er noch nie einem anderen gegenüber gezeigt hatte. Er bat mich auch, seine Bibliothek zu katalogisieren und zu ordnen – es war

eine der besten, privaten Bibliotheken in England. Also verbrachte ich viele Abendstunden in seiner Gegenwart – oder Gesellschaft – in der Bibliothek; er saß lesend an seinem Arbeitstisch und ich verringerte in einer Nische beim Fenster das Chaos in seiner Bibliothek. Trotz dieser relativ nahen Beziehung bat er mich nie wieder, in seine Kammer im Turm zu kommen.

Doch es sollte nicht lange so bleiben. Ein weiteres Ereignis verwandelte meine Sympathie in Abscheu; ich erkannte, dass mein Arbeitgeber immer noch der gleiche Mensch wie früher war – das Ganze wurde nur durch eine heuchlerische Maske verborgen. Folgendes war geschehen:

Eines Abends sang Fräulein Witherton bei einem Wohltätigkeitskonzert im Nachbarstädtchen ›Broadway‹. Ich hatte versprochen, sie abzuholen und nach Hause zu begleiten. Die Auffahrt führte um den runden Ost-Turm herum und im Vorübergehen sah ich, dass in dem runden Zimmer ein Licht brannte. Es war ein Sommerabend und das Fenster, das etwas höher lag als unsere Köpfe, war geöffnet. Wir waren ganz in ein Gespräch vertieft und bei dem Turm stehengeblieben, als wir unterbrochen wurden und unsere Aufmerksamkeit wieder unserer Umgebung zuwendeten.

Es war eine Stimme – unzweifelhaft die Stimme einer Frau – so leise, dass sie nur in der stillen Nachtluft zu hören war. Doch, so leise sie auch war, man konnte deutlich die weibliche Klangfarbe erkennen. Sie sprach rasch und keuchend ein paar Sätze, dann schwieg sie. Es war eine armselige, atemlose, flehentlich bittende Stimme. Fräulein Witherton und ich standen einen Augenblick da und sahen uns entgeistert an. Dann gingen wir rasch zum Haupteingang.

»Es kam durch das Fenster«, sagte ich.

»Wir dürfen nicht den Lauscher spielen«, antwortete sie. »Wir müssen vergessen, dass wir es je gehört haben.«

Sie zeigte keinerlei Überraschung und das brachte mich auf einen neuen Gedanken.

»Sie haben es schon einmal gehört«, rief ich.

»Das konnte ich nicht verhindern. Mein Zimmer ist weiter oben in dem Turm. Es ist schon ein paar Mal geschehen.«

»Wer könnte die Frau sein?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich will auch nicht darüber sprechen.«

An der Art, wie sie sprach, erkannte ich was sie dachte. Aber angenommen, unser Arbeitgeber führte ein dubioses Doppelleben, wer konnte die mysteriöse Frau sein, die ihm in dem alten Turm Gesellschaft leistete? Ich wusste von meinem eigenen Besuch, wie kahl und leer das Zimmer war. Mit Sicherheit lebte sie nicht dort. Aber woher kam sie? Es konnte kein Mitglied des Haushalts sein, denn auf die hatte Frau Stevens ein wachsames Auge. Der Besucher musste von außerhalb kommen. Aber wie?

Dann erinnerte ich mich daran, wie alt das Gebäude war und dass sehr wahrscheinlich ein mittelalterlicher Gang existierte. Es gibt kaum eine Burg, die keinen hat. Das geheimnisvolle Zimmer befand sich im Erdgeschoß des Turms; wenn es also irgendetwas in dieser Art vorhanden war, dann musste die Öffnung im Boden sein. Es gab zahlreiche

Landhäuser in unmittelbarer Nachbarschaft. Das Ende des Geheimgangs konnte in irgendeinem Gebüsch in der Nähe liegen. Ich sagte zu niemandem etwas, aber es schien mir, als hätte ich das Geheimnis meines Arbeitgebers schon fast gelöst.

Je sicherer ich wurde, desto mehr staunte ich darüber, wie er seinen wahren Charakter verbarg. Oft fragte ich mich beim Anblick dieser asketischen Erscheinung, ob ein derartiger Mann tatsächlich in der Lage war, ein derartiges Doppelleben zu führen, und ich versuchte mich selbst davon zu überzeugen, dass sich mein Verdacht nach sorgfältiger Prüfung als unbegründet herausstellen würde. Aber da war die weibliche Stimme und es gab geheime Treffen im Turmzimmer – wie konnte es für diese Fakten eine harmlose Erklärung geben? Es graute mir vor dem Mann. Ich war erfüllt mit Abscheu vor seiner tiefen, fortgesetzten Heuchelei.

Nur einmal, während der vielen Monate, sah ich ihn ohne die traurige und leidenschaftslose Maske, die er seinen Untergebenen üblicherweise zeigte. Für einen Moment erblickte ich ein kurzes Aufleuchten des so lange unterdrückten vulkanischen Feuers. Der Anlass war eigentlich kaum der Rede wert. Ziel seines Zorns war niemand anderes als die alte Putzfrau, die, wie ich bereits erwähnt habe, als einzige das mysteriöse Zimmer betreten durfte. Ich kam gerade durch den Korridor, der zum Turm führte, denn mein Zimmer lag in dieser Richtung, als ich plötzlich einen erschreckten Aufschrei hörte, vermischt mit der heiseren, brummenden Stimme eines Mannes, der sich unartikuliert aber mit Leidenschaft äußerte. Es war das Knurren eines zornigen, wilden Tieres. Dann hörte ich ihn mit ärgerlich-zitternder Stimme schreien: »Wie können Sie es wagen?! Sie missachten meine Anweisungen!« Im nächsten Augenblick rannte die Putzfrau zitternd und mit blasserem Gesicht an mir vorbei den Korridor hinunter. Mit schrecklicher Stimme donnerte er hinter ihr her: »Holen Sie sich bei Frau Stevens Ihr Geld! Sie werden nie wieder einen Fuß in mein Haus setzen.« Da ich sehr neugierig war, konnte ich nicht anders, als ihr zu folgen. Hinter einer Ecke fand ich sie an die Wand gelehnt; ihr Herz raste wie das eines verängstigten Kaninchens.

»Was ist los, Frau Brown?« fragte ich.

»De Herr!« stieß sie hervor. »Er hat mich erschreckt! Wann Se nur sei Ääge gesehe hätte, Herr Colmore. Ich dacht, mei End wär gekomme.«<sup>4</sup>

»Aber, was haben Sie getan?«

»Gedah, mein Herr? Nix. Nix, was so em e Krisch rechtfertiged hät. Ich hatt grad des schwarze Kästche aagedappt, awwer net uffgemacht, als er ereikam. Was dann bassiert is, hawwe Se ja gehört. Ich haw' mei Stell verlor'n, awwer ich bin froh drum. Ich würd nie widder in sei Nähe gehe.«

Also ging es bei dem Ausbruch um das Kästchen, von dem er sich nie trennte. Gab es einen Zusammenhang zu den nächtlichen Besuchen der Dame, deren Stimme wir gehört hatten, und wenn dies der Fall war, worin bestand er? Sir Johns Zorn war fürchterlich und lang andauernd. Frau Brown verschwand aus unserer Gemeinschaft und fortan wurde nie wieder von ihr gesprochen.



Nun will ich von dem Zufall berichten, durch den alle merkwürdigen Fragen beantwortet wurden und wie ich hinter das Geheimnis meines Dienstherrn kam. Wenn Sie die Geschichte gehört haben, werden Sie sich vielleicht fragen, ob meine Neugier ehrenhaft war, und ob ich mich zum gemeinen Spion erniedrigt habe. Wenn Sie das denken, dann bleibt mir nur übrig, Ihnen zu versichern, dass die Sache sich genau so abspielte, wie ich es beschreibe.

Der erste Schritt zur Auflösung ergab sich daraus, dass das Zimmer in dem Turm unbewohnbar wurde. Der Eichenbalken, der die Decke trug, war sehr alt und von Würmern zerfressen. Eines Tages brach er in der Mitte durch und riss eine Menge Putz mit nach unten. Zum Glück befand sich Sir John zu diesem Zeitpunkt nicht im Zimmer. Sein kostbares Kästchen wurde aus dem Schutt geborgen, in die Bibliothek gebracht und fortan in seinem verschlossenen Schreibpult aufbewahrt. Sir John unternahm nichts, um den Schaden reparieren zu lassen, und ich hatte keine Gelegenheit, nach dem Geheimgang zu suchen, der dort vermutlich existierte. Ich dachte, damit wären die Besuche der Dame beendet, aber ich hörte eines Abends, wie Herr Richards, der Verwalter, Frau Stevens fragte, wer die Frau war, die er mit Sir John in der Bibliothek sprechen hörte. Die Antwort konnte ich nicht verstehen, aber ich sah am Verhalten von Frau Stevens, dass sie nicht zum ersten Mal eine derartige Frage beantwortete oder der Antwort auswich.

»Haben Sie die Stimme gehört?« fragte der Verwalter mich.

Ich bestätigte das.

»Was halten Sie davon?«

Ich zuckte mit den Achseln und fügte hinzu, dass es mich nichts angehe.

»Ach kommen Sie, Sie sind doch genau so neugierig wie jeder von uns. Ist es eine Frau oder nicht?«

»Es ist bestimmt eine Frau.«

»Wo haben Sie sie gehört?«

»Im Turm-Zimmer, bevor die Decke einstürzte.«

»Aber ich habe es gestern in der Bibliothek gehört, als ich auf dem Weg ins Bett an der Tür vorbeiging. Ich hörte jemanden klagen und bitten; genau so deutlich, wie ich Sie jetzt höre. Es könnte eine Frau sein ...«

»Was sollte es sonst sein?«

Er warf mir einen harten Blick zu. »Es gibt noch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde ... Angenommen, es handelt sich um eine Frau, wie kommt sie dahin?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ich auch nicht. Doch wenn es das andere Ding ist – doch nein, für einen erfahrenen Geschäftsmann am Ende des 19. Jahrhunderts wäre das eine lächerliche Bemerkung.« Er ging davon, doch ich merkte, dass er daran glaubte, obwohl er es nicht zugab. Zu den alten Gespenster-Geschichten von Thorpe-Place wurde vor unseren Augen eine neue hinzugefügt. Sie wird wahrscheinlich heute noch erzählt, denn nur ich erfuhr schließlich, was vorging, die anderen aber nicht.

Und so fand ich den Grund für die merkwürdigen Vorkommnisse: Ich hatte wegen einer fürchterlichen Migräne eine schlaflose Nacht und am Mittag des folgenden Tages nahm ich eine große Dosis Chlorodyne<sup>3</sup>, um mein Leiden zu lindern. Zu dieser Zeit war ich gerade dabei, meine Arbeit in Sir Johns Bibliothek abzuschließen. Üblicherweise arbeitete ich dort von 17:00 bis 19:00 Uhr. An diesem speziellen Tag machten mir die Folgen der schlaflosen Nacht und die Nebenwirkung des Medikaments schwer zu schaffen. Ich habe ja bereits erwähnt, dass es in der Bibliothek eine Nische gab, wo ich in der Regel meiner Arbeit nachging. Ich setzte mich hin, um mich meiner Aufgabe zu widmen, aber meine Müdigkeit war überwältigend; ich fiel auf dem Sofa zur Seite und schlief ein.

Als ich erwachte, war es sehr dunkel; ich wusste nicht, wie lange ich geschlafen hatte. Ich war immer noch von dem Medikament benebelt und lag in halbwachem Zustand in der Nische. Der große Raum mit den Bücherregalen an den hohen Wänden wurde nur durch ein wenig Mondlicht erleuchtet, das durch ein entfernteres Fenster fiel. Gegen den helleren Hintergrund konnte ich Sir John an seinem Arbeitstisch sitzen sehen. Die Umrisse seines Kopfes und sein Profil zeichneten sich deutlich gegen das hellere Quadrat hinter ihm ab. Als ich hinsah, beugte er sich vor und ich hörte, wie sich ein Schlüssel in einem Schloss drehte und dann das Schaben von Metall auf Metall. Wie in einem Traum wurde mir vage bewusst, dass das schwarze Kästchen vor ihm stand und er etwas daraus hervorgeholt hatte, etwas Flaches und Plumpes, das nun vor ihm auf dem Tisch lag. Es dauerte eine ganze Weile, bis mir der Gedanke kam – ich war immer noch benebelt und mein Verstand recht träge –, dass ich gerade dabei war, seine Privatsphäre auf gröbste Weise zu verletzen. Natürlich ging er davon aus, dass er alleine in dem Raum war. Und gerade in dem Augenblick, als mir die ganze Situation klar wurde, und ich mich schon halb erhoben hatte, um mich bemerkbar zu machen, hörte ich ein fremdartiges, metallisches Knistern und dann die Stimme.

Ja, es war die Stimme einer Frau, ohne jeden Zweifel. Die Stimme war so erfüllt von Flehen und sehnsüchtiger Liebe, dass ich sie nie vergessen werde. Sie wurde von einem merkwürdig entfernten Klirren begleitet, dennoch war jedes Wort klar verständlich, aber schwach – sehr schwach, denn es waren die letzten Worte einer sterbenden Frau.

»Ich werde nicht wirklich gehen, John«, sagte die dünne, schwer atmende Stimme, »ich bin hier an deiner Seite, und werde dort bleiben, bis wir uns wieder treffen. Es macht mich froh, daran zu denken, dass du morgen Abend meine Stimme wieder hören wirst. Oh John, sei stark, sei stark, bis wir uns wiedersehen.«

Wie gesagt, ich war gerade dabei aufzustehen, um meine Anwesenheit bekanntzugeben, aber ich konnte es nicht, solange die leise Stimme erklang. Also lauschte ich gebannt und erstaunt, halb sitzend, halb liegend, den sehnsüchtigen, wohlklingenden Worten. Und er, er war so gefesselt, dass er mich wahrscheinlich gar nicht gehört hätte, wenn ich ihn angesprochen hätte. Aber als Stille eintrat, sagte ich stammelnd meine entschuldigend'e Erklärung. Er sprang durch den Raum, schaltete das elektrische Licht an und in seinem hellen Leuchten sah ich seine Augen vor Zorn leuchten und sein Gesicht

leidenschaftlich verzerrt, so wie die unglückliche Putzfrau ihn vor ein paar Wochen gesehen hatte.

»Herr Colmore! Sie sind hier! Was hat das zu bedeuten?« schrie er.

Stockend erzählte ich ihm von meinen Schmerzen und dem Medikament, wie ich eingeschlafen und wieder erwacht war. Während er mir zuhörte, verschwand der Ärger aus seinen Augen und sein Gesicht nahm wieder den gewohnten, traurigen Ausdruck an.

»Nun kennen Sie mein Geheimnis, Herr Colmore«, sagte er. »Daran bin ich ganz alleine schuld, denn ich habe die Vorsichtsmaßnahmen vernachlässigt. Halbes Vertrauen ist schlechter als kein Vertrauen, also sollen Sie nun alles erfahren, nachdem Sie schon soviel wissen. Wenn ich dahingeshieden bin, können Sie mit der Geschichte anfangen, was Sie wollen, aber ich vertraue auf Ihre Ehre, dass Sie bis dahin keiner Menschenseele etwas verraten werden. Ich habe immer noch meinen Stolz – Gott helfe mir! –, oder ich bin zumindest stolz genug, dass ich das Mitleid verabscheue, dass man mir wegen dieser Sache entgegenbringen würde. Über Missgunst kann ich lächeln, Hass kann ich ignorieren, aber Mitleid ist mehr, als ich ertragen kann.

Sie kennen nun die Quelle der Stimme, die, wie mir durchaus bewusst ist, schon soviel Neugier in meinem Haushalt hervorgerufen hat. Ich habe von den Gerüchten gehört, die die Runde machten. Die skandalösen oder abergläubischen Hypothesen konnte ich überhören oder vergeben. Was ich aber nie vergeben kann, ist ein illoyales Spionieren und Lauschen, das nur dem Zweck dient, eine banale Neugier zu befriedigen. Aber davon spreche ich Sie frei, Herr Colmore.

Als junger Mann, viel jünger als Sie heute sind, ging ich ohne die Begleitung eines Freundes oder Mentors in die Stadt. Ich hatte nur meinen Geldbeutel, und der brachte mir schnell viel zu viele falsche Freunde und unaufrichtige Ratgeber ein. Ich genoss alle ›Freuden des Lebens‹ in vollen Zügen – ich kenne niemanden, der sich noch ausschweifender dem Trinken hingeeben hat. Mein Geldbeutel wurde immer leichter, und mein Charakter und meine Gesundheit verschlechterten sich. Schließlich brauchte ich regelmäßig Aufputzmittel und wurde zu einer abstoßenden Kreatur, an die ich mich nicht mehr erinnern möchte. Als ich vollkommen zu Grunde gerichtet war, schickte Gott mir den sanftesten und süßesten Geist, der jemals aus dem Himmel herabgestiegen ist, als Schutzengel. Sie liebte mich, zerstört wie ich war, und widmete mir ihr Leben, um aus mir wieder den Mann zu machen, der ich vor meinem Abstieg auf das Niveau eines Tieres war.

Leider erkrankte sie an einem schweren Leiden und verwelkte vor meinen Augen. In den Stunden ihrer Qual dachte sie nie an ihr Leiden und ihren Tod, sondern nur an mich. Der große Schmerz, der mit ihrem Schicksal kam, bestand in der Befürchtung, dass ich wieder zu dem wurde, was ich einst war, sobald ich nicht mehr unter ihrem Einfluss stand. Es wäre vollkommen sinnlos gewesen, wenn ich ihr geschworen hätte, nie wieder einen Tropfen Alkohol anzurühren. Sie wusste nur zu genau, welchen Einfluss der Teufel auf mich hatte, gegen den sie so lange kämpfen musste. Der Gedanke, dass ich ihm wieder verfallen könnte, verfolgte sie Tag und Nacht.

Von einem Freund, mit dem sie im Krankenzimmer plauderte, erfuhr sie von dieser Erfindung – dem Phonographen – und mit der Intuition einer liebenden Frau erkannte



sie, wie sie ihn für ihre Zwecke einsetzen könnte. Sie schickte mich nach London, um den Besten zu beschaffen, den es für Geld zu kaufen gab. Mit ihrem letzten Atemzug sprach sie die Worte in das Gerät, und das hat mich seitdem aufrecht gehalten. Welche Stütze gab es sonst für mich, einsam und gebrochen, wie ich war? Aber es hat gereicht. Ich danke Gott, dass ich ihr ohne Scham vor die Augen treten kann, wenn er beschließt, uns wieder zu vereinigen! Das ist mein Geheimnis, Herr Colmore, und solange ich lebe, sollen Sie es hüten.«

---

- 1 Nicht übersetzbares Wortspiel im Englischen: governess → to govern.
- 2 Im Original: ›A japanned Box‹, ein Kästchen das mit schwarzem, hochglänzendem Japanlack gestrichen ist.
- 3 Ein sehr starkes Schmerzmittel, das hauptsächlich Morphinum und Chloroform enthielt, was die Wirkung auf den Protagonisten erklärt.
- 4 Im Original spricht die gute Frau wohl Cogne oder einen anderen Dialekt.

## Der schwarze Doktor

Bishop's Crossing ist ein Dorf etwa fünfzehn Kilometer südwestlich von Liverpool. Hier hatte sich in den frühen Siebzigern ein Arzt namens Dr. Aloysius Lana niedergelassen. Niemand wusste etwas über seine Vergangenheit oder die Gründe, warum er sich in Lancashire niedergelassen hatte. Es gab nur zwei Dinge, die man über ihn wusste. Zum einen hatte er seinen Abschluss mit Auszeichnung in Glasgow gemacht und zum anderen war er unzweifelhaft südländischer Abstammung; seine dunkle Haut deutete auf einen indischen Vorfahren hin. Seine Gesichtszüge waren allerdings europäisch und er hatte eine vornehme Höflichkeit und eine imposante Statur, wie sie typisch für Spanier ist. Seine dunkle Haut, sein rabenschwarzes Haar und dunkle, blitzende Augen unter buschigen Brauen bildeten einen merkwürdigen Kontrast zu den flachsblonden oder rotbraunen englischen Bauern, so dass der Neuling bald nur noch als ›Der schwarze Doktor von Bishop's Crossing‹ bekannt war. Zunächst war es nur ein Begriff des Spotts und der Ablehnung, aber im Laufe der Jahre wurde es zu einem Ehrentitel, der in einem weiten Umkreis, weit jenseits der Grenzen des kleinen Orts, bekannt war.

Der Neuling hatte sich als fähiger Chirurg und versierter Arzt bewährt. Zuvor lag die medizinische Versorgung des Bezirks in den Händen von Edward Rowe, einem Sohn des Chefarztes in Liverpool, Sir William Rowe, der aber nicht das Talent seines Vaters geerbt hatte. So war es für Dr. Lana, der durch seine Erscheinung und sein Benehmen zusätzlich begünstigt wurde, ein leichtes, ihn zu übertrumpfen. Sein gesellschaftlicher Aufstieg kam so rasch wie sein beruflicher Erfolg. Eine bemerkenswerte medizinische Behandlung von James Lowry, dem zweiten Sohn von Lord Belton, war seine Eintrittskarte in die höhere Gesellschaft der Grafschaft, wo er bald aufgrund seiner charmanten Konversation und seines eleganten Benehmens sehr beliebt wurde. Das Fehlen eines Vorlebens und von Verwandten ist manchmal eher hilfreich denn hinderlich und die vornehme Persönlichkeit des gutaussehenden Arztes sprach für sich selbst.

Seine Patienten fanden nur einen einzigen Fehler an ihm, er war scheinbar ein eingefleischter Junggeselle. Um so bemerkenswerter war es, dass er ein sehr großes Haus bewohnte und aufgrund seines beruflichen Erfolges beachtenswerte Ersparnisse bilden konnte. Die ortsansässigen Heiratsvermittler verknüpften seinen Namen fortlaufend mit der einen oder anderen geeigneten Dame, aber die Jahre vergingen und er blieb unverheiratet. Schließlich machte das Gerücht die Runde, dass es für diese Ehelosigkeit einen Grund geben müsse. Manche gingen sogar soweit, zu vermuten, dass er bereits verheiratet und der Grund für seine Niederlassung in der ländlichen Gegend die Flucht vor einer Missheirat sei. Und dann, gerade als die Heiratsvermittler schon verzweifelt aufgegeben hatten, wurde seine Verlobung mit Fräulein Frances Morton von Leigh Hall bekanntgegeben.

Fräulein Morton war eine junge Dame, die man in der Gegend gut kannte; ihr Vater, James Haldane Morton war seinerzeit Gutsherr von Bishop's Crossing. Ihre beiden Eltern waren gestorben und sie lebte zusammen mit ihrem einzigen Bruder, Arthur Morton, der das Anwesen der Familie geerbt hatte. Fräulein Morton war groß und imposant, ihre

spontane Art und Charakterstärke war weithin bekannt. Sie lernte Dr. Lana bei einer Garten-Party kennen und aus der anfänglichen Freundschaft wurde rasch Liebe. Ihre gegenseitige Hingabe war unübertroffen. Zwischen den beiden gab es einen deutlichen Altersunterschied, sie war erst 24 und er schon 37, aber abgesehen von diesem Umstand gab es in der Verbindung keinen Makel. Die Verlobung kam im Februar und die Hochzeit sollte im August stattfinden.

Am 3. Juni erhielt Dr. Lana einen Brief aus dem Ausland. In einer kleinen Gemeinde ist der Postamtsvorsteher auch der ›Klatschkolumnist‹, somit kannte Herr Blankley in Bishop's Crossing viele Geheimnisse seiner Nachbarn. Von diesem Brief wusste er zu berichten, dass der ungewöhnliche Umschlag offensichtlich von einem Mann beschriftet wurde und der Absender diesen in Buenos Ayres in Argentinien aufgegeben hatte. Da es sich um den ersten Brief aus dem Ausland für Dr. Lana handelte, hatte er ihm besondere Beachtung geschenkt, bevor er ihn dem Postboten übergab. Er wurde mit der Abendpost an diesem Tag zugestellt.

Am nächsten Morgen, also am 4. Juni, führte Dr. Lana ein längeres Gespräch mit Fräulein Morton, von dem er, wie man beobachtet hatte, im Zustand großer Erregung zurückkehrte. Fräulein Morton verließ ihr Zimmer an diesem Tag nicht mehr und ihre Zofe fand sie mehrfach weinend vor. Innerhalb einer Woche wurde es zum offenen Geheimnis, dass die Verlobung beendet worden sei, weil Dr. Lana sich der jungen Dame gegenüber schändlich benommen habe. Ihr Bruder Arthur sprach schon davon, ihm mit der Peitsche Manieren einzubläuen. Auf welche Art und Weise sich der Doktor danebenbenommen hatte, war unbekannt und die wildesten Gerüchte machten die Runde. Aber er wurde dabei beobachtet, dass er große Umwege in Kauf nahm, nur um nicht unter den Fenstern von Leigh Hall vorbeizukommen, und er hatte auch den Besuch des sonntäglichen Frühgottesdienstes, bei dem er mit großer Wahrscheinlichkeit die junge Dame getroffen hätte, aufgegeben; dies wertete man als Schuldeingeständnis. In einer lokalen Zeitung erschien weiterhin eine Anzeige, bei der es um den Verkauf einer Arztpraxis ging. Namen wurden zwar keine genannt, aber so mancher war rasch mit der Vermutung bei der Hand, dass Dr. Lana die Stätte seines erfolgreichen Wirkens verlassen wollte. Das war der Stand der Dinge als am Abend des 21. Juni ein Ereignis eintrat, das aus dem lokalen Skandal eine Tragödie nationalen Ausmaßes machte. Zum besseren Verständnis müssen noch ein paar Details, die für die Ereignisse dieses Abends von Bedeutung sind, näher ausgeführt werden.

Die einzigen Bewohner des Hauses des Doktors waren seine Haushälterin, eine ältere Dame namens Martha Woods und eine junge Dienerin, Mary Pilling. Der Kutscher und der Sprechstundengehilfe schliefen außerhalb. Üblicherweise hielt sich der Doktor am Abend in seinem Arbeitszimmer auf, das neben dem Behandlungsraum lag und am weitesten von der Unterkunft der Bediensteten entfernt war. Dieser Teil des Hauses hatte einen separaten Eingang für die Patienten, also konnte der Doktor Besuche empfangen, ohne dass es jemand wusste. Tatsächlich hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, späte Patienten durch diese Tür einzulassen, denn seine Bediensteten gingen früh zu Bett.

In der besagten Nacht, betrat Frau Woods das Arbeitszimmer des Doktors gegen 21:30 Uhr und fand ihn schreibend an seinem Tisch vor. Sie wünschte ihm eine gute Nacht, schickte das Dienstmädchen ins Bett und war noch bis 22:45 Uhr mit Tätigkeiten im Haushalt beschäftigt. Als sie schließlich ihr Zimmer aufsuchte, schlug die Uhr in der Halle elf. Etwa eine Viertelstunde oder 20 Minuten später hörte sie einen Schrei oder Ruf, der aus dem Innern des Hauses zu kommen schien. Sie wartete einige Zeit, aber das Ereignis wiederholte sich nicht. Sehr besorgt, denn das Geräusch war laut und dringend, legte sie einen Hausmantel an und eilte so schnell sie konnte zum Arbeitszimmer des Doktors

»Wer ist dort?« schrie eine Stimme, als sie an die Tür klopfte.

»Ich bin es, mein Herr – Frau Woods.«

»Lassen Sie mich in Ruhe. Gehen Sie sofort zurück in Ihr Zimmer!« schrie die Stimme, die sie ohne zu zweifeln als die des Doktors identifizierte. Der Tonfall aber war grob und passte gar nicht zu dem üblichen Verhalten ihres Dienstherrn, so dass sie überrascht und verletzt war.

»Ich dachte, ich hätte Sie rufen hören, mein Herr«, erklärte sie, aber sie erhielt keine Antwort. Frau Woods sah auf die Uhr, als sie zu ihrem Zimmer zurückkehrte, es war 23:30 Uhr.

Irgendwann zwischen 23 Uhr und 24 Uhr, der genaue Zeitpunkt ließ sich nicht mehr feststellen, kam eine Patientin vergeblich zum Doktor. Dabei handelte es sich um Frau Madding, die Gattin des Ladenbesitzers, der schwer an Typhus erkrankt war. Dr. Lana hatte sie gebeten, nach ihm zu sehen und ihn zu benachrichtigen, wenn sich sein Zustand verschlechterte. Sie hatte noch Licht im Arbeitszimmer des Arztes gesehen und mehrfach an der Tür zur Praxis geklopft, ohne eine Antwort zu erhalten. Also vermutete sie, der Doktor sei fortgegangen und machte sich auf den Heimweg.

Ein kurzer Pfad mit schlängelte sich vom Frau Madding durch einen Mann auf dem zukommen. Sie dachte, sein, der von einem Patientenbesuch blieb sie stehen und war sehr überrascht, Arthur Morton Gutsbesitzer. Im Licht er ziemlich aufgewühlt war und eine schwere Jagdpeitsche in der Hand hielt. Als er sich dem Tor zuwendete, sprach sie ihn an.



einer Lampe am Ende Haus zur Straße. Als das Tor kam, sah sie Fußweg auf sich dies könne der Doktor späten zurückkehrte, also wartete auf ihn. Sie als sie in der Person erkannte, den jungen der Lampe sah sie, dass

»Der Doktor ist nicht da.«

»Woher wissen Sie das?« fragte er brüsk.

»Ich habe schon an der Tür geklopft, mein Herr.«

»Da brennt noch Licht. Das ist doch sein Arbeitszimmer, oder nicht?« sagte der junge Herr, während er zum Haus blickte.

»Ja, mein Herr, aber ich bin sicher, dass er nicht da ist.«

»Irgendwann muss er ja wiederkommen«, sagte der junge Mann und ging durch das Tor. Frau Madding setzte ihren Heimweg fort.

Um 3 Uhr morgens erlitt ihr Gatte einen schweren Rückfall, die Symptome waren so alarmierend, dass sie den Doktor unverzüglich herbeiholen wollte. Als sie durch das Tor gegangen war, sah sie zu ihrer Überraschung jemanden zwischen den Lorbeerbüschen herumstehen. Es war mit Sicherheit ein Mann, und sie glaubte Arthur Morton zu erkennen. Da sie ihre eigenen Sorgen hatte, beachtete sie dieses Ereignis kaum und eilte weiter.

Als sie das Haus erreichte, sah sie zu ihrer Überraschung, dass das Licht im Arbeitszimmer immer noch brannte, daher klopfte sie an die Tür. Niemand öffnete. Sie klopfte sie noch mehrmals, mit dem gleichen Erfolg. Es schien ihr sehr unwahrscheinlich, dass der Doktor ins Bett gehen oder das Haus verlassen würde, ohne ein derartig helles Licht zu löschen. Daher vermutete Frau Madding, dass er vielleicht in seinem Sessel eingeschlafen war und klopfte an das Fenster des Arbeitszimmers. Auch dieses Klopfen wurde nicht beantwortet, aber sie fand eine Lücke im Vorhang, durch die sie hineinsehen konnte.

Das kleine Zimmer war von einer großen Lampe auf dem Tisch in der Mitte hell erleuchtet. Auf dem Tisch lagen die Bücher des Arztes und seine Instrumente verstreut herum. Es war kein Mensch und auch ansonsten nichts Ungewöhnliches zu entdecken, außer einem schmuddeligen, weißen Handschuh, der im Schatten des Tisches auf dem Teppich lag. Plötzlich, als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, sah sie einen Fuß am anderen Ende des Schattens und erkannte mit Entsetzen, dass das, was sie für einen Handschuh gehalten hatte, in Wirklichkeit die Hand eines Mannes war, der auf dem Boden lag. Sie begriff, dass hier etwas Schreckliches passiert war, und klingelte an der Vordertür, bis Frau Woods, die Haushälterin, ihr öffnete. Gemeinsam machten sich die beiden Frauen auf den Weg zum Arbeitszimmer, nachdem sie das Hausmädchen zur Polizei geschickt hatten.

Neben der dem Fenster abgewendeten Seite des Tisches, fanden sie Dr. Lana auf dem Rücken liegend und zweifellos tot vor. Er war offensichtlich das Opfer von Gewalt, denn eines seiner Augen hatte einen Bluterguss und blaue Flecken wurden an Hals und Nacken festgestellt. Sein Gesicht war leicht angeschwollen, was darauf schließen ließ, dass er erwürgt worden war. Er trug seine Arztkleidung, aber an den Füßen hatte er Pantoffeln aus Stoff, deren Sohlen vollkommen sauber waren. Auf dem Teppich befanden sich überall, besonders nahe der Tür, Spuren schmutziger Stiefel, die vermutlich vom Mörder stammten. Offensichtlich war jemand durch die Praxistür in das Haus gelangt, hatte den

Doktor ermordet und war dann ungesehen wieder verschwunden. Die Verletzungen des Doktors und die Größe der Fußspuren ließen die Schlussfolgerung zu, dass es sich um einen Mann handelte. Aber die Gewinnung weiterer Erkenntnisse gestaltete sich für die Polizei schwierig.

Ein Raub konnte mit hoher Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden. Die goldene Uhr des Doktors befand sich noch in seiner Tasche. Eine schwere Kasse in diesem Raum enthielt normalerweise die Bargeldbestände des Doktors, diese war verschlossen, aber leer. Frau Woods war der Ansicht, dass diese üblicherweise einen größeren Betrag enthielt, aber der Doktor hatte an diesem Tag eine hohe Lebensmittelrechnung in bar beglichen, so dass die leere Kasse nicht auf einen Raubüberfall hindeutete. Es schien nur eine Sache zu fehlen und diesen Umstand konnte man als Spur bezeichnen. Das Portrait von Fräulein Morton, das immer auf einem Seitentisch stand, war aus seinem Rahmen genommen und entfernt worden. Am Abend zuvor hatte es Frau Woods noch an seinem üblichen Platz gesehen, nun war es fort. Auf dem Boden fand man eine grüne Augenklappe, die die Haushälterin noch nie gesehen hatte. Natürlich war es trotzdem möglich, dass der Doktor eine derartige Augenklappe besaß, und es gab keine Indizien, dass diese mit dem Verbrechen in Verbindung stand.

Es gab nur eine Person, die verdächtigt werden konnte; Arthur Morton, der junge Gutsbesitzer wurde sofort verhaftet. Es waren nur Indizien, die gegen ihn sprachen, aber diese waren erdrückend. Er fühlte sich für seine Schwester verantwortlich und nach der Trennung von ihr und Dr. Lana hatte er sich wiederholt auf sehr rachsüchtige Weise über ihren ehemaligen Verlobten geäußert. Wie bereits berichtet wurde, war er gegen 23 Uhr gesehen worden, als er das Grundstück des Doktors mit einer Jagdpeitsche in der Hand betrat. Gemäß der Theorie der Polizei war er dann über den Doktor hergefallen, dessen Aufschrei der Furcht oder des Ärgers laut genug war, um Frau Woods zu alarmieren. Als Frau Woods klopfte, habe Dr. Lana beschlossen, die Angelegenheit durch ein Gespräch mit dem Besucher zu klären und sie deshalb auf ihr Zimmer zurückgeschickt. Dieses Gespräch habe einige Zeit in Anspruch genommen, sei immer hitziger geworden und schließlich in einer persönlichen Auseinandersetzung geendet, bei der der Doktor sein Leben verloren habe. Erst durch eine Autopsie stellte man eine schwere Herzkrankheit bei dem Doktor fest, für die es zu seinen Lebzeiten keine Anzeichen gab. Also war es möglich, dass er an Verletzungen gestorben war, die ein gesunder Mann überlebt hätte. Arthur Morton habe dann die Photographie seiner Schwester genommen, und sich auf den Heimweg gemacht, wobei er sich vor Frau Madding hinter den Lorbeersträuchern verborgen habe. Mit dieser Theorie präsentierten die Ankläger den ungeheuerlichen Fall.

Auf der anderen Seite gab es ein paar gute Argumente zu seiner Verteidigung. Morton war fröhlich und impulsiv wie seine Schwester, er war allgemein beliebt und wurde von jedermann geachtet. Seine offene und ehrliche Persönlichkeit machte es unglaubwürdig, dass er zu solch einer Tat fähig war. Er erklärte, dass er dort gewesen sei, um eine dringende, familiäre Angelegenheit mit dem Doktor zu besprechen – zu keinem Zeitpunkt nannte er dabei den Namen seiner Schwester. Er stritt nicht ab, dass diese Besprechung wahrscheinlich wenig angenehm gewesen wäre. Er habe von einem anderen

Patienten erfahren, dass der Doktor nicht anwesend sei und daher bis 3 Uhr morgens auf ihn gewartet. Nachdem er ihn bis zu dieser Stunde nicht angetroffen hatte, habe er aufgegeben und sei nach Hause gegangen. Zu seinem Tod könne er nicht mehr sagen als der Polizist, der ihn verhaftet hatte. Früher sei er ein enger Freund des Verstorbenen gewesen, aber aufgrund besonderer Umstände, über die er nicht reden wolle, habe sich dies geändert.

Mehrere Fakten sprachen für seine Unschuld. Es galt als gesichert, dass Dr. Lena um 23:30 Uhr in seinem Arbeitszimmer und noch am Leben war. Frau Woods war bereit zu schwören, dass sie seine Stimme erkannt hatte. Die Freunde des Angeklagten behaupteten, der Doktor sei zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich nicht alleine gewesen. Das Geräusch, das die Haushälterin alarmiert hatte, und die ungewöhnliche Ungeduld ihres Herrn, der sie wegschickte, schien dies zu untermauern. Wenn es sich so abgespielt hatte, dann hatte er wahrscheinlich sein Ende gefunden, nachdem er die Haushälterin fortgeschickt hatte und bevor Frau Madding das erste Mal versucht hatte, ihn zu erreichen. Daraus folgte wiederum, dass Morton nicht der Mörder sein konnte, denn er wurde erst *danach* von Frau Madding am Tor gesehen.

Wenn diese Hypothese richtig war und sich schon jemand bei Dr. Lana befand, bevor Frau Madding am Tor auf Morton traf, um wen handelte es sich und warum wollte er dem Doktor Böses antun? Wenn die Freunde des Angeklagten diese Frage klären konnten, dann wäre ein großer Schritt getan, um seine Unschuld plausibel zu machen. Aber in der Zwischenzeit konnte man mit Fug und Recht annehmen, dass keine Hinweise auf eine weitere Person neben dem jungen Gutsbesitzer deuteten. Und für seine unheilvollen Motive gab es genügend stichhaltige Beweise. Zu dem Zeitpunkt, als Frau Madding den Doktor holen wollte, konnte dieser sich schon in sein Zimmer zurückgezogen haben oder er war, wie sie zu diesem Zeitpunkt dachte, gar nicht im Haus und hatte bei seiner Rückkehr Arthur Morton vorgefunden. Einige Freunde des Angeklagten betonten besonders den Sachverhalt, dass man die Photographie seiner Schwester nicht bei ihm gefunden hatte. Dieses Argument wog allerdings nicht schwer, denn der Angeklagte hatte genug Zeit, sie verschwinden zu lassen. Das einzige wirkliche Beweismittel in diesem Fall, die schmutzigen Fußspuren auf dem Teppich, war ziemlich wertlos. Durch die Weichheit des Teppichs waren die Spuren unscharf und man konnte keine weiteren Erkenntnisse daraus ziehen. Sie mochten durchaus von dem Angeklagten stammen, denn der hatte in dieser Nacht sehr schmutzige Stiefel. Aufgrund eines heftigen Regengusses am Nachmittag traf dies aber wahrscheinlich auf alle Stiefel in der Stadt zu.

Soweit die einfache Darstellung dieser einmaligen und romantischen Serie von Ereignissen, die die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit fesselte und als ›Lancashire-Tragödie‹ bekannt wurde. Die unbekannte Herkunft des Doktors, seine seltsame und vornehme Persönlichkeit, der gesellschaftliche Rang des Mannes, den man als Mörder beschuldigte, und die Liebesaffäre, die dem Verbrechen vorausging, machte den ganzen Fall zu einem der Dramen, dem die ganze Nation Beachtung schenkte. Die Menschen aller drei Königreiche sprachen über den Fall und es wurden viele Theorien geäußert, die die Fakten erklären sollten. Aber keine der Hypothesen war auch nur annäherungsweise

geeignet, das Publikum auf die sensationellen Entwicklungen vorzubereiten, die für viel Aufregung am ersten Tag des Prozesses sorgten und am zweiten Tag ihren Höhepunkt erreichten. Die umfangreichen Aufzeichnungen der Zeitung ›Lancaster Weekly‹, mit dem Bericht zu dem Fall, liegen vor mir, während ich dies schreibe, aber ich muss mich mit einer Zusammenfassung des Prozessverlaufs bis zu dem Zeitpunkt begnügen, als die Aussage von Fräulein Frances Morten den Fall in einem ganz anderen Licht darstellte.

Der Staatsanwalt Porlock Carr hatte die Fakten mit Geschick aufbereitet und präsentiert. Im Verlauf des Tages wurde es immer deutlicher, wie schwierig die Verteidigung durch Herrn Humphrey war. Mehrere Zeugen beschworen die wüsten Drohungen, die der junge Gutsbesitzer ausgesprochen hatte, und den brennenden Hass, den er aufgrund des angeblichen Fehlverhaltens seiner Schwester gegenüber hegte. Frau Madding wiederholte ihr Zeugnis bezüglich des Besuchs des Angeklagten mitten in der Nacht. Ein anderer Zeuge konnte zeigen, dass es dem jungen Mann durchaus bekannt war, dass der Doktor sich üblicherweise noch spät in der Nacht alleine in seinem Arbeitszimmer aufhielt, das in einem abgelegenen Flügel des Hauses lag; also habe der Angeklagte diese Stunde für sein Vorhaben gewählt, da das Opfer dann seiner Gnade ausgeliefert gewesen wäre. Ein Diener aus dem Haushalt des Angeklagten musste bestätigen, dass er die Rückkehr seines Herrn gegen 3 Uhr morgens gehört hatte; dies passte zu der Aussage von Frau Madding, die ihn während ihres zweiten Besuchs zwischen den Büschen gesehen haben wollte. Natürlich versäumte der Staatsanwalt nicht, auf die schmutzigen Stiefel und deren entfernte Ähnlichkeit mit den Fußspuren hinzuweisen.

Diese Ausführungen der Staatsanwaltschaft wirkten vollständig und schlüssig. Obwohl es sich ausschließlich um Indizienbeweise handelte, schien das Schicksal des Angeklagten schon besiegelt, wenn die Verteidigung nicht etwas vollkommen Unerwartetes enthüllte. Es war 15 Uhr, als die Anklage zum Ende kam. Als der Prozess um 16:30 Uhr fortgesetzt wurde, trat eine neue, unerwartete Entwicklung ein. Ich entnehme den Vorgang, bzw. Teile davon, der Zeitung, die ich bereits erwähnt habe; die einleitenden Bemerkungen des Gerichts lasse ich weg.

Die erste Unruhe im vollen Gerichtssaal wurde durch den Aufruf des ersten Zeugen für die Verteidigung verursacht; es handelte sich um Fräulein Frances Morten, die Schwester des Angeklagten. Unsere Leser werden sich daran erinnern, dass sie mit Dr. Lana verlobt war und die Verärgerung ihres Bruders über die plötzliche Auflösung der Verlobung das treibende Motiv für ihn war, das Verbrechen zu begehen. Fräulein Morten war bisher noch nicht direkt in den Fall verwickelt gewesen und auch nicht von der Polizei vernommen worden, ihr Erscheinen als Hauptzeuge der Verteidigung kam für das Publikum vollkommen überraschend.

Fräulein Frances Morten war eine große, gutaussehende Brünette. Sie machte ihre Aussage mit leiser, aber klarer Stimmen, wobei man ihr ansah, dass sie tief bewegt war. Sie erwähnte ihr Verlöbnis mit dem Doktor und bestätigte auch kurz dessen Auflösung, die, wie sie sagte, aufgrund persönlicher Gründe in Verbindung mit Angelegenheiten der Familie des Doktors erfolgte. Dann überraschte sie das Gericht mit der Bemerkung, dass



sie die Verstimmung ihres Bruders schon immer als übertrieben und unmäßig empfunden habe. Als Antwort auf eine direkte Frage des Gerichts teilte sie mit, dass sie keinerlei Groll gegen Dr. Lana hege und er sich ihrer Ansicht nach vollkommen ehrenhaft verhalten habe. Ihr Bruder habe eine andere Sichtweise auf die Dinge gehabt, da er die Hintergründe nur ungenügend gekannt habe. Sie sah sich gezwungen zuzugeben, dass er, trotz ihrer flehentlichen Bitten, mehrere Drohungen, persönlich Gewalt anzuwenden, ausgesprochen und am Tag der Tragödie geäußert habe, ›die Angelegenheit an diesem Tag zu beenden‹. Sie habe ihr Bestes versucht, um ihn zu einer vernünftigeren Einstellung zu bewegen, aber wenn es um seine Gefühle oder Vorurteile gehe, sei er sehr starrköpfig.

Bis zu diesem Punkt schien die Aussage der jungen Frau eher die Anklage zu stützen als die Verteidigung. Die Fragen des Anwalts warfen jedoch rasch ein vollkommen anderes Licht auf den Fall und führten zu einer unerwarteten Verteidigungsstrategie.

Herr Humphrey: »Glauben Sie, dass Ihr Bruder schuldig an diesem Verbrechen ist?«

Der Richter: »Ich kann diese Frage nicht zulassen, Herr Humphrey. Wir sind hier um über Fakten zu entscheiden – nicht über Glauben.«

Herr Humphrey: »Wissen Sie, dass Ihr Bruder unschuldig am Tod von Dr. Lana ist?«

Fräulein Morton: »Ja.«

Herr Humphrey: »Woher wissen Sie das?«

Fräulein Morton: »Weil Dr. Lana nicht tot ist.«

Eine andauernde Unruhe im Gerichtssaal unterbrach die Vernehmung des Zeugen.

Herr Humphrey: »Und wie, Fräulein Morton, haben Sie erfahren, dass Dr. Lana nicht tot ist?«

Fräulein Morton: »Ich erhielt nach seinem angeblichen Todestag einen Brief von ihm.«

Herr Humphrey: »Haben Sie diesen Brief noch?«

Fräulein Morton: »Ja, aber ich ziehe es vor, ihn nicht vorzulegen.«

Herr Humphrey: »Besitzen Sie auch den Umschlag?«

Fräulein Morton: »Ja, hier ist er.«

Herr Humphrey: »Von wo stammt der Poststempel?«

Fräulein Morton: »Liverpool.«

Herr Humphrey: »Und das Datum?«

Fräulein Morton: »22. Juni.«

Herr Humphrey: »Das ist der Tag nach seinem angeblichen Tod. Sind Sie bereit zu schwören, dass dies seine Handschrift ist?«

Fräulein Morton: »Selbstverständlich.«

Herr Humphrey: »Euer Ehren, ich bin in der Lage, sechs weitere Zeugen zu benennen, die bestätigen werden, dass dies ein Brief von Dr. Lana ist.«

Der Richter: »Das muss bis morgen warten.«

Porlock Carr (der Staatsanwalt): »Euer Ehren, wir beantragen, dass dieses Dokument an uns ausgehändigt wird. Wir wollen es in der Zwischenzeit durch einen Experten

begutachten lassen, um sicherzustellen, dass es sich nicht um eine Imitation der Handschrift des Herrn handelt, von dem wir immer noch glauben, dass er tot ist. Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, dass sich die Hypothese, die hier so unerwartet vorgetragen wird, sich als geschicktes Manöver der Freunde des Angeklagten herausstellen könnte, um den Prozess in falsche Bahnen zu lenken. Ich verweise auf die Tatsache, dass die Zeugin, ihren eigenen Angaben zu Folge, schon zum Zeitpunkt der polizeilichen Ermittlungen im Besitz des Briefes war. Sie will uns glauben machen, dass sie dieser Untersuchung tatenlos zusah, obwohl sie einen Beweis in der Tasche hatte, der diese sofort beendet hätte.«

Herr Humphrey: »Können Sie uns das erklären, Fräulein Morton?«

Fräulein Morton: »Dr. Lana verlangte von mir, sein Geheimnis zu schützen.«

Herr Carr: »Warum haben Sie es jetzt gelüftet.«

Fräulein Morton: »Um meinen Bruder zu retten.«

Ein Raunen der Sympathie im Gerichtssaal wurde vom Richter sofort unterdrückt.

Der Richter: »Wenn Sie diese Verteidigungsstrategie weiterverfolgen wollen, Herr Humphrey, dann ist es Ihre Aufgabe, aufzuklären, wer das Opfer ist, das von so vielen Freunden und Patienten als Dr. Lana identifiziert wurde.«

Ein Mitglied der Jury: »Hat bis heute irgendjemand Zweifel an der Identität des Opfers geäußert?«

Herr Carr: »Soweit mir bekannt ist, nicht.«

Herr Humphrey: »Ich denke, wir können den Sachverhalt aufklären.«

Der Richter: »Die Verhandlung wird morgen fortgesetzt.«

Die neue Entwicklung erregte allerhöchstes öffentliches Interesse. Die Presse konnte nur berichten, dass der Ausgang des Prozesses noch vollkommen in der Schwebelage hing. Die Frage, ob Fräulein Morton die Wahrheit gesagt hatte oder ob es sich nur um ein gewagtes Manöver zur Rettung ihres Bruders handelte, wurde allerorten diskutiert. Falls es tatsächlich zutreffen sollte, dass der Doktor nicht tot war, dann stand er selbst vor einem Dilemma, denn man würde ihn für den Tod des Unbekannten, der ihm so erstaunlich ähnlich sah und den man in seinem Arbeitszimmer gefunden hatte, zur Verantwortung ziehen. Der Brief, den Fräulein Morton nicht vorzeigen wollte, enthielt möglicherweise einen Beweis für seine Schuld. Vielleicht konnte sie ihren Bruder nur vom Galgen retten, wenn sie ihren ehemaligen Verlobten opferte. Am nächsten Morgen war der Gerichtssaal vollkommen überfüllt. Die Menge gab ein aufgeregtes Murmeln von sich, als Herr Humphrey den Gerichtssaal betrat und auf den Staatsanwalt zuging. Offensichtlich war er so erregt, dass er seinen Gemütszustand trotz seiner Routine nicht verbergen konnte. Er wechselte ein paar rasche Worte mit dem Staatsanwalt – die Neuigkeiten schienen diesen zu erstaunen – und verkündete dann dem Richter, dass er die Zeugin, die er in der Sitzung des Vortags befragt hatte, mit dem Einverständnis des Staatsanwalts nicht wieder aufrufen wolle.

Der Richter: »Aber, Herr Humphrey, es gibt noch eine Vielzahl offener Fragen.«

Herr Humphrey: »Euer Ehren, ich denke, diese wird mein nächster Zeuge klären.«

Der Richter: »Dann rufen Sie Ihren nächsten Zeugen auf.«

Herr Humphrey: »Ich rufe Dr. Aloysius Lana in den Zeugenstand.«

Der erfahrene Anwalt hatte schon viele wirkungsvolle Auftritte im Gerichtssaal gehabt, aber noch nie hatte er mit einem so kurzen Satz für eine derartige Sensation gesorgt. Das Gericht war einfach gelähmt vor Verblüffung, als der Mann, dessen Schicksal der Grund für das Verfahren war, persönlich im Zeugenstand erschien. Die Zuschauer, die ihn von Bishop's Crossing kannten, sahen nun einen hageren und dünnen Mann mit tiefen Sorgenfalten im Gesicht. Aber trotz seiner melancholischen, niedergeschlagenen Haltung gab es nur wenige, die von sich behaupten konnten, schon einmal einem Mann mit vornehmerer Erscheinung begegnet zu sein. Er verbeugte sich vor dem Richter und bat um die Erlaubnis, eine Erklärung abgeben zu dürfen. Nachdem man ihn ordnungsgemäß darüber informiert hatte, dass alles, was er sagte, gegen ihn verwendet werden konnte, verbeugte er sich erneut und fuhr fort:

»Es ist mein Wunsch, nichts zu verschweigen, sondern in vollkommener Offenheit zu berichten, was in der Nacht des 21. Juni geschah. Hätte ich gewusst, dass ein Unschuldiger leiden musste und das so viel Ungemach über die Personen gekommen war, die mir in dieser Welt am nächsten stehen, dann wäre ich schon viel früher vorgetreten. Aber es gibt Gründe, warum ich diese Dinge nicht erfahren habe. Es war mein Wunsch, dass ein unglücklicher Mann aus der Welt verschwinden sollte, in der man ihn kannte, aber ich hatte nicht vorausgesehen, dass auch andere in meine Angelegenheiten verstrickt wurden. Lassen Sie mich den von mir angerichteten Schaden wieder gutmachen, soweit dies in meiner Macht steht.

Jedem, der mit der Geschichte von Argentinien vertraut ist, ist der Name Lana wohlbekannt. Mein Vater stammt aus einem alten spanischen Adelsgeschlecht und bekleidete die höchsten Ämter im Staat; er wäre Präsident geworden, wenn man ihn nicht während eines Aufstands in San Juan umgebracht hätte. Mein Zwillingsbruder Ernest und ich hätten eine brillante Laufbahn einschlagen können, wenn wir nicht durch finanzielle Verluste dazu gezwungen gewesen wären, die Mittel für unseren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Falls Ihnen diese Details unwichtig erscheinen, Euer Ehren, dann entschuldige ich mich, aber ich halte diese Einleitung erforderlich, für das, was folgt.

Wie angedeutet, hatte ich einen Zwillingsbruder namens Ernest. Er war mir so ähnlich, dass man uns selbst dann nicht unterscheiden konnte, wenn wir zusammen waren. Bis ins kleinste Detail waren wir genau gleich. Mit zunehmendem Alter wurde diese Ähnlichkeit weniger ausgeprägt, denn unser Gesichtsausdruck war nicht der gleiche, aber der Unterschied war nur minimal.

Es steht mir nicht zu, zuviel über einen Toten zu sagen, umso mehr, als es sich dabei um meinen einzigen Bruder handelt, also überlasse ich die Beschreibung seines Charakters denen, die ihn am besten kannten. Nur soviel, denn ich habe *keine andere Wahl*: kurz bevor ich zum Mann herangereift war, entwickelte ich eine starke Abneigung gegen ihn; für die Aversion, die mich erfüllte, gab es gute Gründe. Mein eigener Ruf litt unter seinen Taten, denn aufgrund unserer Ähnlichkeit schrieb man viele derselben mir zu. Schließlich gelang es ihm, die Schuld für eine äußerst unehrenhafte Tat mir

zuzuschieben. Die Folgen waren derart, dass ich mich gezwungen sah, Argentinien für immer zu verlassen und eine Karriere in Europa zu machen. Die Freiheit von seiner verhassten Gegenwart wog den Verlust meiner Heimat zur Genüge auf. Ich verfügte über ausreichende Mittel, um mein Medizinstudium in Glasgow zu finanzieren und eröffnete schließlich eine Praxis in Bishop's Crossing, in der festen Überzeugung, in dieser ländlichen Gegend nie wieder von ihm zu hören.

Über Jahre hinweg wurden meine Hoffnungen erfüllt, aber schließlich entdeckte er mich. Ein paar Bürger aus Liverpool, die Buenos Aires besuchten, hatten ihn auf meine Spur gebracht. Er hatte all sein Geld verloren und kam herüber, um an meinem Wohlstand teilzuhaben. Er kannte meine Abscheu ihm gegenüber und dachte sich berechtigter Weise, dass ich ihm Geld geben würde, um ihn loszuwerden. Ich erhielt einen Brief von ihm, in dem er sein Kommen ankündigte. Dies war mein persönliches Problem, aber seine Ankunft konnte anderen, denen ich verpflichtet war und die ich daher vor Derartigem zu schützen hatte, Probleme oder gar Schmach und Schande bereiten. Ich unternahm Schritte, um sicherzustellen, dass alles Ungemach nur mich alleine treffen würde, und das« – er wendete sich zum Angeklagten – »war der Grund für mein Benehmen, das Sie so hart verurteilt haben. Mein einziges Motiv bestand darin, die Personen, die mir teuer waren, von einer möglichen Verbindung zu einem Skandal oder vor Schande zu bewahren. Dass mit dem Eintreffen meines Bruders Skandal und Schmach verbunden waren, schien mir vollkommen sicher, denn ich hatte es schon erlebt.

Mein Bruder traf kurz, nachdem ich seinen Brief erhalten hatte, ein. Ich saß in meinem Arbeitszimmer, nachdem sich meine Bediensteten schon zur Ruhe begeben hatten, als ich Schritte auf dem Kies draußen hörte. Einen Augenblick später sah ich sein Gesicht, als er durch das Fenster hereinklickte. Er war glattrasiert wie ich und unsere Ähnlichkeit war immer noch so groß, dass ich für einen Moment glaubte, mein Spiegelbild zu sehen. Er hatte eine dunkle Klappe über dem Auge, aber unsere Gesichtszüge waren immer noch gleich. Er lächelte hämisch, wie er es schon seit seiner Kindheit tat, und da wusste ich, dass er immer noch der gleiche Bruder war, der mich aus meiner Heimat vertrieben und Schande über unseren ehrenhaften Namen gebracht hatte. Ich ging zur Tür und ließ ihn herein. Das muss gegen 22 Uhr gewesen sein.

Als ich ihn im Schein der Lampe genauer ansehen konnte, sah ich, dass es ihm sehr schlecht ging. Er war von Liverpool aus gelaufen, wirkte müde und sehr krank. Ich war erschüttert von seinem Gesichtsausdruck. Als Arzt konnte ich erkennen, dass er an einer schweren inneren Krankheit litt. Er hatte auch getrunken und sein Gesicht zeigte noch die Spuren einer Rauferei mit ein paar Seeleuten. Die Klappe, die sein verletztes Auge bedeckte, nahm er bei seinem Eintritt ab. Er war mit einer Seemannsjacke und einem Flanellhemd bekleidet und seine Stiefel hatten Löcher. Seine Armut hatte ihn hatte seine wilde Rachsucht mir gegenüber weiter geschürt. Man konnte es schon fast als Wahn bezeichnen. In seinen Augen litt er in Süd-Amerika Hunger, während ich ein England im Geld schwamm. Die Drohungen und Beleidigungen, die er gegen mich ausstieß, möchte ich nicht noch einmal wiederholen. Ich gewann den Eindruck, dass Mühsal und

Ausschweifungen ihn um den Verstand gebracht hatten. Er ging im Zimmer auf und ab wie ein wildes Tier. Er verlangte einen Drink, verlangte Geld und benutze die übelste Sprache.

Ich bin auch ein temperamentvoller Mensch, aber – Gott sei Dank – kann ich von mir sagen, dass ich mich immer beherrschen kann, also habe ich noch nie meine Hand gegen ihn erhoben. Meine Ruhe brachte ihn nur noch mehr in Rage. Er schimpfte, er fluchte, er schüttelte die Fäuste vor meinem Gesicht. Plötzlich bekam er einen fürchterlichen, krampfartigen Anfall, seine Hand fuhr auf seine Brust und mit einem lauten Schrei brach er zu meinen Füßen zusammen. Ich hob ihn auf und legte ihn auf das Sofa, auf meine Fragen gab er keine Antwort, seine Hand, die ich in der meinen hielt, war kalt und klamm. Sein krankes Herz hatte aufgehört zu schlagen. Sein eigenes Ungestüm hatte ihn umgebracht.

Ich saß für einige Zeit da, gefangen wie in einem Alptraum und starrte die Leiche meines Bruders an. Das Klopfen von Frau Woods, die von dem Schrei aufgeschreckt worden war, brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Ich schickte sie fort. Kurz danach klopfte ein Patient an die Seitentür, aber ich antwortete nicht, und er oder sie ging wieder fort. Während ich so dasaß, formte sich langsam ein Plan in meinem Kopf, auf merkwürdig natürliche Weise, wie das manchmal der Fall ist. Als ich von meinem Stuhl aufstand, war vollkommen klar, was ich als Nächstes tun würde, ohne dass ich darüber nachgedacht hatte. Reiner Instinkt trieb mich unwiderstehlich in eine bestimmte Richtung.

Nach der erzwungenen Auflösung der Verlobung, war mir Bishop's Cross verhasst geworden. Meine Zukunft war ruiniert und die Leute, die früher freundlich zu mir waren, begegneten mir mit Vorurteilen und Verachtung. Es ist wahr, dass die Gefahr für einen Skandal mit meinem Bruder gestorben war, aber die Ereignisse der Vergangenheit schmerzten mich noch immer und ich fühlte, dass die Dinge niemals wieder ins Lot kommen würden. Es mag sein, dass ich übermäßig sensibel reagierte und dass man mir vorwerfen kann, nicht einmal einen ernsthaften Versuch unternommen zu haben, aber meine Gefühle waren so, wie ich sie beschreibe. In diesen Augenblick war mir jede Möglichkeit, Bishop's Cross und jeden seiner Bewohner zu verlassen, willkommen. Und hier war die Chance, auf die ich nie zu hoffen wagte, die Chance mit meiner Vergangenheit vollständig abzuschließen.

Da lag ein toter Mann auf meinem Sofa, der mir so ähnlich war; abgesehen davon, dass sein Gesicht etwas aufgedunsen war, gab es keinen Unterschied. Niemand hatte ihn kommen sehen, niemand würde ihn vermissen. Wir waren beide glatt rasiert und unser Haar hatte etwa die gleiche Länge. Wenn ich mit ihm die Kleidung tauschen würde, dann würde man Dr. Aloysius Lana tot in seinem Arbeitszimmer auffinden, und das wäre dann das Ende des unglücklichen Burschen und seiner schändlichen Karriere. Ich verwarhte eine Menge Bargeld in diesem Zimmer, dies konnte einen Neuanfang in einem anderen Land erleichtern. In der Kleidung meines Bruders konnte ich noch in dieser Nacht unbeobachtet Liverpool erreichen. In der großen Hafenstadt wäre es ein Leichtes, eine Reisegelegenheit in ein anderes Land zu finden. Nachdem ich alle Hoffnung verloren

hatte, war mir die bescheidenste Existenz an einem Ort, wo man mich nicht kannte, sehr viel lieber, als die Fortsetzung meiner erfolgreichen Praxis in Bishop's Crossing, wo ich jederzeit auf die Personen treffen konnte, die ich am liebsten vergessen wollte. Ich beschloss, den Austausch vorzunehmen.

Ich will nicht allzu sehr in Einzelheiten gehen, denn die Erinnerung ist genau so schmerzhaft, wie die Erfahrung. Innerhalb einer Stunde lag mein Bruder mit allen meinen Kleidungsstücken auf dem Boden der Praxis und ich hatte das Haus durch den Nebeneingang in aller Stille verlassen. Über ein paar Feldwege machte ich mich auf nach Liverpool, wo ich noch in derselben Nacht eintraf. Außer meinem Geldbeutel und einem bestimmten Portrait hatte ich meine gesamte Habe zurückgelassen. In meiner Eile hatte ich die Augenklappe meines Bruders übersehen, aber ansonsten hatte ich seinen all seine Sachen bei mir.

Ich gebe Ihnen mein Wort, euer Ehren, dass ich nicht für eine Sekunde auf die Idee kam, dass die Leute glauben würden, ich sei ermordet worden. Niemals konnte ich mir vorstellen, dass durch meine Handlung, die mir den Neuanfang in einem anderen Land ermöglichen sollte, jemand in große Gefahr geraten würde. Im Gegenteil, ich war stets von dem Gedanken beseelt, dass ich andere von meiner Anwesenheit befreit hatte. An diesem Tag lief ein Segelschiff nach Corunna aus und ich ging an Bord. Die Reise sollte mir Gelegenheit geben, mein inneres Gleichgewicht wiederzufinden und Pläne für meine Zukunft zu machen. Doch ich wurde zuletzt noch unsicher in meiner Entscheidung. Ich erinnerte mich daran, dass es eine Person auf dieser Welt gab, der ich nicht einmal eine Stunde Trauer bereiten wollte. Sie würde sehr um mich trauern, unabhängig davon, wie grob und unsympathisch ihre Verwandten wären. Sie verstand und akzeptierte die Motive für mein Handeln, während ihre Familie mich verdamnte, würde sie mir niemals böse sein. Also schickte ich ihr einen Brief unter dem Siegel der Verschwiegenheit, um sie vor einem grundlosen Gram zu bewahren. Unter dem Druck der Ereignisse hat sie das Geheimnis gelüftet, dafür habe ich volles Verständnis und vergebe ihr.

Erst vorige Nacht bin ich nach England zurückgekehrt. Während der ganzen Zeit hatte ich nichts von der Sensation, die mein angeblicher Tod hervorgerufen hatte, und dass man Arthur Morton des Mordes angeklagt hatte, gehört. In der Abendausgabe las ich von dem Prozessverlauf am gestrigen Tag und ich eilte so schnell wie möglich herbei, um die Wahrheit auszusagen.«

Das war die bemerkenswerte Aussage von Dr. Lana, die den Prozess zu einem schnellen Ende brachte. Eine folgende Untersuchung bestätigte sie. Man hatte sogar das Schiff ausfindig gemacht, mit dem sein Bruder Ernest von Süd-Amerika gekommen war. Der Schiffsarzt bezeugte, dass er sich während der Reise mehrfach über Herzbeschwerden beklagt hatte und die Symptome zu dem plötzlichen Ableben, wie von Dr. Lana beschrieben, passten.

Dr. Lana kehrte zu dem Ort, von dem er auf so dramatische Weise verschwunden war, zurück. Es kam zu einer vollständigen Versöhnung mit dem jungen Gutsbesitzer, der

zugab, dass er die Motive für die Auflösung der Verlobung vollständig missverstanden hatte. Die andere Aussöhnung können wir einer Notiz aus der ›Morning Post‹ entnehmen:

Eine feierliche Eheschließung wurde am 19. September von Pastor Stephen Johnson in der örtlichen Kirche von Bishop's Crossing vollzogen. Dr. Aloysius Xavier Lana, Sohn des ehemaligen Außenministers der Republik Argentinien, Don Alfredo Lana, reichte seine Hand Fräulein Frances Morton, der einzigen Tochter des Gutsbesitzers James Morton von Leigh Hall in Bishop's Crossing zum heiligen Bund.

## Spiel mit dem Feuer

Ich kann nicht behaupten, *genau* sagen zu können, was am 14. April des Jahres im ›Badderly Garden‹ Nr. 17 geschah. Schwarz auf weiß niedergeschrieben erscheint meine Vermutung zu grob und grotesk, um ernsthaft in Betracht gezogen werden zu können. Und dennoch ist irgendetwas passiert, es hat jeden von uns für sein Leben gezeichnet, wie die einstimmige Aussage von fünf Zeugen bestätigt. Ich will mich nicht auf eine Spekulation oder Diskussion einlassen, sondern lediglich einen einfachen Bericht abgeben, den ich an John Moir, Harvey Deacon und Frau Delamere schicken werde; er soll nicht veröffentlicht werden, bevor diese Personen jedes Detail bestätigt haben. Die Zustimmung von Paul Le Duc kann ich nicht einholen, denn er scheint das Land verlassen zu haben.

Es war John Moir, der wohlbekannte Senior-Partner von ›Moir, Moir & Sanderson‹, der unsere Aufmerksamkeit auf okkulte Themen lenkte. Wie viele andere unsentimentale und erfahrene Geschäftsleute auch hatte er eine ›mystische Ader‹, die ihn veranlasste, die schwer zu erfassenden Phänomene zu untersuchen und deren Existenz schließlich zu akzeptieren, obwohl Spiritismus oft auch mit dummen oder gar betrügerischen Aktivitäten verbunden ist. Zu Beginn seiner Untersuchungen war er aufgeschlossen, aber leider wurde er bald zum Dogmatiker mit einer fanatischen Haltung wie jeder andere engstirnige Frömmeler. Er repräsentierte in unserer kleinen Gruppe die Leute, die diese einzigartigen Phänomene zu einer neuen Religion erhoben hatten.

Frau Delamere, unser Medium, war seine Schwester und die Frau von Delamere, einem bekannten Bildhauer. Die Erfahrung hatte uns gelehrt, dass die Beschäftigung mit diesem Thema ohne ein Medium genau so sinnvoll war, wie die Beobachtung von Sternen ohne Teleskop. Ein bezahltes Medium zogen wir auf keinen Fall in Betracht. War es nicht offensichtlich, dass ein solches sich verpflichtet fühlen würde, für das gezahlte Geld eine Gegenleistung zu erbringen und dass die Versuchung zu betrügen überwältigend sein würde? Wir konnten keinem Phänomen trauen, wenn es für eine Guinee<sup>1</sup> pro Stunde hervorgerufen wurde. Glücklicherweise hatte Moir herausgefunden, dass seine Schwester ein Medium war – mit anderen Worten, sie war eine Batterie mit tierischem Magnetismus, der einzigen Energieform, die fein genug ist, um auf der spirituellen Ebene genau so zu wirken, wie in unserer materiellen Welt. Ich sage das nicht, um es in Frage zu stellen, es ist lediglich die Theorie, die wir hatten um das zu erklären, was wir sahen; sie mag richtig oder falsch sein. Die Dame nahm an unseren Sitzungen teil, wenn auch ohne Zustimmung ihres Gatten, und obwohl sie nie Anzeichen großer psychischer Kräfte gezeigt hatte, gelang es uns, das bekannte Phänomen des Tischrücken<sup>2</sup> hervorzurufen, das ebenso so kindisch wie unerklärlich ist. Jeden Sonntagabend trafen wir uns in Harvey Deacons Atelier in ›Badderly Garden‹, dem Haus an der Ecke der ›Merton Park Road‹.

An Harvey Deacons ideenreichen Kunstwerken konnte jeder erkennen, dass er ein begeisterter Liebhaber von allem war, was unkonventionell und sensationell war. Ursprünglich hatte ihn eine gewisse Bildhaftigkeit in der Lehre des Okkulten angezogen,



seine Aufmerksamkeit widmete er rasch einigen der Phänomene, auf die ich hingewiesen habe und schließlich gelangte er zu der Überzeugung, dass das, was er zunächst für eine amüsante Unterhaltung nach dem Abendessen gehalten hatte, beeindruckende Realität war. Er ist ein Mann mit einem bemerkenswert klarem und logischem Denken – ein wahrer Abkömmling seines Vorfahren, eines wohlbekannten schottischen Professors –, somit repräsentierte er in unserem Kreis den Kritiker, den Mann, der vorurteilsfrei die Fakten bewertet, die er sieht und sich weigert, Theorien anzuerkennen, die nicht durch seine Beobachtungen untermauert wurden. Seine Behutsamkeit ärgerte Moir in dem Maße, wie die das blinde Vertrauen des letzteren Deacon amüsierte, aber jeder der beiden war auf seine Art gleichermaßen eifrig bei der Sache.

Und ich? Wie soll ich meine Rolle beschreiben? Ich war nicht der fanatische Anhänger und auch nicht der wissenschaftliche Kritiker. Vielleicht beschreibe ich mich am besten, wenn ich sage, dass ich ein Müßiggänger war, stets darum besorgt, der jeweils aktuellen Strömung zu folgen, und immer dankbar für eine neue Erfahrung, die mich aus meinen Gewohnheiten herausriss und mir neue Möglichkeiten der Existenz eröffnete. Ich bin nicht sehr enthusiastisch veranlagt, aber ich schätze die Gesellschaft von Personen, die es sind. Moirs Reden, bei denen ich mich fühlte, als besäßen wir einen privaten Schlüssel für die Tür zum Reich der Toten, erfüllten mich mit einer gewissen Zufriedenheit. Ich genoss die beruhigende Atmosphäre der Séancen mit dem gedämpften Licht. Mit einem Wort, die Angelegenheit amüsierte mich und deshalb war ich dort.

Wie gesagt, es war am 14. April, als das einzigartige Ereignis stattfand, von dem ich hier berichte. Ich war der erste Mann, der in dem Atelier eintraf. Frau Delamere war bereits da, denn sie hatte am Nachmittag mit Frau Deacon Tee getrunken. Die beiden Damen und Deacon standen vor einer Staffelei mit einem seiner unfertigen Bilder. Ich bin kein Kunstexperte und konnte mir nie erklären, was Deacon mit seinen Bildern sagen wollte, aber in diesem Fall sah ich, dass es sehr klug und ideenreich Feen, Tiere und sinnbildliche Figuren jeder Art darstellte. Die Damen waren voll des Lobes und tatsächlich, das Spiel der Farben war in der Tat bemerkenswert.

»Was meinst du, Markham?« fragte er.

»Nun, das ist etwas zu hoch für mich«, sagte ich. »Was sind das für Tiere?«

»Mystische Monster, imaginäre Kreaturen, heraldische Symbole, während einer Art sonderbarer, bizarrer Prozession.«

»Mit einem weißen Pferd an der Spitze!«

»Das ist doch kein Pferd«, sagte er, etwas gereizt, was mich überraschte, denn normalerweise hatte er Sinn für Humor und konnte sich kaum selbst ernst nehmen.

»Was ist es denn?«

»Siehst du nicht das Horn da vorne? Das ist ein Einhorn. Ich sagte doch, es seien heraldische Tiere. Kannst du nicht einmal eines erkennen?«

»Es tut mir sehr leid, Deacon«, sagte ich, denn er schien wirklich verärgert zu sein.

Da musste er über seinen Unmut selber lachen.

»Entschuldige, Markham! Tagelang habe ich mich mit dem Biest abgemüht. Ich habe es wieder und wieder korrigiert, wobei ich versucht habe, mir vorzustellen, wie ein echtes, aufgerichtetes Einhorn wohl aussieht. Schließlich habe ich es geschafft, zumindest hoffte ich das, aber als du es nicht erkannt hast, trafst einen wunden Punkt.«

»Aber natürlich, ein Einhorn«, sagte ich, denn er war offensichtlich bedrückt von meiner Begriffsstutzigkeit. »Ich kann das Horn genau erkennen, allerdings habe ich noch nie eins gesehen, außer in den königlichen Wappen, daher hatte ich gar nicht an so eine Kreatur gedacht. Das andere sind Greifen, Basilisken und Drachen?«

»Ja, mit denen hatte ich keine Schwierigkeiten. Es war das Einhorn, das mich geärgert hat. Wie auch immer, damit ist jetzt bis morgen Schluss.« Er drehte das Bild auf der Staffelei um und wir unterhielten uns über andere Dinge.

Moir kam an diesem Abend recht spät. Als er endlich eintraf, wurde er, zu unserer Überraschung, von einer Person begleitet. Den kleinen, stämmigen Franzosen stellte er uns als Monsieur Paul Le Duc vor. Ich sagte »zu unserer Überraschung«, denn wir glaubten, dass jeder Eindringling in unseren spiritistischen Kreis die Rahmenbedingungen durcheinander und ein unzuverlässiges Element hereinbringen würde. Doch Moir versöhnte uns rasch mit der Veränderung. Monsieur Paul Le Duc war ein berühmter Student des Okkulten, ein Seher, ein Medium und ein Mystiker. Er war nach England gereist und konnte Moir ein Empfehlungsschreiben des Präsidenten der »Pariser Brüder vom Orden des Tempels vom Rosenkreuz«<sup>3</sup> vorweisen. Also war es vollkommen klar, dass er ihn zu unserer kleinen Séance mitbrachte und wir uns durch seine Anwesenheit geehrt fühlen mussten.

Wie erwähnt, war er ein kleiner, kräftiger Mann, von unauffälliger Erscheinung, mit einem breiten, sanften, glattrasierten Gesicht. Bemerkenswert waren lediglich seine großen, braunen, samtigen Augen, mit denen er unbestimmt vor sich hinblickte. Er war gut angezogen, wie ein englischer Gentleman, und seine kuriose Verdrehung der englischen Sprache brachte die Damen zum Lächeln. Frau Deacon hatte ein Vorurteil gegen unsere Forschungen und verließ den Raum. Wir dämpften, wie üblich das Licht und zogen unsere Stühle zu dem quadratischen Mahagoni-Tisch in der Mitte des Ateliers. Es war zwar ziemlich dunkel in dem Raum, aber immer noch hell genug, dass wir uns gegenseitig klar erkennen konnten. Ich erinnere mich noch an die seltsamen, dicklichen kleinen Hände mit quadratisch geformten Fingerspitzen, die der Franzose auf den Tisch legte.

»Was für eine Vergnügen!« sagte er. »Es ist viel Jahre 'er, dass ich so dagesessen 'abe, es amüsiert misch! Madame sind Medium, 'aben Sie schon ge'abt Trance?«

»Nun, das gerade nicht. Ich bin stets bei Bewusstsein, aber extrem schläfrig«, antwortete sie.

»Es ist die erste Stufe. Wenn Sie diese unterstützen, kommt Trance. Wenn Trance kommt, dann 'eraus springt Ihre kleine Geist und 'erein springt eine andere Geist, so Sie können direkt spreche oder schreiben. Sie verlasse Ihrer Maschine damit eine andere damit arbeiten. 'oppla? Was 'at das mit Ein'orn zu tun?«

Harvey Deacon zuckte in seinem Stuhl zusammen. Der Franzose sah sich langsam um und starrte in die Schatten, die die Wände verbargen.

»Was für eine Vergnügen!« rief er. »Überall Ein'orn. Wer 'at so intensiv gedacht an so ein Thema bizarr.«

»Das ist wundervoll!« rief Deacon. »Ich war tagelang damit beschäftigt, eines zu malen. Wie konnten Sie das wissen?«

»Sie 'aben an sie gedacht in diese Raum.«

»Richtig!«

»Aber Gedanken sind Dinge, mon ami. Wenn Sie sich vorstellen können ein Ding, dann machen Sie ein Ding. Das wussten Sie nicht, n'est-ce pas? Aber isch kann sehen Ihre Ein'orn, nicht nur mit meine Augen.«

»Sie meinen, ich hätte etwas geschaffen was noch nie existierte, nur indem ich daran dachte?«

»Naturellement. Die ist eine Wahr'eit, die ist verborgen unter andere Wahr'eiten. Darum sind böse Gedanke auch eine Gefahr.«

»Ich vermute, sie befinden sich auf der Astralebene?« sagte Moir.

»Ah, ja, das sind nur Worte, mon ami. Sie sind da – irgendwo – überall – isch nicht kann richtig erklären. Isch sehe sie. Isch könnte berühren sie.«

»Können Sie uns sie sehen lassen?«

»Man müsste sie materialisieren. Arrêt! Das ist eine Experiment. Aber es kostet Kraft. Lassen Sie uns sehen, wieviele Kraft wir 'aben, dann wir se'en, was wir können tun. Kann isch Sie setzen wie isch will?«

»Sie wissen offensichtlich eine ganze Menge mehr als wir«, sagte Harvey Deacon; »übernehmen Sie die gesamte Kontrolle.«

»Es kann sein, dass die Bedingungen nicht gut. Wir werden versuchen, was wir können. Madame soll sitzen wo sie ist, isch als nächster und dann diese 'err neben mir. 'err Moir neben Madame, weil es ist gut, Schwarz'aarige und Blonde abwechselnd. So! Mit Ihre Erlaubnis, isch will mache Licht ganz aus.«

»Was ist der Vorteil der Dunkelheit?« fragte ich.

»Weil die Kraft mit der wir zu tun 'aben ist Vibration des Äthers, genau so wie Licht. Nun 'aben wir den Draht ganz für uns, n'est-ce pas? Sie sich nicht fürchte in Dunkelheit, Madame? Was für eine Vergnügen, so ein Séance!«

Zunächst erschien die Dunkelheit absolut undurchdringlich, aber nach ein paar Minuten hatten sich unsere Augen soweit daran gewöhnt, dass wir gerade eben die Anwesenheit der anderen ausmachen konnten – sehr dunkel und undeutlich. Ich konnte nichts weiter in dem Raum erkennen, nur die schwarzen Umriss bewegungsloser Figuren. Wir nahmen die Sache ernster als jemals zuvor.

»Legen Sie Ihre 'änd vor sich. Es nichts nützt, wenn wir uns berühre, denn wir sind so wenig für so eine große Tisch. Bereite Sie sich vor, Madame, und wenn Schlaf kommt, dann Sie sich nicht wehren. Et maintenant, wir sitze still da und warten ab.«

So saßen wir still da und harrten der Dinge, die da kommen würden, während wir in die Dunkelheit vor uns starrten. Eine Uhr tickte im Korridor. Ein Hund bellte ab und zu in der Ferne. Ein oder zwei Mal ratterte eine Droschke vorbei und das Licht ihrer Lampen schien durch die Ritzen im Vorhang; das war eine freudige Unterbrechung in dieser düsteren Nachtwache. Ich fühlte die physischen Symptome, die ich schon von früheren Séancen her kannte; die kalten Füße, das Prickeln in den Fingern, das Glühen der Handflächen und das Gefühl, einen kalten Wind im Rücken zu haben. In meinen Unterarmen fühlte ich kleine Stiche, am stärksten, wie mir schien, im linken, der auf der Seite des Besuchers war – ohne Zweifel war es eine beachtenswerte Störung des Kreislaufs. Gleichzeitig war ich erfüllt von einer angespannten Erwartung, die schon fast schmerzhaft war. Der strikten, absoluten Stille meiner Freunde entnahm ich, dass deren Nerven genau so angespannt waren, wie meine.

Und plötzlich erklang ein Geräusch in der Dunkelheit, ein leises, zischendes Geräusch, der schnelle, dünne Atem einer Frau. Es wurde immer schneller und dünner, wie zwischen zusammengedrückten Zähnen hervorgestoßen, und endete in einem lauten Keuchen und dem matten Rascheln von Stoff.

»Was war das? Ist alles in Ordnung?« fragte jemand in der Dunkelheit.

»Ja, alles ist in Ordnung«, sagte der Franzose. »Es ist die Madame. Sie 'at Ihr Trance. Nun, meine 'erre, warte Sie still und Sie werde etwas sehr Interessantes sehe, denke isch.«

Immer noch das Ticken im Flur. Immer noch das Atmen des Mediums, jetzt tiefer und ruhiger. Immer noch der gelegentliche Schein vorbeifahrender Droschken – nun willkommener denn je. Was für eine Kluft wir da überbrückten, den halb gelüfteten Schleier der Ewigkeit auf der einen Seite und die Londoner Droschken auf der anderen. Der Tisch pochte mit einem mächtigen Rhythmus. Er schaukelte beständig, rhythmisch, mit einem leichten Auf und Ab unter unseren Fingern. Scharfe, kleine Klopf- und Knackgeräusche kamen aus seinem Inneren, zunächst vereinzelt, dann in prasselnden Salven, wie der Klang eines Holzstapels, der lichterloh in einer frostigen Nacht brannte.

»Da ist große Kraft«, sagte der Franzose. »Sehe Sie, auf dem Tisch!«

Zuerst dachte ich, ich würde es mir nur einbilden, aber dann konnten alle es sehen. Da war ein grün-gelbliches, fluoreszierendes Licht – oder eher ein erleuchteter Nebel – der über dem Tisch erschien. Er wälzte und wand sich und wallte in trübe schimmernden Falten, drehte sich und wirbelte wie eine Rauchwolke. In dem unheimlichen Licht konnte ich die weißen Hände des französischen Mediums sehen.

»Was für eine Vergnügen!« rief er. »Es ist prächtig!«

»Sollen wir das Alphabet aufrufen?« fragte Moir.

»Aber nein, das geht viel einfacher«, sagte unser Besucher. »Es ist sehr unbehülflich, mit dem Tisch zu klopfen für jeden einzelnen Buchstaben. Mit so eine Medium wie Madame ist es viel einfacher.«

»Ja, es ist einfacher«, sagte eine Stimme.

»Wer war das? Wer hat gesprochen? Waren Sie das, Markham?«

»Nein, ich habe nichts gesagt.«

»Es war Madame, die 'at gesprochen.«

»Aber es war nicht Ihre Stimme.«

»Sind Sie das Frau Delamere?«

»Es ist nicht das Medium, sondern die Macht, die ihren Körper benutzt«, sagte die tiefe, fremdartige Stimme.

»Wo ist Frau Delamere? Ich hoffe es geht ihr gut.«

»Das Medium erfreut sich der Existenz in einer anderen Ebene. Sie hat meinen Platz eingenommen, und ich ihren.«

»Wer sind Sie?«

»Es spielt für euch keine Rolle, wer ich bin. Ich bin einer, der gelebt hat, wie ihr lebt, und der gestorben ist, wie ihr sterben werdet.«

Wir hörten das Quietschen und Knirschen einer Droschke beim Nachbarhaus. Dann gab es einen Streit wegen des Fahrgelds und der Kutscher schimpfte heiser, als er die Straße hinabfuhr. Die grün-gelbe Wolke wirbelte immer noch schwach über dem Tisch, überall matt, aber in der Nähe des Mediums noch düster glühend. Sie schien sich vor ihr zu verdichten. Ein Gefühl von Furcht und Kälte erfasste mein Herz. Es schien, dass wir uns leichtsinnigerweise an das wahrste und erhabenste Sakrament herangewagt hatten, den Verkehr mit den Toten, von dem die Kirchenväter gesprochen hatten.

»Meinen Sie nicht, dass wir zu weit gehen? Wollen wir die Séance nicht lieber abbrechen?« rief ich.

Aber die anderen wollten es zu Ende bringen und lachten über meine Skrupel.

»Die Kräfte sind dazu da, um genutzt zu werden«, sagte Harvey Deacon. »Wenn wir es tun können, dann sollten wir es auch tun. Jeder neue Wissenszweig wurde anfangs für unrechtmäßig erachtet. Es ist nur recht und billig, dass wir die Natur des Todes erkunden.«

»Es ist recht und billig«, sagte die Stimme.

»Nun, was können wir fragen?« rief Moir, der ganz Feuer und Flamme war. »Wir wollen es überprüfen. Wollen Sie uns einen Beweis geben, dass Sie wirklich da sind?«

»Was für einen Beweis verlangen Sie?«

»Nun, ich habe eine paar Münzen in der Tasche, Sagen Sie mir, wie viele!«

»Wir sind in der Hoffnung zurückgekommen, lehren und erleuchten zu können, nicht um kindische Rätsel zu lösen.«

»Ha, ha, Herr Moir, Sie 'abe ihn erwischt«, rief der Franzose. »Aber es macht Sinn, was er sagen.«

»Es ist eine Religion, nicht ein Spiel«, sagte die kalte, harte Stimme.

»Richtig, so sehe ich das auch«, rief Moir. »Es tut mir leid, eine so törichte Frage gestellt zu haben. Wollen Sie mir nicht sagen, wer Sie sind?«

»Was spielt das für eine Rolle?«

»Sind Sie schon lange ein Geist?«

»Ja.«

»Wie lange?«  
»Wir nehmen die Zeit nicht so wahr, wie Sie. Bei uns ist alles anders.«  
»Sind Sie glücklich?«  
»Ja.«  
»Haben Sie den Wunsch, ins Leben zurückzukehren?«  
»Nein, ganz sicher nicht.«  
»Haben Sie eine Beschäftigung?«  
»Wir könnten nicht glücklich sein, wenn wir keine hätten.«  
»Was tun Sie so?«  
»Ich sagte bereits, bei uns ist alles anders.«  
»Können Sie uns nicht vielleicht eine Andeutung geben, woran Sie arbeiten?«  
»Wir arbeiten an unserer eigenen Entwicklung und dem Fortschritt anderer.«  
»Finden Sie es schön, hier zu sein?«  
»Ich bin froh, hier zu sein, denn hier kann ich Gutes tun.«  
»Gutes zu tun ist Ihr Ziel?«  
»Es ist das Ziel jeden Lebens auf allen Ebenen.«  
»Sie sehen, Markham, Ihre Skrupel waren unbegründet.«  
Tatsächlich waren meine Zweifel geschwunden und nur ein lebhaftes Interesse war geblieben.

»Kennen Sie in Ihrer Existenz Schmerzen?« fragte ich.  
»Nein, Schmerz ist eine Sache des Körpers.«  
»Kennen Sie seelische Qualen?«  
»Ja, man kann andauernd traurig oder ängstlich sein.«  
»Haben Sie schon Freunde getroffen, die Sie von früher her kannten?«  
»Einige von Ihnen.«  
»Warum nur einige von Ihnen?«  
»Nur die Gleichgesinnten.«  
»Treffen Ehemänner Ihre Frauen?«  
»Nur wenn Sie sich wahrhaft geliebt haben.«  
»Und die anderen?«  
»Sie bedeuten einander nichts.«  
»Es muss doch eine geistige Verbindung geben?«  
»Natürlich.«  
»Ist das, was wir tun richtig?«  
»Wenn es mit dem richtigen Motiv erfolgt.«  
»Was wäre falsch?«  
»Neugier und Leichtsinns.«  
»Könnte daraus Leid entstehen?«  
»Sehr großes Leid.«

»Welche Art von Leid?«

»Sie könnten Mächte beschwören, die Sie nicht kontrollieren können.«

»Böse Mächte?«

»Untereentwickelte Mächte.«

»Sie sagten, sie wären gefährlich. Für den Körper oder den Geist?«

»Manchmal beides.«

Es gab eine Pause und die Dunkelheit schien noch schwärzer zu werden. Der gelbgrüne Nebel wirbelte und rauchte immer noch über dem Tisch.

»Gibt es noch eine Frage, die Sie stellen möchten, Moir?« fragte Deacon.

»Nur eine: beten Sie in Ihrer Welt?«

»Man sollte in jeder Welt beten.«

»Warum?«

»Es ist das Bekenntnis, dass noch andere Mächte außer uns existieren.«

»Welche Religion habt ihr da drüben?«

»Das ist so unterschiedlich, wie bei euch.«

»Ihr habt keine Gewissheit?«

»Wir haben nur den Glauben.«

»Diese Fragen zur Religion sind sicher interessant für die ernst'aft Engländer«, sagte der Franzose. »Aber sie machen nicht soviel Spaß. Mit die große Präsenz 'ier können wir machen eine viel größere Erfahrung. Etwas von dem wir erzählen können.«

»Aber nichts könnte interessanter sein, als das«, sagte Moir.

»Wenn Sie meinen, dann gut«, antwortete der Franzose verdrossen. »Ich für meinen Teil 'abe das schon früher ge'ört, und 'eute nacht wollte ich machen eine Experiment mit all der Kraft, die wir 'aben. Aber, wenn Sie 'abe noch einen Frage, dann frage Sie, wenn Sie sind fertisch, dann könne wir etwas mehr versuche.«

Aber die Präsenz war verschwunden. Wir fragten und fragten, aber das Medium saß nur still in ihrem Stuhl. Nur das tiefe, regelmäßige Atmen zeigte uns, dass sie da war. Der Nebel wirbelte immer noch über dem Tisch.

»Sie haben die Harmonie gestört. Sie wird nicht mehr antworten.«

»Aber wir bereits wissen alles, was sie kann uns sagen, n'est-ce pas? Isch nun will etwas se'e, was isch nie zuvor 'abe gese'en.«

»Was denn?«

»Sie es lasse misch versuche?«

»Was wollen Sie tun?«

»Isch 'abe gesagt, dass Gedanken sind Dinge. Nun isch will bewaise, isch will Ihnen zeige, was nur eine Gedanke ist. Ja, ja, isch kann es machen und Sie werde se'en. Isch bitte Sie nur, still zu sitzen mit die 'änd auf die Tisch.«

Der Raum war dunkler und stiller denn je. Das gleiche Gefühl der Besorgnis, dass ich schon am Anfang der Séance hatte, befahl mich von neuem. Meine Haarwurzeln kribbelten.

»Es funktioniert, es funktioniert!« rief der Franzose. Am Brechen seiner Stimme erkannte ich, dass er aufs äußerste angespannt war.

Der leuchtende Nebel driftete langsam vom Tisch und waberte durch den Raum. Dort in der dunkelsten und entferntesten Ecke glühte er auf und verdichtete sich zu einem leuchtenden Kern – zu einem fremdartigen, unsteten Flecken, der recht hell war, aber seine Umgebung nicht beleuchtete. Die Farbe hatte sich von grünlich-gelb zu einem düsteren, unfreundlichen Rot verändert. Dann trat rund um dieses Zentrum eine dunkle, rauchige Substanz aus, die sich zusammenballte, verhärtete und immer dichter und schwärzer wurde. Schließlich verschmolz das Licht mit dem, was um es herum entstanden war, und ging aus.

»Es ist fort.«

»Still, da ist etwas im Zimmer.«

In der Ecke, wo das Licht war, hörten wir etwas tief und unruhig atmen.

»Was ist das? Le Duc, was haben Sie getan?«

»Alles ist in Ordnung. Kein Leid kommen wird.« An der Stimme konnte man die Erregung des Franzosen hören.

»Großer Gott, Moir, da ist ein großes Tier im Raum. Hier ist es, neben meinem Stuhl. Geh weg! geh weg!«

Das war Deacons Stimme, und dann war das Geräusch eines Schlages auf ein hartes Objekt zu hören. Und dann ... Und dann ... wie kann ich beschreiben, was dann geschah?

Etwas Großes rannte uns in der Dunkelheit an, sich aufbäumend, stampfend, schmetternd, springend und schnaubend. Der Tisch zersplitterte. Wir wurden in alle Richtungen verstreut. Es klapperte zwischen uns herum, rannte mit fürchterlicher Kraft von einer Ecke zur andere. Wir schrien alle vor Furcht und krochen auf Händen und Füßen, um von ihm fortzukommen. Irgendwas trampelte auf meine rechte Hand und ich fühlte, wie die Knochen unter dem Gewicht brachen.

»Licht! Licht!« schrie jemand.

»Moir, haben Sie Streichhölzer?«

»Nein, ich habe keine. Deacon, wo sind die Streichhölzer? Um Himmels willen, die Streichhölzer!«

»Ich kann sie nicht finden. He, Franzose, beenden Sie das!«

»Es übersteigt meine Kräfte. Oh, mon Dieu, ich kann es nicht auf'alten. Die Tür! Wo ist die Tür?«

Mit viel Glück fand ich die Klinke, als ich in der Dunkelheit herumtastete. Die schweratmende, schnaubende, rasende Kreatur war hinter mir her und stieß mit einem fürchterlichen Krach gegen das Eichenholz. In dem Moment, als es vorübergerast war, drehte ich den Griff und einen Augenblick später waren wir alle draußen und die Tür hinter uns geschlossen. Drinnen hörten wir ein schreckliches Zerschmettern, Zerfleischen und Zerstampfen.

»Was war das? Um Gottes willen, was war das?«

»Ein Pferd. Ich sah es, als die Tür offen war. Aber Frau Delamere ...?«



»Wir müssen sie herausholen. Los, Markham, wir dürfen keine Zeit verlieren.«

Er riss die Tür auf und wir eilten hinein. Da lag sie, auf dem Boden, inmitten der Trümmer ihres Stuhles. Wir hoben sie auf und trugen sie geschwind nach draußen. Als wir bei der Tür waren, blickte ich über meine Schultern in die Dunkelheit. Zwei seltsame Augen sahen uns an und ich hörte das Scharren von Hufen. Es gelang mir gerade noch rechtzeitig, die Tür zuzuschlagen, als auch schon irgendetwas dagegenschmetterte und einen großen Riss von oben bis unten erzeugte.

»Es bricht durch! Es kommt!«

»Lauft! Rennt um euer Leben«, schrie der Franzose.

Nach einem erneuten Krach schoss etwas durch das zerrissene Holz. Es war ein langer, weißer Stachel, der im Lampenlicht leuchtete. Für einen Augenblick konnten wir ihn sehen, dann verschwand er mit einem Schnappen.

»Schnell! Schnell! Hier entlang!« schrie Deacon. »Tragt sie dort hinein! Hier! Schnell!«

Wir hatten im Speisezimmer Zuflucht gesucht und die schwere Eichentür hinter uns geschlossen. Wir legten die besinnungslose Frau auf das Sofa. Während wir dies taten, fiel Moir, der harte Geschäftsmann, in Ohnmacht und lag auf dem Teppich vor dem Kamin. Deacon war bleich wie eine Leiche und zappelte wie ein Epileptiker. Mit einem Krach wurde die Tür zum Atelier vollends zerstört und wir hörten, wie es schnaubend und stampfend den Flur auf und ab rannte; das ganze Haus erbebte unter dieser Rage. Der Franzose war zusammengesunken, hatte sein Gesicht in die Hände gelegt und schluchzte wie ein kleines, verängstigtes Kind.

»Was können wir tun?« Ich schüttelte ihn kräftig an den Schultern. »Wäre ein Gewehr von Nutzen?«

»Nein, Nein. Die Kraft wird vergehen. Dann zu Ende es wird sein.«

»Sie verdammter Narr! Sie hätten uns alle mit ihrem teuflischen Experiment umbringen können.«

»Das wusst isch nicht. Wie konnt isch wissen, dass es sich so fürchtet? Es ist verrückt vor Angst. Es war sein Fehler. Es hat es geschlagen.«

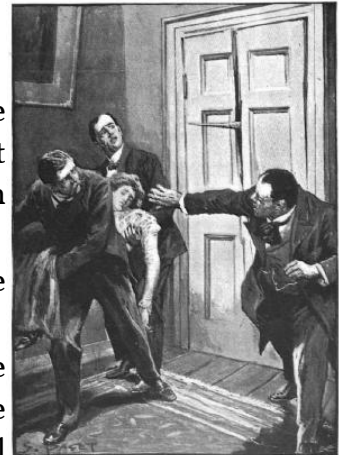
Deacon sprang auf. »Großer Gott!« schrie er.

Ein schrecklicher Schrei klang durch das Haus.

»Das ist meine Frau. Ich muss hinaus. Und wenn der Leibhaftige persönlich dort lauert, ich gehe da hinaus!«

Er riss die Tür auf und eilte den Korridor entlang. Am Ende, beim Treppenabsatz, lag Frau Deacon besinnungslos auf dem Boden, niedergestreckt von dem Anblick, der sich ihr geboten hatte. Aber sonst war da nichts.

Erschrocken sahen wir uns um, aber alles war vollkommen ruhig. Langsam ging ich auf den schwarzen Rahmen der Ateliertür zu; ich erwartete bei jedem Schritt, dass eine scheußliche, schwarze Gestalt herausspringen würde. Aber es geschah nichts, alles war



still in dem Raum. Spähend und lauschend – das Herz war uns in die Hose gerutscht – kamen wir bis zur Schwelle und starrten in die Dunkelheit. Es war immer noch nichts zu hören, aber in einer Ecke war es auch nicht dunkel. Eine leuchtende Wolke mit weiß glühendem Zentrum schwebte in der Ecke des Raumes. Langsam wurde das Glühen immer schwächer, die Wolke immer dünner und blasser, bis schließlich auch diese Ecke von der gleichen Dunkelheit erfüllt war, wie der Rest des Ateliers. Beim letzten flackernden Leuchten schrie der Franzose vor Freude auf.

»Was für eine Vergnügen! Niemand ist verletzt, nur eine Tür ist zerbrochen und die Damen geängstigt. Aber, mes amis, was wir 'aben getan, 'at noch niemand zuvor getan.«

»Und, soweit es mich betrifft, wird es auch nie wieder getan werden«, sagte Harvey Deacon.

Das war es, was sich am 14. April im ›Badderly Garden‹ Nr. 17 zugetragen hat. Wie Eingangs erwähnt, ist es zu phantastisch, um mit Sicherheit sagen zu können, was wirklich geschah; ich schildere lediglich meine Eindrücke. Genauer gesagt, *unsere* Eindrücke, denn Harvey Deacon und John Moir haben sie bestätigt. Wenn Sie möchten, dann können Sie sich gerne vorstellen, dass wir die Opfer eines ausgefeilten, ungewöhnlichen Schwindels sind. Oder Sie glauben, dass wir eine sehr reale und schreckliche Erfahrung machten. Vielleicht wissen Sie auch mehr als wir von derartigen okkulten Angelegenheiten und können von ähnlichen Ereignissen berichten. In diesem Fall würde ein Brief an William Markham, Albany 146M, helfen, Licht auf Dinge zu werfen, die uns sehr dunkel erscheinen.

---

1 Britische Goldmünze, 1,05 Pfund bzw. 21 Shilling

2 Doyle meint hier nicht die Kommunikation mit Hilfe eines Ouijas bzw. Hexenbretts, sondern das Tischrücken oder Tischklopfen, bei dem die Buchstaben der Nachricht einzeln ›ausgeklopft‹ werden.

3 vergl. Wikipedia ›Orden des Tempels vom Rosenkreuz‹.

## Die jüdische Brustplatte

Mein sehr guter Freund, Ward Mortimer, galt als einer der besten Fachleute dieser Zeit für alles, was mit orientalischer Archäologie zu tun hatte. Er hatte bereits viel zu diesem Thema veröffentlicht, hatte während der Ausgrabungsarbeiten im Tal der Könige zwei Jahre in einer Gruft bei Theben gelebt und schließlich hatte er für eine beachtenswerte Sensation gesorgt, als er die mutmaßliche Mumie von Kleopatra aus einer inneren Kammer im Tempel des Horus bei Philae zu Tage förderte. Die Liste seiner Erfolge, die er bereits mit 31 Jahren vorzuweisen hatte, war vielversprechend; es schien noch eine bedeutende Karriere vor ihm zu liegen. Daher war niemand überrascht, als er zum Kurator des ›Belmore Street Museums‹ ernannt wurde. Die Stelle war mit einem Lehramt am ›Oriental College‹ verbunden und mit einem Einkommen, das zwar inflationsbedingt gesunken, aber immer noch groß genug war, um einen Forscher zu motivieren, jedoch nicht hoch genug, um ihm das Gefühl zu vermitteln, er könne sich schon auf seinen Lorbeeren ausruhen.

Mortimer hatte nur ein kleines Problem in dem Museum, nämlich, dass er in die ziemlich großen Fußstapfen seines Vorgängers treten musste. Professor Andreas war ein hochgebildeter Gelehrter mit einem ausgezeichneten Ruf in ganz Europa. Seine Vorlesungen wurden von Studenten aus allen Teilen der Welt besucht und das ausgezeichnete Management der Sammlung war geradezu sprichwörtlich in allen zivilisierten Gesellschaften. Es kam daher äußerst überraschend, als er im Alter von 55 Jahren in den Ruhestand ging und die Stelle aufgab, die seinen Lebensinhalt und seine Freude ausmachte. Er und seine Tochter verließen die komfortable Wohnung, die ihm das Museum zur Verfügung gestellt hatte, und mein Freund Mortimer, ein Junggeselle, zog dort ein.

Professor Andreas hatte Mortimer zu seiner Ernennung in einem sehr freundlichen und schmeichelhaften Brief gratuliert. Ich war anwesend, als sie sich zum ersten Mal trafen. Der Professor führte uns durch das Museum und zeigte uns die bewundernswerte Sammlung, die er solange betreut hatte. Seine hübsche Tochter und ein junger Mann, Hauptmann Wilson, der offensichtlich bald ihr Ehemann werden sollte, begleiteten uns auf dem Rundgang. Es gab fünfzehn Räume; der babylonische, der syrische und der zentrale Ausstellungssaal mit der jüdischen und ägyptischen Sammlung, enthielten die wertvollsten Stücke. Professor Andreas war ein stiller, nüchterner und älthlicher Mann mit glattrasiertem Gesicht und gelassener Haltung, aber seine Augen strahlten und seine Züge leuchteten vor Enthusiasmus, während er uns die Seltenheit und Schönheit einiger Exponate erläuterte. Seine Hand streichelte sie so liebevoll, dass man den Stolz auf sie und das große Bedauern, dass er die Sorge um sie einem anderen übergeben musste, deutlich spüren konnte.

Er zeigte uns seine Mumien, Papyri, seltenen Skarabäen, Inschriften, jüdischen Artefakte und nicht zuletzt die Kopie des berühmten siebenarmigen Kerzenhalters<sup>1</sup> aus dem Tempel, der von Titus nach Rom gebracht worden war und der nun, wie einige

vermuteten, auf dem Grund des Tibers lag. Dann näherte er sich einer Vitrine in der Mitte der Halle und sah ehrfürchtig durch das Glas.

»Das ist nichts Neues für einen Experten wie Sie, Herr Mortimer, aber ich glaube, es wird ihren Freund, Herrn Jackson interessieren.«

Ich beugte mich vor und sah ein Objekt, mit einer Größe von etwa zwölf Zentimeter im Quadrat. Es bestand aus zwölf kostbaren Edelsteinen in einem Rahmenwerk aus Gold mit goldenen Haken an zwei der Ecken. Die Art und Farbe der Steine war unterschiedlich, aber sie waren alle gleich groß. Ihre Formen, Anordnungen und Farbschattierungen erinnerten mich an einen Malkasten für Aquarelle. Auf jedem der Steine waren ein paar Hieroglyphen eingraviert.

»Haben Sie schon von ›Urim und Thummim‹<sup>2</sup> gehört, Herr Jackson?«

Ich glaubte den Begriff schon einmal gehört zu haben, konnte mich aber an keine Details mehr erinnern.

»Diesen Namen gab man der juwelenbesetzten Platte, die die jüdischen Hohepriester auf der Brust trugen. Sie war von besonderer Bedeutung für sie, vergleichbar mit der, den ›Büchern der Sibylle‹ im Kapitol für die Römer hatten. Wie sie sehen, wurden zwölf wunderbare Steine, auf denen mystische Zeichen angebracht wurden, in die Platte eingesetzt. Beginnend in der oberen linken Ecke handelt es sich bei den Steinen um Karneol, Peridot, Smaragd, Rubin, Lapislazuli, Onyx, Saphir, Achat, Amethyst, Topas, Beryll und Jaspis.«

Ich war fasziniert von der Vielfalt und Schönheit der Steine. »Hat diese Brustplatte eine besondere Geschichte?«

»Sie ist sehr alt und ihr Wert unschätzbar«, sagte Professor Andreas. »Wir sind nicht in der Lage, es zu beweisen, aber viele Indizien sprechen dafür, dass es sich um das Original aus König Salomos Tempel handelt. Es gibt mit Sicherheit kein schöneres Stück in irgendeiner Sammlung Europas. Mein Freund hier, Hauptmann Wilson, ist Experte auf dem Gebiet der Edelsteine, und er kann Ihnen sagen, wie rein diese sind.«

Hauptmann Wilson war ein Mann mit dunklem, hartem und prägnantem Gesicht. Er stand neben seiner Braut auf der anderen Seite der Vitrine.

»Ja«, sagte er höflich, »ich habe niemals schönere Steine gesehen.«

»Die Goldarbeit ist ebenfalls beachtenswert. Die alten Meister übertrafen ...« – er wollte uns offensichtlich gerade auf Besonderheiten der Steinfassungen hinweisen, als Hauptmann Wilson ihn unterbrach.

»Bei diesem Kerzenhalter werden Sie eine noch schönere Goldarbeit bewundern können«, sagte er und wandte sich zu einer anderen Vitrine um. Wir folgten ihm und teilten seine Bewunderung für den aus Gold getriebenen Stamm und die mit feinen Ornamenten versehenen Äste. Alles in allem war es eine interessante und originelle Führung durch den Professor, der durch seine Erläuterungen einmal mehr seinen Rang als Experte unter Beweis stellte. Schließlich beendete er den Rundgang und übergab formell die herrliche Sammlung in die Obhut meines Freundes. Ich konnte nicht anders als ihn zu bedauern und seinen Nachfolger um sein Leben, das er mit dieser angenehmen

Aufgabe verbringen würde, zu beneiden. Innerhalb einer Woche war Mortimer in sein neues Domizil eingezogen und ›Alleinherrscher‹ des Museums geworden.

Zwei Wochen später gab mein Freund eine kleine Abendgesellschaft für ein halbes Dutzend Junggesellen aus seinem Bekanntenkreis um seine Beförderung zu feiern. Als sich seine Gäste auf den Weg nach Hause machten, zupfte er an meinem Ärmel und signalisierte mir, zu bleiben.

»Du hast es nicht weit bis nach Hause, nur ein paar hundert Meter«, sagte er – ich bewohnte ein paar Zimmer im ›Albany‹. »Also kannst du ruhig noch ein wenig bleiben und eine Zigarre mit mir rauchen. Es gibt da etwas, wo ich gerne Deinen Rat hätte.«

Ich ließ mich in einen Sessel fallen und zündete mir eine von seinen ausgezeichneten ›Matronas‹ an. Als er zurückkehrte, nachdem er seinen letzten Gast verabschiedet hatte, zog er einen Brief aus seinem Jackett und setzte sich mir gegenüber hin.

»Dies ist anonymes Brief, den ich heute Morgen erhielt«, sagte er. »Ich will ihn dir vorlesen und dann deine Meinung hören.«

»Aber gerne, wenn du das für sinnvoll hältst.«

»Die Nachricht lautet wie folgt: ›Mein Herr, ich möchte Ihnen dringend empfehlen, die vielen wertvollen Dinge in Ihrer Obhut sorgfältig zu bewachen. Ich glaube nicht, dass das gegenwärtige System mit nur einem Wachmann ausreichend ist. Seien Sie auf der Hut oder ein nicht wieder gutzumachendes Unglück könnte Sie treffen.«

»Ist das alles?«

»Ja, das ist alles.«

»Nun, das kann nur eine der Personen geschrieben haben, die wissen, dass es nur einen Wachmann gibt, und das sind nicht viele.«

Mortimer reichte mir die Notiz mit einem eigentümlichen Lächeln. »Hast du ein Auge für Handschriften?« fragte er. »Jetzt sieh dir mal das hier an.« Er zeigte mir einen anderen Brief. »Achte auf das g in ›gratuliere‹ und ›bestätige‹. Und dann auf das große I. Nicht zu vergessen, die Marotte, einen Strich anstelle eines Punktes an das Ende eines Satzes zu setzen.«

»Sie stammen unzweifelhaft von der gleichen Hand, bei dem ersten hat der Schreiber versucht, sich ein wenig zu verstellen.«

»Der zweite ist der Gratulationsbrief von Professor Andreas für meine Beförderung.«

Ich sah ihn erstaunt an. Dann drehte ich das Blatt in meiner Hand um und fand die Unterschrift ›Martin Andreas‹ auf der Rückseite. Jeder, der nur ein kleines bisschen über Graphologie wusste, konnte nicht mehr daran zweifeln, dass der Professor einen anonymen Brief an seinen Nachfolger geschrieben hatte, um ihn vor Dieben zu warnen.

»Warum sollte er das tun?« fragte ich.

»Genau das wollte ich dich fragen. Wenn er solche Befürchtungen hegt, warum kommt er dann nicht und sagt es mir persönlich?«

»Wirst du mit ihm darüber sprechen?«

»Ich weiß nicht recht. Er könnte die Urheberschaft leugnen.«

»Wie auch immer«, sagte ich, »die Warnung ist freundlicher Natur und sollte beachtet werden. Sind die derzeitigen Sicherheitsvorkehrungen ausreichend, um einen Diebstahl auszuschließen?«

»Das dachte ich. Während der Öffnungszeiten zwischen 10 und 17 Uhr gibt es einen Wachmann für je zwei Räume. Er ist am Durchgang zwischen den beiden Räumen postiert und kann beide überblicken.«

»Und nachts?«

»Wenn wir schließen, bringen wir sofort die absolut einbruchssicheren, eisernen Fensterladen an. Der Wachmann ist ein fähiger Mitarbeiter. Er sitzt in seinem Bereitschaftsraum und macht alle drei Stunden einen Rundgang. Wir lassen das elektrische Licht die ganze Nacht brennen.«

»Es ist schwierig einen Verbesserungsvorschlag zu machen – vielleicht könntest du die Tageswächter auch nachts einsetzen.«

»Das können wir uns nicht leisten.«

»Du könntest wenigstens mit der Polizei sprechen, damit ein Schutzmann vor dem Museum stationiert wird«, sagte ich. »Was den Brief betrifft: der Absender will offensichtlich anonym bleiben, ich denke, das sollten wir respektieren. Wir können nur hoffen, dass sich bald zeigen wird, welche seltsamen Beweggründe ihn dazu veranlasst haben, diesen Weg zu gehen.«

Wir sprachen nicht länger über das Thema, aber als ich nach Hause zurückgekehrt war, ging mir die Frage im Kopf herum, welches Motiv der Professor hatte, eine anonyme Warnung an seinen Nachfolger zu schreiben. Ich war so vollkommen überzeugt davon, dass er den Brief verfasst hatte, als wenn ich ihn dabei beobachtet hätte. Er schien etwas über eine Gefahr für die Sammlung zu wissen; war das der Grund für seinen Rücktritt? Aber wenn es so wäre, warum sollte er Mortimer nicht offen warnen? Ich rätselte und grübelte, bis ich in einen unruhigen Schlaf fiel. Am nächsten Morgen hatte ich verschlafen.

Ich war immer noch ein wenig aufgewühlt, als Mortimer mit bestürztem Gesicht in mein Zimmer stürmte. Normalerweise war er der ordentlichste Mann in meinem Bekanntenkreis, aber heute war sein Kragen nicht korrekt angelegt, seine Krawatte lose und der Hut saß schief auf seinem Kopf. An seinem verzweifelten Blick konnte ich schon erkennen, was geschehen war.

»Das Museum wurde bestohlen«, rief ich und sprang aus dem Bett.

»Ich fürchte, so ist es. Diese Juwelen. Die Edelsteine im Urim und Thummim!« keuchte er, vom Laufen ganz außer Atem. »Ich gehe gleich zur Polizei. Komm zum Museum, sobald du kannst, Jackson! Bis später!« Er eilte verwirrt aus dem Zimmer und ich hörte, wie er die Treppe hinunter polterte.

Es dauerte nicht lange, bis ich seiner Bitte folgte, aber als ich eintraf, war er bereits mit einem Polizei-Inspektor und einem älteren Mann eingetroffen. Der ältere war Herr Purvis, ein Partner der bekannten Diamantenhändler Morson & Co. Als Experte für Edelsteine stand er der Polizei als Berater zur Verfügung. Sie standen bei der Vitrine, in

der die jüdische Brustplatte ausgestellt wurde, und hatten diese herausgenommen und auf die Vitrine gelegt. Alle drei hatten sich über sie gebeugt, um sie genau zu untersuchen.

»Es ist ganz offensichtlich, dass jemand daran herumgepfuscht hat«, sagte Mortimer. »Das fiel mir bei meinem Rundgang heute Morgen sofort ins Auge. Erst gestern Abend hatte ich sie untersucht, damit steht fest, dass es heute Nacht geschah.«

Es war ganz offensichtlich, dass jemand sich daran zu schaffen gemacht hatte. Die Einfassungen der obersten Reihe von vier Steinen – der Karneol, Peridot, Smaragd und Rubin – waren rau und schartig, als wenn jemand um sie herum geschabt hätte. Die Steine waren an ihrem Platz, aber die schöne Goldarbeit, die wir noch ein paar Tage zuvor bewundert hatten, war deutlich beschädigt.

»Es scheint mir, als habe jemand versucht, die Steine herauszulösen«, sagte der Inspektor.

»Ich befürchte, dass es ihm sogar gelungen ist«, sagte Mortimer. »Ich glaube, dass diese vier Steine ausgezeichnete Imitationen sind, die anstelle des Originals eingesetzt wurden.«

Den gleichen Verdacht schien auch der Experte zu hegen, denn er hatte sie sorgfältig mit Hilfe einer Lupe untersucht. Nun führte er noch ein paar Tests durch und drehte sich endlich freudig zu Mortimer um.

»Ich gratuliere ihnen, mein Herr«, sagte er herzlich. »Bei meinem Ruf als Experte versichere ich ihnen, dass es sich bei allen vier Steinen um die Originale handelt, die von ungewöhnlicher Qualität und Reinheit sind.«

Das Gesicht meines armen Freundes verlor etwas von seiner Blässe und er stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus.

»Gott sei Dank«, rief er, »aber was in aller Welt hat der Dieb beabsichtigt?«

»Wahrscheinlich wollte er die Steine stehlen, aber er wurde unterbrochen.«

»In diesem Fall würde ich erwarten, dass er sie einen nach dem anderen herausgebrochen hätte. Aber es sind lediglich die Fassungen gelockert, und die Steine sind noch alle da.«

»Das ist sicherlich höchst ungewöhnlich«, sagte der Inspektor, »Ich kann mich an keinen ähnlichen Fall erinnern. Lassen Sie uns den Wachmann befragen.«

Der Nachtwächter wurde herbei gerufen – ein Mann mit ernsthaftem Gesicht und soldatischem Auftreten –; er schien über den Vorfall genau so besorgt zu sein wie Mortimer.

»Nein, mein Herr, ich habe nichts gehört«, antwortete er auf eine entsprechende Frage des Inspektors. »Ich habe, wie üblich, viermal meine Runde gemacht und es ist mir nichts Verdächtiges aufgefallen. Ich habe den Posten nun schon seit zehn Jahren; noch nie ist etwas Derartiges vorgekommen.«

»Hätte der Dieb durch die Fenster eindringen können?«

»Unmöglich, mein Herr.«

»Oder an ihnen bei der Tür vorbei schleichen können?«

»Nein, mein Herr. Ich habe meinen Posten nur verlassen, um meine Runde zu drehen.«

»Welche anderen Zugänge gibt es zum Museum?«

»Es gibt noch eine Tür zu Herrn Mortimers Privaträumen.«

»Die ist nachts verschlossen«, erklärte mein Freund, »und um sie von der Straße aus zu erreichen, hätte man die Außentür ebenfalls öffnen müssen.«

»Ihre Diener?«

»Ihre Unterkunft liegt außerhalb des Museums.«

»Gut, gut«, sagte der Inspektor, »das ist sehr merkwürdig. Wie dem auch sei, wie Herrn Purvis festgestellt hat, ist Ihnen kein Schaden entstanden.«

»Ich kann beschwören, dass diese Steine echt sind.«

»Also scheint es sich in diesem Fall nur um eine böswillige Sachbeschädigung zu handeln. Nichtsdestotrotz werde ich die Umgebung sorgfältig absuchen; vielleicht finden wir eine Spur, die uns zeigt, wer Ihr Besucher gewesen sein könnte.«

Seine Untersuchung dauerte den ganzen Vormittag und so sorgfältig und umsichtig sie auch war, es ergaben sich keine neuen Erkenntnisse. Er wies uns auch auf zwei weitere, potentielle Zugänge zur Ausstellungshalle hin, die wir bisher noch nicht in Betracht gezogen hatten. Der eine verlief vom Keller aus durch eine Falltür in der Passage, der andere durch das Oberlicht in der Rumpelkammer, durch das man den Saal, in den der Einbrecher eingedrungen war, einsehen konnte. Aber sowohl den Keller, als auch die Bodenkammer konnte der Dieb nur betreten, wenn er bereits im Museum befand; somit war diese Feststellung von keiner praktischen Bedeutung. Im Übrigen überzeugte uns der Staub in Keller und Bodenkammer davon, dass sie nicht betreten worden waren. Schließlich beendeten wir die Untersuchung, ohne auch nur den kleinsten Hinweis darauf gefunden zu haben, wer sich an den Fassungen der Juwelen zu schaffen gemacht hatte und aus welchem Grund.

Es gab nur noch eine Sache, die Mortimer tun konnte. Er wollte Professor Andreas am Nachmittag aufsuchen, während die Polizei ihre fruchtlosen Bemühungen fortsetzte. Die beiden Briefe nahm er mit und ich sollte ihn begleiten. Er wollte den Professor offen mit seinem Verdacht, dass er die beiden Briefe verfasst habe, konfrontieren und ihn um eine Erklärung bitten, wie er den Vorfall so genau vorhersagen konnte. Der Professor lebte in einer kleinen Villa in Upper Norwood, aber eine Bedienstete informierte uns von seiner Abwesenheit. Als sie unsere Enttäuschung sah, fragte sie uns, ob wir Fräulein Andreas sprechen wollten und führte uns in den schlichten Salon.

Ich erwähnte bereits, dass die Tochter des Professors ein sehr hübsches Mädchen war. Sie war blond, hochgewachsen und anmutig, ihre Hautfarbe erinnerte an Elfenbein und ihre Wangen waren leicht gerötet. Daher war ich erschüttert, als ich sah, wie sehr sie sich in den letzten vierzehn Tagen verändert hatte. Ihr junges Gesicht wirkte verhärmt und ihr Blick stark beunruhigt.

»Mein Vater ist nach Schottland gegangen«, sagte sie. »Er schien sehr müde zu sein; irgendetwas schien ihn schwer zu belasten. Er ist schon gestern abgereist.«



»Auch Sie sehen etwas abgespannt aus«, sagte mein Freund.

»Ich war sehr besorgt um meinen Vater.«

»Können Sie mir seine Adresse in Schottland geben?«

»Ja, er ist bei seinem Bruder, dem Pastor David Andreas, Arran Villas Nr. 1, Ardrossan.«

Mortimer notierte sich die Adresse und wir gingen, ohne etwas über den Grund unseres Besuches zu sagen. Am Abend dieses Tages war der Stand der Erkenntnisse immer noch der gleiche wie am Morgen. Unser einziger Hinweis bestand in dem Brief des Professors und mein Freund hatte schon beschlossen, am nächsten Tag nach Ardrossan aufzubrechen, um der Sache mit dem anonymen Schreiben auf den Grund zu gehen, als eine neue Entwicklung unsere Pläne über den Haufen warf.

Sehr früh am nächsten Morgen wurde ich durch ein Klopfen an meiner Tür geweckt. Es handelte sich um einen Boten mit einer Nachricht von Mortimer: »Komm schnell vorbei, der Fall wird immer seltsamer.«

Nachdem ich seiner Aufforderung nachgekommen war, fand ich ihn im zentralen Saal des Museums, wo er aufgereggt hin und her lief. Der alte Soldat, der die Ausstellung bewachte, stand mit militärischer Steifheit in einer Ecke.

»Mein lieber Jackson«, rief er, »ich freue mich, dass du gekommen bist, denn es gibt eine äußerst überraschende Wendung.«

»Was ist denn passiert?«

Er winkte mit seiner Hand in Richtung der Vitrine, in der die Brustplatte lag. »Schau es dir an.«

Der Anblick entlockte mir einen Ausruf der Überraschung. Die Fassungen der Steine in der mittleren Reihe waren genau so beschädigt, wie die der oberen. An acht von insgesamt zwölf Steinen hatte nun jemand in gleicher Art und Weise herumgepfuscht. Die Fassung der unteren Reihe war unbeschädigt, die der anderen dagegen schartig und unregelmäßig.

»Wurden die Steine ausgetauscht?« fragte ich.

»Nein, ich bin sicher, dass die oberen vier immer noch die gleichen sind, deren Echtheit der Experte bestätigt hat, denn diese kleine Verfärbung am Rand des Smaragds habe ich gestern schon gesehen. Da die oberen Steine nicht herausgenommen wurden, gibt es keinen Grund, anzunehmen, dass dies bei den mittleren der Fall ist. Sie sagen, Sie haben nichts gehört, Simpson?«

»Nein, mein Herr«,  
Wachmann. »Als ich  
drehte, warf ich einen  
und sah sofort, dass  
herumgefummelt



antwortete der  
meine Morgenrunde  
Blick auf diese Steine  
jemand daran  
hatte. Ich rief Sie

sofort herbei um Ihnen davon zu berichten, aber ansonsten habe ich während der Nacht keine Menschenseele gesehen oder gehört.«

»Komm mit zu mir hoch, Jackson, und lass uns zusammen frühstücken«, sagte Mortimer und nahm mich mit in seine Wohnräume. »Nun, fällt dir dazu noch etwas ein, Jackson?« fragte er.

»Von einem derart planlosen, nutzlosen und idiotischen Vorgang habe ich noch nie gehört. Der Täter scheint an Zwangsvorstellungen zu leiden.«

»Hast du sonst noch eine Idee?«

Ein merkwürdiger Gedanke kam mir in den Sinn. »Das uralte Objekt ist für die Juden von großer, religiöser Bedeutung. Was ist mit einer antisemitischen Bewegung? Könnte es sein, dass ein Fanatiker das Relikt auf diese Weise entweihen ...«

»Nein, nein, und nochmals nein!« rief Mortimer. »Das kann es nicht sein. So ein Mensch würde in seinem Wahnsinn das ganze Artefakt zerstören. Warum um alles in der Welt sollte sich so einer damit begnügen, nur an den Fassungen herumzuknabbern – an genau vier Fassungen pro Nacht? Es muss einen anderen Grund geben und wir müssen ihn wohl selbst finden, denn ich glaube nicht, dass unser Inspektor eine große Hilfe sein wird. Zunächst einmal, was hältst du von Simpson, dem Nachtwächter?«

»Hast du einen Grund, ihn zu verdächtigen?«

»Nur den, dass er der einzige ist, der Zugang zur Ausstellung hat.«

»Warum sollte er eine solch frevelhafte Zerstörung vornehmen? Nichts wurde weggenommen. Er hat kein Motiv.«

»Vielleicht eine Manie?«

»Nein, ich könnte schwören, dass er geistig gesund ist.«

»Hast du eine andere Theorie?«

»Was ist mit dir? Könnte es sein, dass du ein Schlafwandler bist?«

»Nichts dergleichen, das versichere ich dir.«

»Dann gebe ich auf!«

»Ich nicht – und ich habe einen Plan, wie wir den Fall aufklären können.«

»Professor Andreas besuchen?«

»Nein, unsere Lösung finden wir nur hier, und nicht in Schottland. Ich will dir sagen, was wir tun werden. Du kennst doch das Oberlicht über der zentralen Halle. Wir werden das Licht in der Halle anlassen und sie von oben überwachen, du und ich; damit werden wir das Rätsel selbst lösen. Unser mysteriöser Besucher hat jede Nacht vier Steine ›bearbeitet‹, also sind noch vier übrig. Es ist naheliegend, dass er diese Nacht wiederkommen wird, um sein Werk zu vollenden.«

»Hervorragend!« rief ich.

»Wir behalten das für uns und erzählen weder Simpson noch der Polizei von unserem Vorhaben. Bist du dabei?«

»Mit dem allergrößten Vergnügen«, sagte ich und so war es abgemacht.

Es war bereits 22 Uhr, als ich zum Museum zurückkehrte. Mortimer war, soweit ich sehen konnte, recht aufgeregt, er bemühte sich aber, dies zu verbergen. Es war noch zu früh für unsere Nachtwache, also verbrachten wir noch etwa eine Stunde in seiner Wohnung und sprachen über die verschiedenen Möglichkeiten des einmaligen Vorfalls, den wir aufklären mussten. Schließlich wurde das Brausen der Hansom-Droschken<sup>3</sup> und das Tappen eiliger Schritte leiser und unregelmäßiger, da nur noch Vergnügungshungrige auf ihrem Heimweg vorbeikamen. Kurz vor zwölf führte mich Mortimer zur Rumpelkammer, von der aus wir die Halle überblicken konnten.

Er war schon einmal im Laufe des Tages hier gewesen und hatte ein wenig Sackleinen auf den Boden gelegt, so dass wir uns bequem hinlegen und gerade in das Museum hinabblicken konnten. Das Oberlicht war aus klarem Glas, aber mit einer dicken Staubschicht bedeckt, so dass niemand von unten bemerken konnte, dass er beobachtet wurde. Wir reinigten ein kleines Stück in einer Ecke und konnten so den ganzen Saal unter uns überschauen. Im kalten, weißen Licht der elektrischen Lampen erschien alles klar und scharf; wir konnten die kleinsten Details an den Ausstellungsstücken erkennen.

So eine Nachtwache ist eine hervorragende Lektion, denn man hat keine andere Wahl, als sich die Objekte, die man sonst nur im Vorübergehen mit halbem Interesse wahrnehmen würde, genau anzusehen. Ich verwendete die Stunden dazu, um jedes Exponat durch mein kleines Guckloch genau zu studieren, angefangen bei dem großen Sarkophag, der an der Wand lehnte, bis zu den Edelsteinen, die uns hergebracht hatten und nun in der Vitrine direkt unter uns blitzten und leuchteten. In den anderen Vitrinen gab es viele schöne Goldarbeiten und wertvolle Steine, aber diese herrlichen zwölf, die das Urim und Thummim bildeten, erstrahlten in einem Glanz, der alles andere in den Schatten stellte. Ich beschäftigte mich nacheinander mit den Grabmalereien von Sicara, den Fresken von Karnak, den Statuen von Memphis und den Inschriften von Theben, aber mein Auge kehrte immer wieder zu dem wundervollen, jüdischen Relikt zurück und meine Gedanken beschäftigten sich mit dem Mysterium, das sie umgab. Ich war ganz in meine Betrachtung versunken, als mein Freund scharf einatmete und mich am Arm packte. Im gleichen Augenblick sah ich, was ihn erregt hatte.

Von dem Sarkophag, der links vom Eingang an der Wand lehnte – von außen gesehen, von uns aus gesehen natürlich rechts –, habe ich bereits berichtet. Zu unserem unsäglichen Erstaunen öffnete dieser sich langsam. Sachte und schrittweise wurde der Deckel zur Seite geschoben und der schwarze Schlitz, der die Öffnung kennzeichnete wurde immer breiter. Der Täter ging so vorsichtig und sanft vor, dass die Bewegung kaum zu sehen war. Wir beobachteten den Vorgang atemlos, bald sahen wir eine schmale, weiße Hand, die den bemalten Deckel weiter aufschob; dann noch eine und schließlich das Gesicht – ein Gesicht, das wir beide sehr gut kannten. Es war Professor Andreas. Leise schlüpfte er aus dem Sarkophag, so behutsam, wie ein Fuchs im Hühnerstall; dabei schaute er aufmerksam von rechts nach links. Während er sich vorwärts bewegte, machte er immer wieder kurze Pausen; er war geradezu ein Musterbeispiel an List und Vorsicht. Als einmal ein Geräusch von der Straße ertönte, stand er kurz still und lauschte, allzeit bereit, sofort wieder in seinem Versteck zu verschwinden. Dann bewegte er sich weiter

auf Zehenspitzen vorwärts, sehr sachte und langsam, bis er endlich bei der Vitrine in der Mitte des Raumes ankam. Dort zog er einen Schlüsselbund aus der Tasche, schloss den Schaukasten auf, nahm die Brustplatte heraus, legte sie vor sich auf das Glas und fing an, diese mit einem kleinen, glänzenden Werkzeug zu bearbeiten. Er befand sich direkt unter uns und hatte sich nach vorne gebeugt, so dass wir die Platte nicht sehen konnten, aber aus den Bewegungen seiner Hand war unschwer zu erkennen, dass er damit beschäftigt war, die seltsame Entstellung zu vollenden.

An den schweren Atemzügen meines Freundes und dem Zittern seiner Hand, die immer noch auf meinem Arm lag, erkannte ich die wilde Empörung, die sein Herz erfüllte, als er sah, wie der Vandalismus von der Person verübt wurde, von der er es am allerwenigsten erwartet hätte. Nur vierzehn Tage zuvor hatte sich dieser Mann ehrfurchtsvoll vor dem Relikt verbeugt und uns dessen historischen und spirituellen Wert nahegebracht, und nun war er mit einer abscheulichen Entweihung beschäftigt. Eigentlich war es unmöglich und undenkbar; und doch konnten wir die dunkle Gestalt mit grauem Haar deutlich im hellen Licht der elektrischen Lampe sehen, wie sie vorgebeugt über dem Objekt stand und sich ihr Ellenbogen hin und her bewegte. Welche unmenschliche Scheinheiligkeit und hasserfüllte Bosheit dem Nachfolger gegenüber musste hinter dieser finsternen nächtlichen Arbeit stecken. Es war schmerzhaft, nur daran zu denken und entsetzlich, dabei zuzusehen. Sogar ich, dem die Leidenschaften des Liebhabers antiker Relikte fremd waren, konnte den Anblick der vorsätzlichen Verstümmelung des Artefakts kaum ertragen. Ich war erleichtert, als mich mein Kamerad am Ärmel zupfte und mir damit signalisierte, ihm zu folgen, als er leise aus dem Raum schlich. Erst als wir wieder in seiner Wohnung waren, fing er an zu sprechen und ich sah in seinem aufgewühlten Gesicht, wie fassungslos er war.

»Dieser grässliche Vandal«, schrie er, »kannst du es glauben?«

»Es ist verblüffend.«

»Er ist ein Verbrecher oder Irrer; wir werden ganz schnell sehen, was zutrifft. Komm Jackson, wir werden dieser dunklen Sache auf den Grund gehen.«

Er öffnete leise die Verbindungstür zwischen seiner Wohnung und dem Museum mit seinem Schlüssel, nachdem er seine Schuhe ausgezogen hatte. Ich folgte seinem Beispiel und zusammen schlichen wir von einem Saal zum nächsten, bis wir den zentralen Ausstellungsraum erreichten, wo die dunkle Gestalt immer noch gebeugt und arbeitend an der Vitrine stand. Wir bewegten uns weiter so vorsichtig wie möglich auf ihn zu, aber es gelang uns nicht, ihn vollständig zu überraschen. Wir waren noch zehn Meter von ihm entfernt, als er sich umschaute und erschrak; mit einem heiseren Aufschrei des Erschreckens rannte er hektisch durch das Museum.

»Simpson! Simpson!« brüllte Mortimer, und weit entfernt, am Ende einer Reihe von hell erleuchteten Durchgängen sahen wir die steife Gestalt des alten Soldaten plötzlich erscheinen. Auch Professor Andreas sah ihn und blieb mit einer Geste der Verzweiflung stehen. Im gleichen Moment legten wir beide unsere Hände auf seine Schultern.

»Ja, ja, meine Herren«, sagte er atemlos, »ich komme mit Ihnen. In Ihr Büro, Herr Mortimer, wenn ich bitten darf. Ich glaube, ich schulde Ihnen eine Erklärung.«

Die Empörung meines Freundes war so groß, dass er lieber gar nicht antwortete. Wir nahmen den alten Professor in die Mitte und der staunende Wachmann folgte uns. Als wir die Vitrine erreichten, blieb Mortimer stehen und untersuchte die Brustplatte. Von den Fassungen der untersten Reihe war bereits eine so beschädigt wie die acht darüber. Mein Freund hielt sie hoch und warf unserem Gefangenen einen wütenden Blick zu.

»Wie konnten Sie nur so etwas tun«, schrie er.

»Es ist schrecklich – entsetzlich!« sagte der Professor. »Ihre Gefühle überraschen mich nicht. Bringen Sie mich in Ihr Büro.«

»Aber dies hier soll nicht offen herumliegen«, rief Mortimer. Er nahm die Brustplatte und hielt sie liebevoll in seiner Hand, als er neben dem Professor wie neben einem Übeltäter einherging. Wir betraten die Wohnräume Mortimers und überließen es dem alten Soldaten, sich selbst einen Reim auf die Vorgänge zu machen. Der Professor setzte sich auf Mortimers Stuhl und wurde auf einmal so blass, dass sich unsere Abneigung in Besorgnis verwandelte. Nach einem ordentlichen Glas Brantwein verbesserte sich sein Zustand jedoch schnell.

»Nun geht es mir besser«, sagte er. »Die letzten Tage waren einfach zu viel für mich. Viel länger hätte ich das nicht ausgehalten. Es ist ein Alptraum, ein fürchterlicher Alptraum, dass ich verhaftet werden soll, weil ich in das Museum eingedrungen bin, das so lange unter meiner Obhut stand. Ich kann Ihnen deswegen keinen Vorwurf machen. Sie hätten nicht anders handeln können. Ich hatte gehofft, dass alles vorbei wäre, bevor man mich erwischt. In dieser Nacht wäre ich fertig geworden.«

»Wie sind Sie hereingekommen?«

»Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihren Privateingang zu nutzen. Der Zweck rechtfertigte es. Der Zweck heiligt jedes Mittel. Sie werden nicht mehr wütend sein, wenn Sie alles erfahren haben – wenigstens nicht auf mich. Ich habe noch einen Schlüssel zu Ihrem Seiteneingang und zum Museum. Ich habe sie nicht abgegeben, als ich auszog. Also war es kein Problem, in das Museum zu gelangen. Ich kam frühzeitig, bevor es auf den Straßen ruhiger wurde. Ich versteckte mich im Sarkophag um kehrte immer dahin zurück, wenn Simpson seine Runde machte. Ich konnte jedesmal hören, wenn er kam. Und danach bin ich auf demselben Weg verschwunden, den ich gekommen bin.«

»Sie sind ein Risiko eingegangen.«

»Das musste ich.«

»Aber warum? Was um alles in der Welt haben Sie sich dabei gedacht – ausgerechnet Sie haben etwas Derartiges getan!« Mortimer zeigte vorwurfsvoll auf die Platte, die vor ihm lag.

»Ich hatte keine andere Wahl. Lange habe ich darüber nachgedacht, aber ich fand keine andere Lösung, außer einem abscheulichen, öffentlichen Skandal, verbunden mit einem privaten Unglück, welches unser Leben überschattet hätte. So abscheulich meine Tat Ihnen auch erscheinen mag, ich wollte nur das Beste und bitte Sie, mich anzuhören, damit ich dies beweisen kann.«

»Ich will mir anhören, was Sie zu sagen haben, bevor ich weitere Schritte unternehme«, sagte Mortimer grimmig.

»Ich will nichts verschweigen, sondern Sie beide vollständig ins Vertrauen ziehen. Dann werde ich es Ihrem Edelmut überlassen, inwieweit Sie die Fakten gegen mich verwenden.«

»Die wesentlichen Dinge wissen wir bereits.«

»Aber Sie verstehen es noch nicht. Lassen Sie mich berichten, was vor ein paar Wochen geschehen ist, dann wird Ihnen alles klar werden. Glauben Sie mir, dass alles was ich sagen werde, absolut der Wahrheit entspricht.

Ihnen wurde eine Person, die sich ›Hauptmann Wilson‹ nannte, vorgestellt. Ich sage ›nannte‹, denn ich habe inzwischen Grund zu der Annahme, dass dies nicht sein wahrer Name ist. Es würde zu weit führen, wenn ich von all den Schritten berichte, die diese Person unternahm, um mir vorgestellt zu werden, sich bei mir beliebt zu machen und die Zuneigung meiner Tochter zu gewinnen. Er brachte mir ein paar Empfehlungsschreiben von ausländischen Kollegen, die mich veranlassten, ihm eine gewisse Beachtung zu schenken. Schließlich wurde er, nicht zuletzt aufgrund seiner Persönlichkeit, ein sehr willkommener Besucher in meiner Wohnung. Als ich bemerkte, dass meine Tochter sich in ihn verliebt hatte, dachte, ich es sei verfrüht, aber ich war nicht verwundert, denn er war ein charmanter Gesellschafter, den man überall gerne gesehen hätte.

Er zeigte großes Interesse an orientalischen Antiquitäten und sein Wissen auf diesem Gebiet rechtfertigte dies. Wenn er den Abend bei uns verbrachte, bat er mich oft um die Erlaubnis, ins Museum hinunterzugehen, um bestimmte Exponate ungestört studieren zu können. Wie Sie sich vorstellen können, war ich als Enthusiast von seinem Interesse angenehm berührt und es überraschte mich auch nicht, als seine Besuche sehr regelmäßig wurden. Nach seiner Verlobung mit Elise gab es kaum noch einen Abend, den er nicht bei uns verbrachte und stets war er für ein bis zwei Stunden im Museum. Er hatte freien Zutritt, und wenn ich einmal einen Abend fort war, hatte ich doch keine Einwände gegen seine Studien. Dieser Zustand wurde durch meinen Rücktritt und meinen Umzug nach Norwood beendet. Hier hoffte ich nun die Muße zu haben, ein wichtiges, längst geplantes Werk zu verfassen.

Etwas eine Woche nach meinem Rücktritt begriff ich die wahre Natur des Mannes, den ich so leichtsinnig in meine Familie aufgenommen hatte. Die Erkenntnis gewann ich aus der Korrespondenz mit meinen ausländischen Freunden; die Empfehlungsschreiben, die er vorgewiesen hatte, waren Fälschungen. Nach dieser Enthüllung fragte ich mich natürlich, welche Beweggründe ihn zu seiner abgefeimten Täuschung veranlasst hatten. Für einen Glücksritter war ich kaum ein lohnenswertes Ziel, denn ich besaß kein großes Vermögen. Was war also sein Motiv? Da erinnerte ich mich daran, dass einige der wertvollsten Steine Europas unter meiner Obhut standen, und ich erinnerte mich auch an die scharfsinnigen Vorwände, die dieser Mann benutzte, um sich mit den Vitrinen vertraut zu machen, in denen sie aufbewahrt wurden. Er war ein Bösewicht, der einen gigantischen Diebstahl plante. Wie konnte ich ihn daran hindern, seine dunklen Pläne durchzuführen, ohne meine Tochter, die ganz vernarrt in ihn war, schwer zu verletzen?

Das Mittel war sehr plump, aber etwas Besseres ist mir nicht eingefallen. Wenn ich Ihnen einen Brief unter meinem eigenen Namen geschrieben hätte, dann hätten Sie mich selbstverständlich nach Einzelheiten gefragt, zu denen ich keine Auskunft geben wollte. Also blieb nur der anonyme Brief, in dem ich Sie bat, auf der Hut zu sein.

Mein Umzug nach Norwood hatte keinen Einfluss auf die Besuche des Mannes, in den meine Tochter unsterblich verliebt war. Ich hätte nie geglaubt, dass eine Frau so vollständig unter den Einfluss eines Mannes geraten konnte. Sein starker Charakter schien sie vollständig zu dominieren. Bis zu dem Abend, an dem ich seine wahre Natur erkannte, war mir nicht bewusst, wie weit sein Einfluss und ihr gegenseitiges Vertrauen tatsächlich ging. Ich hatte die Anweisung erteilt, ihn nach seinem Eintreffen sofort in mein Arbeitszimmer und nicht in den Salon zu führen. Dort sagte ich ihm direkt ins Gesicht, dass ich alles über ihn wisse sowie Schritte unternommen hätte, um seine Pläne zu durchkreuzen und dass weder ich noch meine Tochter ihn jemals wiedersehen wollten. Ich fügte noch hinzu, dass ich Gott sei Dank rechtzeitig alles herausgefunden hätte, bevor ihm genug Zeit geblieben sei, meinem Lebenswerk beträchtlichen Schaden zuzufügen.

Er zeigte eiserne Nerven, nahm meine Vorwürfe ohne Zeichen von Überraschung oder Trotz hin und hörte mir ernsthaft zu, bis ich fertig war. Dann durchquerte er ohne ein Wort den Raum und betätigte die Glocke.

›Bitten Sie Fräulein Andreas herzukommen‹, sagte er zu dem Diener.

Meine Tochter kann und der Mann schloss die Tür hinter ihr. Dann nahm er ihre Hand.

›Elise‹, sagte er, ›dein Vater hat gerade herausgefunden, dass ich ein Verbrecher bin. Er weiß nun genau so viel wie du.‹

Sie stand nur still da und hörte zu.

›Er will, dass wir uns für immer trennen.‹

Sie zog ihre Hand nicht zurück.

›Wirst du mir treu bleiben, oder mir den letzten guten Einfluss entziehen, den ich im Leben haben werde?‹

›John‹, rief sie leidenschaftlich. ›Ich werde dich niemals verlassen! Niemals, und wenn sich die ganze Welt gegen uns stellt!‹

Alle meine Bitten und Argumente waren vergeblich. Es war vollkommen zwecklos. Sie hatte Ihr Leben diesem Mann gewidmet. Meine Herren, meine Tochter war das einzige in meinem Leben, das ich liebte, und es erfüllte mich mit Verzweiflung, wie machtlos ich war und dass ich sie nicht vor dem Untergang retten konnte. Meine Hilflosigkeit schien den Mann, der das ganze Ungemach zu verantworten hatte, zu berühren.

›Es ist vielleicht nicht so schlimm, wie Sie vielleicht denken, mein Herr‹, sagte er auf in seiner ruhigen, unbeugsamen Art. ›Meine Liebe zu Elise ist so stark, dass sie mich retten kann, obwohl ich ein beachtliches Sündenregister vorzuweisen habe. Gerade erst gestern versprach ich ihr, dass ich nie wieder etwas tun werde, für das sie sich schämen müsse. Ich habe es mir fest vorgenommen, und ich habe mir noch nie etwas vorgenommen, was ich dann nicht auch in die Tat umgesetzt habe.‹

Er sprach sehr überzeugend. Als er geendet hatte, zog er eine kleine Pappschachtel aus der Tasche.

›Ich werde Ihnen die Ernsthaftigkeit meines Vorsatzes beweisen‹, sagte er. ›Dies, Elise, sind die ersten Früchte deines erlösenden Einflusses auf mich. Sie hatten Recht, mein Herr, wenn Sie vermuteten, dass ich es auf die Juwelen in Ihrer Obhut abgesehen hatte. An solchen Vorhaben schätze ich sowohl das Risiko als auch den Gewinn. Die berühmten und uralten Steine der jüdischen Priester waren eine Herausforderung für meinen Wagemut und meinen Einfallsreichtum. Ich war entschlossen, sie zu entwenden.‹

›Das dachte ich mir schon.‹

›Es gibt nur eine Sache, die Sie noch nicht wissen.‹

›Und das wäre?‹

›Ich habe sie schon. Sie sind hier in der Schachtel.‹

Er öffnete die Schachtel und leerte den Inhalt auf dem Tisch aus. Bei dem Anblick standen mir die Haare zu Berge und meine Knie wurden weich. Da waren die zwölf herrlichen, quadratischen Steine mit den eingravierten, mystischen Symbolen. Es konnte keinen Zweifel geben, es waren die Steine aus dem Urim und Thummim.

›Großer Gott‹, schrie ich. ›Wie konnten Sie das tun, ohne erwischt zu werden?‹

›Indem ich sie durch Imitationen, die in meinem Auftrag angefertigt wurden, ersetzt habe. Es waren so perfekte Fälschungen, dass man sie mit bloßem Auge kaum von den Originalen unterscheiden konnte.‹

›Dann sind die Steine im Museum falsch?‹

›Jawohl, schon seit ein paar Wochen.‹

Wir standen still da, meine Tochter war blass und erregt, hielt jedoch immer noch seine Hand.

›Du siehst, wozu ich fähig bin, Elise.‹

›Ich sehe aber auch deine Reue und den Versuch der Wiedergutmachung‹, antwortete sie.

›Ja, Dank deines Einflusses! Ich lasse die Steine bei Ihnen, mein Herr. Verfügen Sie darüber nach Belieben. Aber bedenken Sie, was immer Sie gegen mich unternehmen, richtet sich gegen den künftigen Ehemann Ihrer einzigen Tochter. Du wirst bald wieder von mir hören, Elise. Das wird das letzte Mal sein, dass ich deinem liebevollen Herzen Schmerz zufüge.‹ Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und das Haus.

Ich war in einer schrecklichen Lage. Die wertvollen Steine waren nun in meinem Besitz, aber wie konnte ich sie zurückgeben, ohne einen bloßstellenden Skandal. Ich kannte meine Tochter sehr gut und mir war klar, dass ich niemals in der Lage sein würde, sie von dem Mann, dem sie ihr Herz vollständig geschenkt hatte, zu trennen. Ich wusste auch nicht, ob es richtig war, sie zu trennen, da sie ja einen solch positiven Einfluss auf ihn ausübte. Wie konnte ich ihn entlarven, ohne sie zu verletzen – und war ich überhaupt dazu berechtigt, nachdem er sich freiwillig in meine Hand gegeben hatte? Ich dachte lange darüber nach und kam zu einem Ergebnis, dass ihnen vielleicht töricht vorkommt,



und doch glaubte ich daran, dass dies der beste Weg sei. Würde ich heute vor die gleiche Wahl gestellt werden, würde ich wieder genau so handeln.

Ich wollte die Steine zurückbringen, ohne dass jemand davon erfuhr. Mit meinen Schlüsseln konnte ich das Museum jederzeit betreten und ich war zuversichtlich, dass ich Simpson ausweichen konnte, denn ich kannte ja seine Gewohnheiten. Ich zog niemanden ins Vertrauen; meiner Tochter sagte ich, dass ich meinen Bruder in Schottland besuchen wolle. Für ein paar Nächte brauchte ich freie Hand, ohne dass jemand Fragen stellte, was ich eigentlich tat. Zu diesem Zweck, nahm ich ein Zimmer in der Harding Street und deutete an, ich sei ein Journalist, der immer bis spät in die Nacht beschäftigt sei.

In der Nacht schlich ich ins Museum und ersetzte vier Steine. Es war eine schwierige Arbeit, ich benötigte die ganze Nacht dafür. An seinen Schritten hörte ich immer rechtzeitig, wenn Simpson seine Runde machte, und versteckte mich dann im Sarkophag. Ich kannte mich ein wenig mit Goldarbeiten aus, aber ich war weit weniger geschickt als der Dieb. Er hatte die Steine so präzise ersetzt, dass kaum jemand den Unterschied bemerkte. Meine Arbeit war sehr grob und ungeschickt. Ich konnte nur hoffen, dass sich niemand die Platte genau ansah und die Beschädigung der Fassungen bemerkte, bis meine Arbeit getan war. In dieser Nacht hätte ich mein Werk vollendet, wenn nicht die unglücklichen Umstände eingetreten wären, die mich gezwungen haben, soviel von dem zu verraten, was ich lieber verschwiegen hätte. Nun meine Herren, ich appelliere an Ihren Sinn für Ehre und Mitgefühl. Entscheiden Sie, ob das, was ich Ihnen berichtet habe, weitergetragen wird oder nicht. Mein eigenes Glück, die Zukunft meiner Tochter und die Hoffnungen eines Mannes auf dem Wege zur Besserung liegen in Ihrer Hand.«

»Ende gut, alles gut«, sagte mein Freund. »Damit endet diese Angelegenheit hier und jetzt. Morgen sollen die Fassungen durch einen versierten Goldschmied repariert werden und so ist die größte Gefahr, der das Urim und Thummim seit der Zerstörung des Tempels ausgesetzt war, vorüber. Hier ist meine Hand, Professor Andreas. Ich kann nur hoffen, dass ich mich bei einer derartigen Prüfung ebenso selbstlos verhalten hätte.«

Nachtrag: Innerhalb eines Monats heiratete Elise den Mann, dessen wahren Namen wir hier nicht nennen wollen. Dieser Name steht heute für eine Person, die vielen Lesern bekannt ist und von vielen verdientermaßen geehrt wird. Was niemand weiß ist, dass die Ehre eigentlich der jungen Frau gebührt, die den Mann, der schon so tief gesunken war, auf den Pfad der Tugend zurückgebracht hat.

- 
- 1 Eigentlich eine ›Menora‹, eine solche ist auf dem Titusbogen in Rom abgebildet.
  - 2 Das ›Hoshen‹ gibt es tatsächlich. Siehe ›Priests Breastplate‹ englischen Wikipedia.
  - 3 Zweirädrige Droschke, bei der der Kutscher auf einem erhöhten Sitz hinter den Fahrgästen sitzt. Das Gefährt ist vorne offen, somit haben die Passagiere einen freien Ausblick auf die Umgebung.

## Der verschwundene Sonderzug

Das Geständnis von Herbert de Lernac – der nun in Marseille auf seine Hinrichtung wartet – hat endlich zur Aufklärung eines der rätselhaftesten Verbrechen des Jahrhunderts geführt. Ich glaube nicht, dass etwas Vergleichbares schon einmal irgendwo vorgekommen ist. Von offizieller Seite wurde keine Stellungnahme zu der Angelegenheit abgegeben und nur wenige Informationen gelangten an die Presse. Aber die Aussage des Erzverbrechers wird durch die bekannten Fakten bestätigt, so dass wir von einer vollständigen Aufklärung des höchst erstaunlichen Vorfalls ausgehen können. Die Geschehnisse liegen nun acht Jahre zurück. Wegen einer politischen Krise nahm man seinerzeit in der Öffentlichkeit wenig Notiz von dem Fall. Daher möchte ich nun die Fakten, die ich aus den Zeitungen von Liverpool, der Autopsie des Lokführers John Slater und den Aufzeichnungen der Eisenbahngesellschaft zusammengetragen habe, kurz zusammenfassen.

Am 3. Juni 1890 begab sich ein Herr, der sich als Monsieur Louis Caratal vorstellte, zum Vorsteher des Bahnhofs der ›London and West Coast Railway Company‹ in Liverpool. Er war ein kleiner Mann mittleren Alters, dunkelhaarig und mit gebeugter Körperhaltung, die vermutlich durch eine Deformation des Rückgrates bedingt war. Er wurde von einem Freund begleitet – einem Mann von beeindruckender Gestalt – dessen zuvorkommendes und aufmerksames Verhalten auf eine abhängige Stellung schließen ließ. Dieser Freund oder Begleiter, dessen Name zu diesem Zeitpunkt nicht genannt wurde, war mit Sicherheit ein Ausländer; seine Hautfarbe ließ spanische oder südamerikanische Abstammung vermuten. In seiner linken Hand trug er eine kleine, schwarze, lederne Tasche. Ein aufmerksamer Angestellter des Büros bemerkte, dass die Tasche durch einen Riemen mit seinem Handgelenk verbunden war. Er maß diesem Umstand aber keine besondere Bedeutung zu. Monsieur Caratal erschien alleine im Büro von Mr. Bland; sein Begleiter wartete draußen.



Monsieur Caratals Anliegen war schnell erklärt. Er war an diesem Nachmittag von Mittelamerika eingetroffen. Eine Angelegenheit von allerhöchster Dringlichkeit erforderte, dass er so schnell wie irgend möglich nach Paris weiterreiste. Er hatte den Eilzug nach London verpasst. Ein Sonderzug musste eingesetzt werden. Geld spielte keine Rolle. Er war bereit, jede Bedingung der Gesellschaft zu akzeptieren, wenn sie ihn nur schleunigst weiterbefördern würde.

Mittels einer elektrischen Klingel rief Mr. Bland den Koordinator für den Schienenverkehr, Mr. Potter Hood, herbei. Die Sache war in fünf Minuten abgemacht. Der Zug würde in einer Dreiviertelstunde abfahren; die Zeit wurde benötigt, um sicherzustellen, dass die Strecke frei war. An die leistungsstarke Lokomotive ›Rochdale‹<sup>1</sup> – Nr. 247 im Register der Gesellschaft – wurden zwei Waggons und ein Wagen für den

Zugbegleiter angehängt. Der erste Waggon diente nur dem Zweck, den Reisekomfort durch Dämpfung der Schwingungen der Lokomotive zu erhöhen. Der zweite war in vier Abteile aufgeteilt, es gab ein Nichtraucherabteil erster und zweiter Klasse und ein Raucherabteil erster und zweiter Klasse. Das erste Abteil, welches am nächsten zur Lokomotive lag, wurde von den Reisenden benutzt, die anderen drei waren leer. Der Zugbegleiter des Sonderzugs war James McPherson, ein langjähriger Mitarbeiter der Firma. Der Heizer William Smith wurde erst seit Kurzem beschäftigt.

Monsieur Caratal begab sich wieder zu seinem Begleiter, nachdem er die Gebühr für den Sonderzug, 50 Pfund und 5 Shilling<sup>2</sup>, entrichtet hatte. Sie zeigten beide große Ungeduld voranzukommen und stiegen daher ein, sobald der Zug bereitstand, obwohl sie wussten, dass sie noch über eine halbe Stunde waren mussten, bis die Strecke frei war. In der Zwischenzeit ereignete sich ein eigentümlicher Vorfall in dem Büro, das Monsieur Caratal gerade verlassen hatte.

Das Anfordern eines Sonderzugs ist nicht allzu ungewöhnlich für eine reiche Handelsmetropole, aber dass dies an einem Nachmittag gleich zweimal geschah, war doch recht selten. Wie dem auch sei, kaum hatte Mr. Bland den ersten Reisenden verabschiedet, erschien auch schon ein zweiter, der einen sehr ähnlichen Wunsch äußerte. Es handelte sich um einen gewissen Mr. Horace Moore – einen Herrn, dem man eine militärische Karriere anmerkte. Aufgrund einer plötzlichen, schweren Erkrankung seiner Frau wollte er sofort nach London, ohne auch nur eine Minute Zeit zu verlieren. Sein Kummer und seine Besorgnis waren so offensichtlich, dass Mr. Bland alles in seiner Macht Stehende unternahm, um ihm zu helfen. Ein zweiter Sonderzug kam nicht in Frage, der Verkehr wurde bereits durch den ersten stark behindert. Die Alternative lag auf der Hand: er konnte sich mit Monsieur Caratal die Gebühren für den ersten Sonderzug teilen und in dem anderen Abteil erster Klasse reisen, falls Monsieur Caratal ihn nicht in seinem Abteil mitfahren lassen wollte. Es fällt schwer, irgendwelche Einwände gegen ein derartiges Arrangement zu erheben aber trotzdem lehnte Monsieur Caratal den Vorschlag sofort rundweg ab, als er ihm von Mr. Potter Hood vorgetragen wurde. Der Zug gehöre ihm, sagte er und er bestand auf einer exklusiven Nutzung. Alle Versuche, ihn umzustimmen und seine unfreundliche Ablehnung zu überwinden, waren zwecklos, also musste das Vorhaben schließlich aufgegeben werden. Nachdem Mr. Moore erfahren hatte, dass der nächste Zug – eine langsame Lokalbahn – erst um 18 Uhr abging, verließ er voller Sorge den Bahnhof. Genau um 16:31 Uhr Liverpools Ortszeit verließ der Sonderzug mit seinen Passagieren, den verkrüppelten Monsieur Caratal und seinem riesenhaften Begleiter, die Station. Die Strecke war frei und es war kein Halt vor Manchester vorgesehen.

Die Züge der ›London and West Coast Railway Company‹ nutzten bis zu dieser Stadt die Gleise anderer Gesellschaften. Mit dem Eintreffen in Manchester wurde noch vor 18 Uhr gerechnet. Zur Überraschung und allgemeinen Verwirrung der Angestellten in Liverpool ging um 18:15 Uhr ein Telegramm aus Manchester ein, welches besagte, dass der Sonderzug noch nicht eingetroffen war. Ein Telegramm nach St. Helens, einer Station am

Ende des ersten Drittels der Strecke zwischen den beiden Städten, wurde wie folgt beantwortet:

»An Mr. James Bland, Bahnhofsvorsteher der L. & W. C., Liverpool. – Sonderzug um 18:52 Uhr durchgefahren, liegt gut in der Zeit – Dowster, St. Helens.«

Das Telegramm ging um 18:40 ein. Um 18:50 Uhr kam eine zweite Nachricht von Manchester:

»Kein Zeichen von dem von Ihnen angekündigten Sonderzug.«

Und dann, zehn Minuten später:

»Offensichtlich liegt ein Fehler vor. Die Lokalbahn von St. Helens, die dem Sonderzug folgte, ist gerade hier eingetroffen. Sie haben nichts von ihm gesehen. Senden Sie uns weitere Anweisungen. – Manchester.«

Hier war offensichtlich etwas Außergewöhnliches vorgefallen. Andererseits führte das letzte Telegramm auch zu einer gewissen Erleichterung in Liverpool. Wäre der Sonderzug verunglückt, dann hätte dies die Lokalbahn unbedingt bemerken müssen. Aber was war geschehen? Wo war der Zug? Stand er wegen einer kleineren Reparatur auf einem Nebengleis, so dass die Lokalbahn ihn passieren konnte? Sofort wurden weitere Telegramme an alle Stationen zwischen St. Helens und Manchester geschickt. Der Bahnhofsvorsteher und der Verkehrskoordinator warteten mit äußerster Spannung auf die Antworten, die den Vorfall aufklären sollten. Die Antworten gingen in der Reihenfolge der Anfragen ein, beginnend mit der Station nach St. Helens.

»Durchfahrt des Sonderzugs um 17 Uhr. – Collins Green.«

»Durchfahrt des Sonderzugs 6 Minuten nach 17 Uhr. – Earlstown.«

»Durchfahrt des Sonderzugs um 17:10 Uhr. – Newton.«

»Durchfahrt des Sonderzugs um 17:20 Uhr. – Kenyon Junction.«

»Kein Sonderzug durchgekommen. – Barton Moss.«

Die beiden Bahnangestellten sahen sich erstaunt an.

»So etwas habe ich während der dreißig Jahre meines Dienstes noch nicht erlebt«, sagte Mr. Bland.

»Es ist beispieslos und unerklärlich, Chef. Der Sonderzug muss sich zwischen Kenyon Junction und Barton Moss verfahren haben.«

»Aber es gibt keine Abzweigung auf dieser Strecke, wenn ich mich nicht irre. Der Zug muss entgleist sein.«

»Das hätte es doch jemand in der Lokalbahn, die dem Sonderzug auf dieser Strecke folgte, bemerken müssen!«

»Es gibt keine Alternative, es *muss* so sein. Vielleicht hat doch jemand in der Lokalbahn etwas bemerkt, was Licht in die Angelegenheit bringt. Wir werden nach Manchester telegraphieren, um mehr Informationen zu erhalten. Weiterhin werden wir Kenyon Junction bitten, die Strecke bis Barton Moss abzusuchen.«

Die Antwort von Manchester traf bereits nach einigen Minuten ein: »Nichts Neues vom vermissten Zug. Lokführer und Zugbegleiter der Lokalbahn sind sicher: kein Unfall

auf der Strecke zwischen Kenyon Junction und Barton Moss. Die Strecke war frei, keine Anzeichen ungewöhnlicher Vorkommnisse. – Manchester.«

»Der Lokführer und der Zugbegleiter werden gefeuert«, sagte Mr. Bland grimmig. »Dort muss es ein Wrack geben, und sie haben es nicht gesehen. Der Sonderzug muss entgleist sein, ohne die Schienen zu beschädigen. Ich verstehe zwar noch nicht, wie das sein kann, aber es gibt nur diese Möglichkeit. Bald werden wir ein Telegramm aus Barton Moss erhalten, dem wir entnehmen können, dass sie den Zug neben dem Bahndamm gefunden haben.«

Mr. Blands Prophezeiung sollte sich nicht erfüllen. Nach einer halben Stunde erreichte ihn ein Telegramm vom Stationsvorsteher in Kenyon Junction:

»Es gibt keine Spur des vermissten Sonderzugs. Es ist sicher, dass er hier durchgekommen, aber nicht in Barton Moss angekommen ist. Ich habe persönlich die Strecke auf der Lok eines Güterzugs inspiziert: alles ist in Ordnung, keine Zeichen eines Unfalls.«

Mr. Bland raufte sich vor Verzweiflung die Haare aus.

»Das ist doch vollkommener Irrsinn, Hood!«, schrie er. »Ein Zug löst sich doch nicht am helllichten Tag in Luft auf! Das ist doch lächerlich. Eine Lok, ein Tender, drei Waggons und fünf Menschen – auf einer geraden Strecke verschwunden! Wenn wir nicht innerhalb der nächsten Stunde eine Erklärung erhalten, gehe ich selbst dorthin und nehme Inspektor Collins mit!«

Und dann ging doch noch eine Nachricht mit Neuigkeiten ein. Es war ein Telegramm von Kenyon Junction.

»Wir bedauern Ihnen mitzuteilen, dass John Slater, Lokführer des Sonderzugs, tot aufgefunden wurde. Er lag im Gebüsch, etwa vier Kilometer entfernt von Kenyon Junction. Er ist von der Lok gefallen und den Bahndamm bis zu dem Gebüsch heruntergerollt. Durch den Sturz hervorgerufene Kopfverletzungen sind vermutlich die Todesursache. Das Gelände wurde sorgfältig abgesucht, es gibt keine Spur des verschwundenen Zuges.«

Das Land war, wie bereits erwähnt, von einer politischen Krise erschüttert. Weiterhin wurde die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit von den bedeutenden und sensationellen Entwicklungen in Paris abgelenkt. Ein riesiger Skandal brachte die dortige Regierung zu Fall und die Reputation vieler französischer Staatsmänner wurde unwiederbringlich zerstört. Die Zeitungen waren voll von diesen Ereignissen und das Verschwinden eines Sonderzugs fand wesentlich weniger Beachtung, als dies in friedlicheren Zeiten der Fall gewesen wäre. Die groteske Natur des Falles ließ zudem Zweifel an seinem Wahrheitsgehalt zu, die Zeitungen waren abgeneigt, alles zu glauben, was man ihnen als Fakten präsentierte. Mehr als ein Londoner Blatt bezeichnete die Angelegenheit als geniale Zeitungsentee, bis sie durch den Bericht des Leichenbeschauers von der Untersuchung des unglücklichen Lokführers vom Gegenteil überzeugt wurden. Diese Untersuchung führte leider nicht zu nennenswerten neuen Erkenntnissen.

Mr. Bland begab sich noch am gleichen Abend nach Kenyon Junction und leitete eine umfassende Untersuchung ein, die bis zum Ende des folgenden Tages dauerte. Er wurde dabei von Inspektor Collins, einem erfahrenen Detektiv in Diensten der Eisenbahngesellschaft, unterstützt. Das Ergebnis war niederschmetternd. Es wurde nicht nur keine Spur des vermissten Zuges gefunden, vielmehr fehlte auch jeder Ansatz einer Erklärung. Dem offiziellen Bericht von Inspektor Collins, der vor mir liegt während ich schreibe, ist zu entnehmen, dass es doch mehr Möglichkeiten gab, als anzunehmen war. Collins schreibt:

Im Bereich der Bahnlinie zwischen diesen beiden Punkten, gibt es eine Vielzahl von Eisenhütten und Kohlegruben. Von diesen sind einige noch in Betrieb, andere bereits stillgelegt. Nicht weniger als zwölf von Ihnen haben kleine Feldbahn-Strecken, über die Loren zur Hauptstrecke gebracht wurden. Natürlich kommen diese nicht in Frage. Daneben gibt es noch sieben, bei denen die Verbindung zwischen der jeweiligen Produktionsstätte und der Hauptstrecke aus normalen Eisenbahnschienen besteht bzw. bestanden hat. In jedem Fall sind diese Nebenstrecken nur ein paar Kilometer lang. Von den sieben gehören vier zu stillgelegten Bergwerken oder Stollen – nämlich die Redgauntlet-, Hero-, Slough-of-Despond- und die Heatsease-Mine – letztere war bis vor zehn Jahren eine der größten in Lancashire. Diese vier Seitenstrecken können bei der Untersuchung ausgelassen werden, denn man hatte ihre Verbindung nahe der Hauptstrecke unterbrochen, um Unfälle zu vermeiden. Die verbleibenden drei Strecken führen zu der Carnstock Eisenhütte, der Big-Ben-Mine und der Perseverance-Mine.

Big Bens Strecke ist nicht länger als eine viertel Meile und endet vor einem großen Haufen Kohle, der auf den Abtransport wartet. Dort hat man von einem Sonderzug nichts gesehen oder gehört. Die Strecke zu der Carnstock-Eisenhütte war am 3. Juni mit sechzehn Wagenladungen Eisenerz blockiert. Es handelt sich um eine eingleisige Strecke, somit konnte nichts durchkommen. Die Nebenstrecke zur Perseverance-Mine ist zweigleisig und dort herrscht reger Verkehr, denn die Mine ist äußerst ertragreich. Am 3. Juni verlief der Verkehr normal, hunderte von Männern, darunter ein Trupp Gleisarbeiter, waren an oder in der Nähe der dreieinhalb Kilometer langen Strecke beschäftigt. Es ist vollkommen undenkbar, dass ein unerwarteter Zug unbemerkt die Strecken entlang gefahren sein konnte. Der Punkt, an dem diese Nebenstrecke mit der Hauptstrecke verbunden ist, liegt auch näher bei St. Helens als die Fundstelle des Lokführers, so dass genügend Grund zu der Annahme besteht, dass der Zug erst nach diesem Anschluss von seinem Unglück ereilt wurde.

Von der Obduktion John Slaters haben wir keine weiteren Hinweise erhalten. Wir können lediglich sagen, dass er offensichtlich durch den Sturz aus der Lok ums Leben kam. Warum er fiel und was mit der Lok danach geschah, ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann.

Am Ende gestand der Inspektor seine Ratlosigkeit ein, und so wurde er in der Folge oft mit dem Vorwurf der Unfähigkeit von den Londoner Zeitungen verspottet.

Ein Monat verging, während die Polizei und die Eisenbahngesellschaft weitere Untersuchungen anstellte, ohne dass auch nur die kleinsten Hinweise zu Tage gefördert

wurden. Man schrieb eine Belohnung aus und stellte Straffreiheit im Falle eines Verbrechens in Aussicht, aber niemand meldete sich daraufhin. Jeden Tag schlugen die Bürger ihre Zeitung auf, in der Erwartung, endlich die Aufklärung des grotesken Mysteriums zu lesen. Aber es verging Woche um Woche, und eine Aufklärung erschien unmöglicher denn je. Bei hellem Tageslicht war an einem Juninachmittag in einer dicht besiedelten Region Englands ein ganzer Zug mitsamt seinen Insassen verschwunden, als wenn ein Meister fortgeschrittener Chemie diesen in Gas verwandelt hätte. Tatsächlich war in einigen von der Presse veröffentlichten Spekulationen von übernatürlichen Kräften die Rede; man sah in dem buckligen Monsieur Caratal jemanden, den man besser unter einem weniger freundlichen Namen kannte. Manch einer vermutete auch, der dunkelhäutige Begleiter sei verantwortlich für das Unglück; über Details zu dieser Hypothese schwieg man sich allerdings aus.

Unter all diesen Hypothesen, die von der Presse oder Privatleuten geäußert wurden, gab es eine oder zwei, die plausibel genug waren, um von der Öffentlichkeit beachtet zu werden. Eine erschien in der Times und war von einem prominenten Intellektuellen unterzeichnet. Er versuchte den Fall mit halb-wissenschaftlichen Methoden und kritischer Betrachtung anzugehen. Ein Auszug muss hier genügen, Neugierige finden den gesamten Brief in der Ausgabe vom 3. Juli.

»Es gehört zu den elementaren Prinzipien beim Schlussfolgern, dass nach Ausschluss des Unmöglichen, das, was übrig bleibt – so unwahrscheinlich es auch erscheinen mag – die Wahrheit sein muss<sup>3</sup>. Es steht fest, dass der Zug Kenyon Junction passierte. Es steht ebenfalls fest, dass er nie in Barton Moss ankam. Es ist im höchsten Maße unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich, dass er eine der sieben Seitenstrecken genommen hat. Es ist augenscheinlich unmöglich, dass ein Zug ohne Schienen fahren kann. Daher können wir die Auswahl auf die drei intakten Strecken, nämlich die zu der Carnstock-Eisenhütte, der Big-Ben-Mine und der Perserverance-Mine beschränken. Gibt es eine Geheimgesellschaft von Bergleuten, eine englische Camorra, die in der Lage wäre, den Zug und die Insassen beiseite zu schaffen? Es ist unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich. Ich gestehe, dass mir keine andere Lösung einfällt und empfehle der Gesellschaft, alle Kräfte für die Beobachtung der drei offenen Strecken und der Betriebe am Ende derselben einzusetzen. Eine sorgfältige Überwachung der Pfandleiher in der Gegend könnte ebenfalls einige Indizien zutage fördern.«

Die Empfehlung einer anerkannten Autorität auf diesem Gebiet wurde mit großem Interesse wahrgenommen, fand aber auch heftige Ablehnung bei Widersachern, die eine solche Aussage als absurde Verleumdung einer Gruppe aufrechter und verdienstvoller Männer betrachteten. Die einzige Antwort auf diese Kritik war die Forderung an die Gegner, weitere plausible Lösungsansätze zu veröffentlichen. Als Antwort darauf, wurden zwei weitere Hypothesen veröffentlicht. (Times vom 7. bzw. 9. Juli). Die erste Vermutung lautete, dass der Zug entgleist war und auf dem Grund des Lancashire-Staffordshire-Kanals lag, der für einige hundert Yards parallel zur Strecke verlief. Diese Idee wurde rasch verworfen, der Kanal war an keiner Stelle tief genug um ein derart

großes Objekt vollständig zu verbergen. Die zweite Idee lenkte die Aufmerksamkeit auf die Ledertasche, die scheinbar das einzige Gepäckstück war, das die Reisenden mit sich führten. Sie könnte einen neuartigen Sprengstoff enthalten haben, der den Zug nicht nur zerstört, sondern geradezu pulverisiert hätte. Leider konnte sich niemand vorstellen, dass nur der Zug, nicht aber die Schienen darunter von der Wirkung betroffen waren, daher wurde auch diese Idee schnell verworfen. Die Ermittlung war hoffnungslos in einer Sackgasse gefangen, als sich etwas vollkommen Unerwartetes ereignete.

Dieses bestand in einem Brief, den Mrs. McPherson von ihrem Gatten James McPherson erhielt, dem Zugbegleiter des vermissten Zugs. Der Brief war datiert auf den 5. Juli 1890, trug den Poststempel von New York und erreichte sie am 14. Juli. Es wurden einige Zweifel an der Echtheit desselben geäußert, aber Mrs. McPherson glaubte, die Schrift ihres Mannes zu erkennen und außerdem waren 100 Dollar beigelegt, was weitere Zweifel an der Authentizität ausräumte. Natürlich war keine Absenderadresse auf dem Brief angegeben, der wie folgt lautete:

Meine teure Gattin,

ich finde es sehr schwer dich einfach aufzugeben, darüber habe ich lange nachgedacht. Dasselbe gilt auch für Lizzie. Ich habe es versucht, aber es gelingt mir nicht. Ich schicke dir etwas Geld im Gegenwert von zwanzig englischen Pfund. Das sollte ausreichen, um dich und Lizzie über den Atlantik zu bringen. Übrigens, die Schiffe aus Hamburg, die in Southampton anlegen, sind sehr gut und deutlich günstiger als die von Liverpool. Wenn du hier herkommst und dich beim Johnston House meldest, werde ich versuchen, dir eine Nachricht zukommen lassen, aber die Dinge gestalten sich für mich im Moment recht schwierig. Ich bin nicht sehr glücklich ohne euch beide. Mehr kann ich im Moment nicht sagen.

Dein liebender Gatte,

James McPherson.

Für einige Zeit war man zuversichtlich, dass der Brief zur Aufklärung der ganzen Angelegenheit führen würde. Schnell brachte man in Erfahrung, dass ein Passagier, dessen Beschreibung gut zu McPherson passte, unter dem Namen Summers den Atlantik überquert hatte. Das betroffene Schiff, die ›Vistula‹ aus Hamburg, lichtete am 7. Juni den Anker. Mrs. McPherson und ihre Schwester Lizzie Dalton begaben sich nach New York und blieben dort drei Wochen lang im Johnston House, aber der Vermisste meldete sich nicht. Wahrscheinlich war er durch einige indiskrete Meldungen der Presse davor gewarnt worden, dass die Polizei die beiden Damen als Köder benutze. Wie auch immer, es steht fest, dass er nicht kam oder schrieb, also mussten die Damen schließlich unverrichteter Dinge nach Liverpool zurückkehren.

So liegt der Fall noch heute im Jahr 1898. So unglaublich es auch scheinen mag, in den ganzen acht Jahren sind keine neuen Erkenntnisse durchgesickert, die der Aufklärung des außergewöhnlichen Verschwindens des Zugs samt seinen Passagieren dienen konnten. Sorgfältige Ermittlungen bezüglich der Vergangenheit von Monsieur Caratal brachten nur die Erkenntnis, dass er ein bekannter Finanzier und Lobbyist in Mittelamerika war und während seiner Reise nach Europa oft sein ungeheures Bedürfnis, schnell nach Paris



zu gelangen, geäußert hatte. Sein Begleiter war unter dem Namen Eduardo Gomez in den Passagierlisten verzeichnet. Seine Vergangenheit war von Gewalt geprägt und sein Ruf der eines Banditen und Schlägers. Es gab aber Hinweise darauf, dass er sich vollständig dem Anliegen von Monsieur Caratal verschrieben hatte. Letzterer war ja von kümmerlicher Gestalt und hatte ihn offensichtlich als Beschützer und Wächter angeheuert. Zuletzt muss noch erwähnt werden, dass in Paris keine Hinweise zu ermitteln waren, was der Grund für Monsieur Caratals große Eile war.

Damit ist die Aufzählung aller Fakten abgeschlossen, die bis zum Erscheinen der »Marseille-Papiere« bekannt waren. Diese Papiere enthalten das Geständnis von Herbert de Lernac, der wegen Mordes an einem Kaufmann namens Bonvalot zum Tode verurteilt wurde. Ich gebe nun hier eine genaue Übersetzung dieser Aussage wieder.

\* \* \*

Glauben Sie bloß nicht, dass ich das alles erzähle, um voller Stolz damit zu prahlen. Wenn dies der Fall wäre, könnte ich von einem Dutzend meiner Aktivitäten berichten, die genau so brillant durchgeführt wurden. Vielmehr gibt es da ein paar Herren in Paris, denen ich zur Kenntnis geben will, dass ich nicht nur in der Lage bin, vom Schicksal des Monsieur Caratal zu berichten, sondern auch die Hintermänner und Motive für diese Tat nennen werde, wenn man mich nicht schnell freilässt. Meine Herren, beachten Sie diese Warnung, bevor es zu spät ist! Sie kennen mich und wissen, dass ich zu meinem Wort stehe. Beeilen Sie sich, oder es wird nicht nur mein Kopf sein, der rollt!

Derzeit werde ich noch keine Namen nennen – Sie wären erschüttert, wenn ich dies täte – aber ich werde Ihnen berichten, wie geschickt ich es vollbracht habe. Ich war stets aufrichtig zu meinen Auftraggebern und bin zuversichtlich, dass sie mich jetzt nicht fallen lassen werden. Das hoffe ich zumindest. Bis man mich davon überzeugt, dass man mich hintergeht, werden die Namen, die Europa erschüttern würden, nicht über meine Lippen kommen. Aber an diesem Tag ... gut, kein weiteres Wort hierzu.

Kurz, es gab 1890 einen berühmten Prozess in Paris, in Verbindung mit einem riesigen Skandal in Politik und Wirtschaft. Wie groß der Skandal tatsächlich war, wissen nur wenige verschwiegene Personen, zu denen ich gehöre. Die Ehre und Karriere vieler Größen in Frankreich war gefährdet. Es ist wie bei diesem Spiel, wo eine Gruppe von neun Kegeln zusammen steht, alle so starr, so steif und so unbeugsam. Dann kommt da eine Kugel aus der Ferne angerollt und klack, klack, klack – alle Kegel fallen um. Nun, stellen Sie sich mal 9 Kegel in der Gestalt einiger der bedeutendsten Persönlichkeiten Frankreichs vor und dann diesen Monsieur Caratal als Kugel, die man von ferne kommen sah. Wenn er eintraf, dann: klack, klack, klack ...

Es wurde beschlossen, dass er nicht eintreffen durfte.

Wahrscheinlich war nicht allen Beteiligten klar, um was es wirklich ging. Wie gesagt, bedeutende politische und wirtschaftliche Interessen standen auf dem Spiel, also wurde eine ›Interessengemeinschaft‹ gebildet, um sich des Problems anzunehmen. Einige der Mitglieder dieser ›Gemeinschaft‹ kannten die wahren Hintergründe kaum. Andere dagegen schon, und die können sich darauf verlassen, dass ich ihre Namen nicht

vergessen habe. Lange bevor Monsieur Caratal Amerika verließ, wurden sie vor ihm gewarnt, und es war ihnen bekannt, dass die Beweise, die er in Händen hielt, sie vernichten würden. Meinen Auftraggebern standen unbegrenzte Geldmittel zur Verfügung – ich meine wirklich *unbegrenzt*, verstehen Sie? Sie suchten nach einem Agenten, der diese ungeheure Macht einsetzen würde. Dieser Mann musste einfallsreich, entschlossen und flexibel sein – ein Mann wie es nur einen unter Millionen gibt. Ihre Wahl fiel auf Herbert de Lernac, und ich muss zugeben, dass dies eine gute Wahl war.

Ich hatte freie Hand bei der Auswahl meiner Mitarbeiter und beim Einsatz der finanziellen Mittel, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Mit Elan entwarf ich meine Pläne für die nächsten Schritte, kaum dass eine Stunde vergangen war, seit ich den Auftrag erhalten hatte. Kein anderer hätte die Sache besser angehen können.

Sofort schickte ich einen vertrauenswürdigen Mitarbeiter nach Amerika; er sollte sich unauffällig an die Fersen von Monsieur Caratal heften. Wäre er rechtzeitig eingetroffen, dann hätte das Schiff mit Caratal an Bord niemals Liverpool erreicht. Aber leider war es schon ausgelaufen, als er eintraf. Ich rüstete eine kleine, bewaffnete Brigg aus, um ihn abzufangen, aber auch dies blieb erfolglos. Wie jeder bedeutende Organisator war natürlich auch ich auf Fehlschläge vorbereitet und hatte eine Reihe von alternativen Plänen in petto, einer davon musste zum Erfolg führen. Sie dürfen die Schwierigkeiten meines Vorhabens nicht unterschätzen. Ein einfacher Meuchelmord hätte nicht genügt. Wir mussten nicht nur Caratal vernichten, sondern auch seine Dokumente sowie seine Begleiter, sofern wir davon ausgehen konnten, dass er ihnen die Geheimnisse preisgegeben hatte. Vergessen Sie nicht, dass sie wachsam waren und mit einem derartigen Anschlag rechneten. Die Aufgabe schien wie für mich geschaffen, denn ich war immer erfolgreich, wo andere scheiterten.

Ich war auf Caratals Ankunft in Liverpool vorbereitet und hatte Grund zu der Annahme, dass er bereits besondere Arrangements für seinen Schutz getroffen hatte, die aber erst in London greifen würden. Also musste die Sache auf dem Weg von Liverpool nach London erledigt werden. Wir bereiteten sechs Pläne vor, einer ausgeklügelter als der andere. Es hing von seinen Handlungen ab, welcher dieser Pläne schließlich zum Zuge kam. Er konnte tun, was er wollte, wir waren darauf vorbereitet. Wenn er in Liverpool verweilen wollte, wir waren bereit. Wenn er die normale Bahn oder einen Sonderzug nehmen würde – wir waren darauf vorbereitet. Für jede Möglichkeit war eine entsprechende Vorkehrung getroffen.

Sicher können Sie sich vorstellen, dass ich dies nicht alles alleine tun konnte. Was wusste ich schon von englischen Bahnstrecken? Aber mit Geld findet man überall auf der Welt willige Helfer. Schnell hatte ich einen der scharfsinnigsten Menschen in England zu meiner Unterstützung gewonnen. Ich werde seinen Namen nicht nennen, aber es wäre ungerecht, das ganze Verdienst nur für mich zu beanspruchen. Mein englischer Verbündeter ist es wert, erwähnt zu werden. Er kannte die Strecke der ›London and West Coast Railway Company‹ genau, und er konnte über einen Trupp vertrauenswürdiger Gleisarbeiter verfügen. Es war seine Idee und mein Urteil war nur bei der Ausarbeitung von Details gefragt. Wir hatten einige der Angestellten der Bahngesellschaft bestochen.

Der wichtigste von ihnen war James McPherson, für den wir sicherstellen, dass er mit hoher Wahrscheinlichkeit der Zugbegleiter eines Sonderzuges werden würde. Smith, der Heizer, gehörte auch zu uns. Wir hatten es auch mit dem Lokführer, John Slater, versucht, aber wir fanden, dass er zu starrsinnig und daher gefährlich war. Natürlich konnten wir nicht sicher sein, dass Caratal einen Sonderzug mieten würde, aber es war sehr wahrscheinlich, weil es für ihn von größter Wichtigkeit war, ohne Verzug nach Paris zu gelangen. Daher waren unsere Vorbereitungen für diesen Fall bis zum letzten Detail abgeschlossen, lange bevor der Dampfer England erreichte. Es wird Sie amüsieren, wenn ich Ihnen erzähle, dass einer meiner Mitarbeiter sich auf dem Lotsenboot befand, das den Dampfer hereinbrachte.

Uns war klar, dass Caratal sich der Gefahren bewusst war, und stets wachsam sein würde, sobald er englischen Boden betreten hatte. Sein Begleiter war ein gefährlicher Bursche namens Gomez, der bewaffnet und ein geübter Schütze war. Er hatte die vertraulichen Unterlagen in seinem Besitz und würde diese und seinen Herrn verteidigen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit hatte Caratal ihn ins Vertrauen gezogen hatte, also hatte es keinen Zweck, Caratal zu beseitigen, ohne auch Gomez zu berücksichtigen. Es war erforderlich, dass beide dasselbe Schicksal erlitten, und ihre Entscheidung, einen Sonderzug zu nehmen, erleichterte unser Vorhaben erheblich. Zwei von drei der Angestellten auf diesem Sonderzug standen unter meinem Kommando, für einen Preis, der ihnen lebenslange Unabhängigkeit garantierte. Ich will nicht so weit gehen zu behaupten, dass die Engländer ehrlicher sind als Bürger anderer Nationen, aber es verursacht höhere Kosten, sie zu bestechen.

Ich habe meinen englischen Verbündeten<sup>4</sup> bereits erwähnt – ein Mann mit einer bedeutenden Zukunft, falls ihm nicht jemand den Garaus macht, bevor seine Zeit gekommen ist. Er traf alle Arrangements in Liverpool, während ich in Kenyon auf das Zeichen zum Handeln wartete. Als der Sonderzug bereitgestellt wurde, avisierte er mir telegraphisch seine baldige Ankunft. Dann forderte er selbst unter dem Decknamen Horace Moore einen Sonderzug an, in der Hoffnung, dass man ihm die Mitfahrt in Caratals Zug gestatten würde. Unter bestimmten Umständen konnte sich seine Anwesenheit im Zug als nützlich erweisen. Im Falle eines Fehlschlags unseres großen Coups wäre es seine Aufgabe gewesen, Caratal und seinen Begleiter zu erschießen und die Papiere zu vernichten. Aber Caratal war auf der Hut und verweigerte ihm die Mitreise. Mein Agent verließ den Bahnhof, betrat ihn wieder durch einen anderen Eingang und stieg in den Wagen des Zugbegleiters auf der dem Bahnsteig abgewandten Seite ein.

Es wird Sie interessieren, was ich in der Zwischenzeit unternahm. Es bedurfte nur weniger Handgriffe, um die Vorbereitung abzuschließen, alles andere war schon viel früher erledigt worden. Die Nebenstrecke, die wir ausgewählt hatten, war einst mit der Hauptstrecke verbunden, aber dann unterbrochen worden. Wir mussten nur ein paar Schienen ersetzen, um die Verbindung wieder herzustellen. Diese waren soweit gelegt, wie dies möglich war ohne unerwünschte Aufmerksamkeit zu erregen. Jetzt musste nur noch das letzte Stück eingesetzt werden. Die Schwellen waren nie entfernt worden und alles benötigte Material lag in einem Versteck bereit. Lange bevor der Sonderzug eintraf,

hatte mein kleiner Trupp erfahrener Arbeiter die letzte Verbindung hergestellt. Dieser fuhr mit so wenig Ruckeln auf die Nebenstrecke, dass dies von den Passagieren offensichtlich nicht bemerkt wurde.

Unser Plan besagte, dass Smith, der Heizer den Lokführer John Slater mit Chloroform betäuben sollte und dass dieser später mit den anderen verschwinden sollte. In diesem Punkt, aber nur in diesem, ist etwas schiefgegangen. Die kolossale Dummheit McPhersons, seiner Frau zu schreiben, zähle ich nicht mit. Unser Heizer stellte sich so ungeschickt an, dass Slater in seiner Gegenwehr von der Lok fiel – zu unserem Glück brach er sich dabei den Hals. Dennoch ist dieser Patzer ein immerwährender Fleck auf einem ansonsten makellos durchgeführten Meisterstück, das man nur mit stiller Bewunderung betrachten kann. Jedenfalls wird jeder Kriminologe die Sache mit Slater als Makel in unserer bewundernswerten Planung bezeichnen. Ich als ein Mann der schon so viele Erfolge feiern konnte, darf es freimütig zugeben: es ist ein Makel.

Nun haben wir unseren Sonderzug auf der ungefähr zwei Kilometer langen Nebenstrecke die zu der stillgelegten Heartsease-Mine führt – früher war dies eine der größten Kohleminen Englands. Sie werden sich fragen, warum niemand den Zug auf dieser stillgelegten Strecke beobachtet hat. Die Antwort ist ganz einfach: fast die gesamte Länge der Strecke verläuft in einem Einschnitt des Geländes. Nur jemand, der am Rand dieses Einschnitts stand, hätte den Zug sehen können. Und da war auch jemand, nämlich *ich*. Jetzt werde ich ihnen berichten, was ich sah.

Mein Assistent war an der Weiche geblieben, um die Umleitung des Zugs zu überwachen. Er hatte vier bewaffnete Männer bei sich, damit er eingreifen konnte, falls der Zug entgleisen sollte. Wir zogen diese Möglichkeit in Betracht, denn die Weichen waren teilweise stark verrostet. Sobald der Zug sicher die Nebenstrecke erreicht hatte, lag die Verantwortung bei mir. Ich stand an einem Punkt, von dem ich die Öffnung zur Mine überwachen konnte. Natürlich waren ich und meine beiden Begleiter bewaffnet. Sie sehen, es konnte kommen, was da wollte, wir waren auf alles vorbereitet.

Kurz nachdem der Zug die Nebenstrecke erreicht hatte, verzögerte der Heizer Smith die Geschwindigkeit, und beschleunigte sofort wieder auf Maximum. Dies gab ihm, McPherson und meinem englischen Leutnant die Gelegenheit abzuspringen, bevor es zu spät war. Natürlich war dieses Manöver der Aufmerksamkeit der Reisenden nicht entgangen, aber der Zug hatte bereits wieder voll beschleunigt, als endlich ihre Köpfe am offenen Fenster ihres Abteils erschienen. Es amüsiert mich, wenn ich daran denke, wie verwirrend es für sie gewesen sein musste. Stellen Sie sich einmal vor, Sie schauen aus Ihrem luxuriösen Abteil hinaus, und stellen fest, dass die Strecke, die Sie befahren, verrostet ist und auch ansonsten überall Anzeichen des Verfalls zu sehen sind! Was mögen sie wohl empfunden haben, als sie begriffen, dass nicht Manchester am Ende der Strecke lag, sondern der Tod. Aber der Zug holperte mit wahnsinniger Geschwindigkeit und kreischenden Rädern über die verrostete Strecke. Ich war nahe genug, um ihre Gesichter zu erkennen. Caratal schien zu beten, anscheinend hielt er einen Rosenkranz in der Hand. Der andere schrie wie ein Bulle, der das Blut des Schlachthofs riecht. Er sah uns an der Seite stehen und winkte uns zu wie ein Verrückter. Dann löste er das Lederband an

seinem Handgelenk und warf die Ledertasche in unsere Richtung. Es war klar, was er damit sagen wollte. Hier waren die Beweise und er versprach Stillschweigen, wenn man sie nur verschonen würde. Das wäre ein durchaus akzeptables Angebot gewesen, wenn wir darauf hätten eingehen können, aber Geschäft ist Geschäft. Außerdem hatten wir den Zug zu diesem Zeitpunkt genau so wenig unter Kontrolle wie sie.

Er hörte auf zu schreien, als der Zug um die Kurve ratterte und sie den schwarzen Schlund der Mine vor sich sahen. Wir hatten die Bretter, mit dem er verschlossen war entfernt und das Gelände geräumt. Die Gleise hatte man damals bis in die Nähe des Schachts gelegt, damit die Züge leicht beladen werden konnten. Wir mussten nur noch zwei oder drei Schienenstücke ergänzen, damit die Strecke bis ganz an den Schacht heran reichte. Da die Schienenstücke nicht genau passten, ging unsere Strecke sogar etwa einen Meter über den Rand hinaus. Wir sahen die beiden Köpfe am Fenster, Caratal unten, Gomez oben. Sie waren ganz still bei dem was sie sahen, konnten aber auch nicht wegsehen. Der Anblick schien sie gelähmt zu haben.

Ich war neugierig, was mit dem Zug geschehen würde, der mit großer Geschwindigkeit auf das Loch zuraste, und beobachtete den Vorgang mit Interesse. Einer meiner Kollegen meinte, dass er über das Loch springen würde, und tatsächlich, viel hat nicht gefehlt. Die Puffer der Lok schlugen mit einem gewaltigen Krach auf dem gegenüberliegenden Rand des Lochs auf. Der Schornstein wurde in die Luft geschleudert und die Reste der Lok mit Tender und Wagen zu einem Knäuel zusammengesmettert. Der Zug steckte für etwa eine Minute über dem Loch fest, dann gab irgendetwas nach und die ganze Masse von grünem Eisen, rauchenden Kohlen, Messing-Beschlägen, Rädern, Holzverschalungen und Polstern stürzte in die Mine. Wir hörten scheppern, scheppern, scheppern, als der Schutt und die Trümmer gegen die Wände schlugen und dann, nach einer ganzen Weile ein tiefes Rumpeln, als die Überreste des Zugs auf dem Boden aufschlugen. Der Kessel ist wohl bei dem Aufprall explodiert, wie ein lauter Krach nach dem Rumpeln anzeigte. Eine dichte Wolke aus Rauch und Dampf stieg aus der schwarzen Tiefe empor und hüllte uns ein. Dann lichtete sich der Nebel, der Dunst verzog sich und die Sommer-Sonne schien wieder auf eine stille Heartsease-Mine.

Nachdem wir unseren Plan so erfolgreich in die Tat umgesetzt hatten, waren nur noch alle Spuren zu beseitigen. Unsere Gleisarbeiter am anderen Ende hatten die Schienen bereits wieder herausgerissen und alles in den vorigen Zustand versetzt. Der Schornstein und andere Trümmerteile wurden in den Schacht geworfen und dann wurde dieser mit den Brettern wieder verschlossen. Natürlich wurden auch die Schienenstücke, die bis zu seinem Rand führten, entfernt. Dann verließen wir ohne zu zögern das Land. Die meisten von uns gingen zurück nach Paris, mein englischer Kollege nach Manchester und McPherson über Southhampton nach Amerika. Von den englischen Zeitungen dieser Tage erfuhren wir, wie perfekt wir unsere Arbeit erledigt hatten; selbst der schlaueste Detektiv war nicht in der Lage, irgendeine Spur zu finden.

Sie werden sich erinnern, dass Gomez die Tasche mit den Papieren aus dem Fenster warf. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, dass ich die Tasche sicherstellte und bei meinen Auftraggebern ablieferte. Die werden es jetzt vielleicht interessant finden zu

erfahren, dass ich aus dieser Tasche ein oder zwei Papiere als Souvenir behalten habe. Natürlich will ich sie nicht veröffentlichen, aber jeder ist sich selbst der Nächste und was kann ich schon tun, wenn meine Freunde mir nicht zur Hilfe eilen, wenn ich sie brauche. Meine Herren, Herbert de Lernac ist genau so gerissen, wenn es gegen Ihre Interessen geht, wie wenn es gilt, sich für Sie einzusetzen. Er ist nicht der Mann, der aufs Schafott steigt, bevor er nicht jeden von Ihnen auf den Weg nach Neukaledonien<sup>5</sup> geschickt hat. Zu ihrem eigenen Wohl, nicht zu meinem, beeilen Sie sich, Monsieur de --, General -- und Baron -- ! (Füllen Sie die leeren Stellen bitte selber aus, während Sie dies lesen.) Ich verspreche Ihnen, in der nächsten Ausgabe wird es keine leeren Stellen mehr geben.

P.S.: Als ich meine Aussage überflog, habe ich noch ein Versäumnis bemerkt. Es betrifft den unglücklichen McPherson, der dumm genug war, seiner Frau zu schreiben und ein Treffen in New York zu verabreden. Wenn Interessen wie die unseren gefährdet waren, dann konnten wir es nicht riskieren, dass ein derartiger Mann seine Geheimnisse mit einer Frau teilte. Nachdem er seinen Eid gebrochen hatte, indem er seiner Frau schrieb, konnten wir ihm nie wieder trauen. Wir unternahmen die erforderlichen Schritte, die sicherstellten, dass er sich nie mit seiner Frau treffen konnte. Manchmal habe ich daran gedacht, dass es doch recht freundlich wäre, ihr mitzuteilen, dass es nun keinen Grund mehr gibt der gegen eine erneute Vermählung spricht.

- 
- 1 Offensichtlich hatten die Lokomotiven alle einen eigenen Namen, so wie heute unsere Inter-City-Züge. Rochdale ist ein kleines Städtchen in der Nähe des Schauplatzes der Geschehnisse.
  - 2 Die übliche Gebühr für einen Sonderzug waren 5 Shilling pro Meile.
  - 3 Eine Idee, die ACD oft zu Papier gebracht hat, vergl. ›Das Zeichen der Vier‹, Kapitel 6 oder ›Die Geschichte vom Beryl-Diadem‹. Viele Leser betrachten diese Passage als ›Gastrolle‹ von Sherlock Holmes.
  - 4 Und auch bei diesem ominösen englischen Superhirn handelt es sich, wenn man sich der vorherrschenden Meinung anschließen möchte, um eine Figur aus dem Holmes-Universum; nämlich Moriarty.
  - 5 Die östlich von Australien und südlich von Neu-Seeland gelegene Inselgruppe wurde bis 1922 von Frankreich als Strafkolonie genutzt.

## Der klumpfüßige Händler

Mein Onkel Stephen Maple war gleichzeitig das erfolgreichste, aber auch das am wenigsten achtenswerte Mitglied der Familie, so dass wir uns nicht entscheiden konnten, ob wir seinen Wohlstand würdigen oder uns für seinen Ruf schämen sollten. Tatsache war, dass er in Stepney<sup>1</sup> einen großen Gemischtwaren-Handel aufgezogen hatte und auch Geschäfte mit diversen See- und Fluss-Schiffen machte, die teilweise als recht anrühlich einzustufen waren. Er war Schiffsausrüster, Provianthändler und handelte ebenso, wenn man den Gerüchten glauben will, mit gewissen anderen Dingen. Diese Geschäfte waren sehr profitabel, bargen aber auch Risiken, wie sich nach zwanzig Jahren erfolgreicher Tätigkeit herausstellte. Von einem seiner Kunden wurde er brutal überfallen und als vermeintlich tot zurück gelassen. Er hatte aber nur drei gebrochene Rippen und einen Beinbruch, der so schlecht verheilte, dass das Bein danach sieben Zentimeter kürzer war, als das andere. Dieses Ereignis schien bei ihm, wie leicht verständlich ist, eine starke Abneigung gegen seinen Wirkungskreis hervorgerufen zu haben, denn nach dem Prozess, in dem der Angreifer zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde, zog er sich vom Geschäftsleben zurück und ließ sich in einer einsamen Gegend im Norden Englands nieder. Bis zum heutigen Morgen hatten wir nichts mehr von ihm gehört, nicht einmal, als mein Vater – sein einziger Bruder – starb.

Meine Mutter las mir seinen Brief vor: »Ellen, wenn dein Sohn bei dir lebt und wenn aus ihm – wie erhofft – ein großer, starker junger Bursche geworden ist, dann schicke ihn mit dem nächsten Zug zu mir. In meinen Diensten wird er besser bezahlt als in seinem Ingenieursberuf und wenn ich einmal sterbe – zum Glück habe ich derzeit keinen Grund, mich über meine Gesundheit zu beklagen – dann wirst du sehen, dass ich den Sohn meines Bruders nicht vergessen habe. Er muss in Congleton aussteigen, von dort sind es noch sechs Kilometer bis zum Greta House, wo ich jetzt lebe. Ich schicke jemanden, der ihn vom 19-Uhr-Zug abholt, das ist der einzige, der hier hält. Schicke ihn zu mir, Ellen, es gibt gute Gründe, weshalb ich ihn hier haben will. Wenn es irgendetwas geben sollte, das zwischen uns steht, dann lass bitte die Vergangenheit ruhen. Wenn du meine Bitte nicht erfüllst, wirst du es zeitlebens bedauern.«

Wir saßen am Frühstückstisch, sahen uns verständnislos an und rätselten darüber, was dies zu bedeuten habe, als es an der Tür klingelte und unser Hausmädchen ein Telegramm hereinbrachte. Es war von Onkel Stephen.

Es lautete: »John nicht nach Congleton schicken. Wagen um 19 Uhr bei Stedding Bridge, eine Station weiter. Von dort zehn Kilometer bis Garth Farm. Weitere Anweisungen dort. Zögere nicht, nur du kannst mir helfen.«

»Das ist wahr«, sagte meine Mutter. »Soweit ich weiß, hat dein Onkel keinen einzigen Freund auf der Welt, er wollte auch keinen haben. Er war immer ein harter Geschäftsmann, und als er Deinen Vater mit ein paar Pfund vor dem Ruin hätte bewahren können, hat er es nicht getan. Warum sollte ich ihm jetzt meinen einzigen Sohn schicken?«

Ich selbst hatte allerdings Lust, mich auf das Abenteuer einzulassen.

»Wenn ich ihn als Freund habe, kann er mich bei meinem beruflichen Weiterkommen unterstützen«, argumentierte ich, meine Mutter an ihrem schwächsten Punkt angreifend.

»Ich habe noch nie davon gehört, dass er irgendwann irgendjemanden unterstützt hat«, sagte sie bitter. »Und was hat es zu bedeuten, dass er dich jetzt zu einem anderen Ort schickt? Er ist wohl in Schwierigkeiten geraten und wir sollen ihm heraushelfen. Wenn wir das getan haben, wird er uns wieder vergessen, so wie früher auch. Dein Vater könnte heute noch leben, wenn er ihm nur geholfen hätte.«

Aber meinen letzten Argumenten hatte sie nichts entgegenzusetzen; ich sagte ihr, dass wir viel mehr zu gewinnen als zu verlieren hätten und dass wir, als die ärmsten Mitglieder der Familie, nicht das reichste herausfordern sollten. Meine Tasche war gepackt und die Droschke wartete schon vor der Tür, als uns ein weiteres Telegramm erreichte.

»Gute Jagd. John soll Gewehr mitbringen. Nicht vergessen: Stedding Bridge, nicht Congleton.« Ich war überrascht von dem Verlangen meines Onkels, aber nahm das Gewünschte mit. So begann mein Abenteuer.

Über die Hauptstrecke der ›Northern Railway‹ ging es bis Comfield, wo die gewundene Nebenstrecke durch die Hochmoore abzweigt. Man findet in England keine rauere und eindrucksvollere Landschaft. Zwei Stunden lang fuhr ich durch die öde, wellige Ebene. Hier und da zeigte sich ein mit Steinen übersäter Hügel, aus dem zerklüftete Felsen herausragten. Die Strecke führte an ein paar kleinen Dörfern vorbei, die aus kleinen, grauen Häuschen bestanden, dann gab es wieder viele Meilen kein Anzeichen von Leben, außer ein paar Schafen, die über die Hänge zogen. Es war ein deprimierender Landstrich und das Herz wurde mir umso schwerer, je mehr ich mich dem Ende meiner Reise näherte. Schließlich erreichte der Zug das kleine Städtchen Stedding Bridge, wo ich nach den Anweisungen meines Onkels aussteigen sollte. Eine einzige klapperige, zweisitzige Kutsche, mit einem jungen Bauerbengel als Kutscher, wartete bei der Station.

»Hat Herr Stephen Maple Sie geschickt?« fragte ich.

Der Bursche sah mich misstrauisch an. »Wie ist ihr Name?« fragte er in einem Dialekt, den ich nicht wiedergeben kann.

»John Maple.«

»Können Sie das beweisen?«

Ich hatte die Hand schon halb erhoben, denn ich kann mich nicht besonders gut beherrschen, als mir der Gedanke kam, dass der Kerl wahrscheinlich nur die Anweisungen meines Onkels ausführte. Als Antwort deutete ich nur auf meinen Namen, der auf meinem Gewehrfutteral angebracht war.

»Ja, ja, das ist gut. Es ist John Maple, ganz sicher!« sagte er langsam sprechend. »Steigen Sie ein, Herr, wir haben noch einen ziemlichen Weg vor uns.«

Die Straße war weiß und leuchtend und von niedrigen Bruchsteinmauern gesäumt, wie alle Straßen in der Kalksteinlandschaft und verlief in langgezogenen Windungen durch die Hügel. Riesige Heidegebiete, in denen man immer wieder Schafe und Felsen



sehen konnte, zogen an uns vorbei, während wir der langsam steigenden Straße zum nebligen Horizont hin folgten. An einer Stelle konnte man kurz einen Blick auf das entfernte Meer erhaschen. Die ganze Gegend war kahl, traurig und abweisend. Unter diesem Eindruck spürte ich, dass meine merkwürdige Mission von ernsthafterer Natur war, als sie zunächst von London aus betrachtet gewirkt hatte. Der plötzliche, dringende Hilferuf eines Onkels, der mir noch nie begegnet war und von dem man kaum etwas Gutes berichten konnte, die Anspielung auf meine körperliche Stärke und die Ausrede, mit der er mich veranlasste, eine Waffe mitzubringen: all dies deutete auf eine bedrohliche Angelegenheit hin. Dinge, die in Kensington unmöglich wären, wurden in dieser wilden, abgelegenen Hügellandschaft sehr wahrscheinlich. Schließlich wandte ich mich, bedrückt von dunklen Gedanken, meinem Begleiter zu, um ihm ein paar Fragen über meinen Onkel zu stellen, aber als ich seinen Gesichtsausdruck sah, hielt ich inne.

Er kümmerte sich weder um sein altes Pferd, noch achtete er auf die Straße, der wir folgten, vielmehr starrte er an mir vorbei, mit einer neugierigen und anscheinend auch besorgten Miene. Er versuchte, das Pferd mit der Peitsche anzutreiben, gab dies aber gleich wieder auf, da er merkte, dass dies sinnlos war. Ich folgte seinem Blick und sah, was ihn aufmerksam gemacht hatte.

Ein Mann lief über die Heide. Er rannte schwerfällig und stolperte und rutschte über Steine; da die Straße aber an dieser Stelle eine Kurve beschrieb, war es ein Leichtes für ihn, uns den Weg abzuschneiden. Als wir uns dem Punkt näherten, zu dem er gelaufen war, war er schon über die Mauer geklettert und wartete auf uns. Die Abendsonne schien in sein braunes, glattrasiertes Gesicht. Es war ein stämmiger Bursche, aber in schlechter Verfassung, denn er stand da mit den Händen in die Seiten gepresst und von dem kurzen Lauf ganz außer Atem. Als wir uns weiter näherten, sah ich das Glitzern von Ringen in seinen Ohren.

»Na, Kameraden, wohin seid Ihr denn unterwegs?« fragte er auf raue, aber gutmütige Weise.

»Zum Bauern Purcell beim Garth Bauernhof.« antwortete der Kutscher.

»Tut mir leid, euch angehalten zu haben«, rief er und trat zur Seite. »Ich dachte mir, ich halte euch mal an, und wenn ihr in meine Richtung unterwegs gewesen wärt, hättet ihr mich mitnehmen können.«

Seine Ausrede war ziemlich absurd, denn jeder konnte sehen, dass unser kleiner Wagen bereits voll besetzt war, aber mein Kutscher hatte keine Lust auf eine Erwiderung. Er fuhr ohne ein Wort weiter, als ich zurückblickte, sah ich, wie der Mann am Straßenrand saß und seine Pfeife stopfte.

»Ein Seemann«, sagte ich.

»Ja, Herr. Wir sind nur ein paar Kilometer von ›Morecambe Bay‹ entfernt«, bemerkte der Kutscher.

»Sie schienen erschrocken zu sein, als Sie ihn sahen.«

»Ja?« fragte er trocken zurück. Nach einer langen Pause sagte er: »Vielleicht.« Aber den Grund für seine Befürchtungen konnte ich nicht herausbekommen, obwohl ich ihm

viele Fragen stellte. Entweder war er dumm oder sehr schlau, jedenfalls konnte ich mit seinen Antworten nichts anfangen. Aber ich beobachtete, wie er von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick über die Heide schweifen ließ; aber auf den braunen Weiten war keine Bewegung festzustellen. Schließlich sah ich in einer Art Schlucht in den Hügeln vor uns ein langgestrecktes, flaches Bauernhaus, den Mittelpunkt all dieser verstreuten Herden.

»Der Garth Bauernhof«, sagte der Kutscher. »Da ist Bauer Purcell selbst«, fügte er hinzu, als er einen Mann sah, der über die Veranda schlenderte und dann davor wartend stehen blieb. Er kam herbei, als ich die Kutsche verließ; es war ein harter, vom Wetter gegerbter Mann mit hellblauen Augen und blonden Haaren. Er begegnete mir mit der gleichen mürrischen Abneigung wie der Kutscher. Ihre Feindseligkeit war sicher nicht nur darin begründet, dass ich ein Fremder war, vielmehr musste ich annehmen, dass mein Onkel in dieser Gegend genau so unbeliebt war wie in Stepney.

»Sie sollen hier warten, bis die Nacht einbricht. Das ist Herrn Maples Wunsch«, sagte er kurz und bündig. »Sie können Tee und Speck haben, wenn Sie wollen. Etwas Besseres haben wir nicht.«

Ich war sehr hungrig, daher akzeptierte ich die Einladung, obwohl sie in einem sehr ungehobelten Ton ausgesprochen worden war. Die Bauersfrau betrat mit ihren beiden jungen Töchtern die Stube, während ich aß. Ich bemerkte, dass sie mich mit einer gewissen Neugier betrachteten. Vielleicht lag es daran, dass junge Männer in der Wildnis eine Rarität waren oder an meinen Versuchen, mich mit ihnen zu unterhalten, jedenfalls hatte ich das Wohlwollen der drei gewonnen und sie zeigten ein freundliches Gesicht. Als es dunkel wurde, deutete ich an, dass es für mich Zeit wäre, meinen Weg zum Greta House fortzusetzen.

»Sie sind entschlossen zu gehen?« fragte die ältere Frau.

»Natürlich, deswegen bin ich den ganzen Weg von London hierhergekommen.«

»Es hindert Sie niemand, dahin zurückzugehen.«

»Aber ich bin doch gekommen, um meinen Onkel, Herrn Maple, zu sehen.«

»Na, gut, dann will ich Sie nicht aufhalten«, sagte die Frau, und als ihr Mann hereinkam, schwieg sie.

Bei jedem kleinen Vorfall hatte ich den Eindruck, dass ich mich in eine geheimnisvolle, gefährliche Situation begab, aber er war so unklar und vage, dass ich nicht feststellen konnte, wo die Gefahr für mich lag. Ich hätte die Bauersfrau gerade heraus gefragt, aber ihr Mann schien ihre Sympathie für mich zu spüren und ließ uns nicht aus den Augen. »Es wird Zeit, dass Sie gehen«, sagte er schließlich, als seine Frau die Lampe auf dem Tisch anzündete.

»Steht der Wagen bereit?«

»Sie brauchen keinen Wagen. Sie werden laufen«, sagte er.

»Ich kenne den Weg nicht.«

»William wird Sie begleiten.«

William war der junge Bursche, der mich von der Station hergefahren hatte. Er wartete bereits an der Tür und schulterte mein Gewehrfutteral und meine Tasche. Ich

stand hinter ihm und wollte dem Bauern für seine Gastfreundschaft danken, aber er wollte nichts davon hören. »Ich erwarte keine Dankbarkeit von Herrn Maple oder irgend einem seiner Freunde«, sagte er offen. »Ich werde bezahlt für das, was ich tue. Andernfalls würde ich es nicht tun. Gehen Sie Ihrer Wege, junger Mann, und sagen Sie nichts mehr.« Er drehte sich unhöflich auf dem Absatz herum, verschwand im Haus und schlug die Tür hinter sich zu.

Draußen war es recht dunkel, schwere, schwarze Wolken trieben vorüber. Nachdem wir ein Stück in die Heide eingedrungen waren, war es mir nicht mehr möglich, mich zurechtzufinden. Zum Glück hatte ich einen Führer, der mir auf etwas wie einem schmalen Pfad für Schafe vorausging – genau konnte ich das nicht erkennen. Ab und zu hörten wir das schwerfällige Schlurfen von Kreaturen in der Dunkelheit – zu sehen waren sie nicht. Zuerst schritt mein Führer flott und sorglos voran, aber mit der Zeit wurde er immer langsamer, bis wir uns nur noch sehr schleppend und leise fortbewegten, wie jemand der bei unmittelbarer Gefahr vorsichtig vorwärts schleicht. Das undeutliche und unbeschreibliche Gefühl der Gefahr inmitten der riesigen Heide war furchteinflößender, als jede offensichtliche Bedrohung, und so hatte ich ihn inzwischen bedrängt, mir zu sagen, vor was er sich eigentlich fürchte, als er anhielt und mich zu ein paar Ginsterbüschen an der Seite des Pfades hinunterzog. Der Ruck an meinem Mantel war so ungeduldig und dringlich, dass ich die unmittelbar vor uns liegende Gefahr erkannte. Einen Augenblick später kauerte ich neben ihm im Schatten des Busches und verhielt mich absolut still. Es war so dunkel, dass ich nicht einmal den Jungen neben mir sehen konnte.

Es war eine warme Nacht und ein heißer Wind wehte uns ins Gesicht. Plötzlich kam mit diesem Wind ein vertrauter Geruch; es roch nach brennendem Tabak. Und dann sahen wir ein vom Glühen des Tabaks erleuchtetes Gesicht auf uns zuschweben. Sein Körper war in der Dunkelheit verborgen, nur das Gesicht, das von der Pfeife unten mehr und oben weniger erleuchtet wurde, war zu erkennen. Ein schmales, ausgemergeltes Gesicht mit vielen Sommersprossen, wässerig-blauen Augen, einem dünnen, hellen Schnurrbart und einer Schirmmütze war alles, was ich sehen konnte. Er ging an uns vorbei und starrte mit leerem Blick vor sich hin. Bald hörten wir seine Schritte in der Ferne verklingen.

»Wer war das?« fragte ich, als wir aufstanden.

»Weiß ich nicht.«

Das fortgesetzte Bekunden von Unwissenheit des Burschen machte mich wütend.

»Warum verstecken Sie sich dann?« fragte ich mit schneidender Stimme.

»Weil es Herr Maple befohlen hat. Er sagte, niemand dürfte mich sehen, sonst würde ich kein Geld bekommen.«

»Ist Ihnen dieser Seemann schon auf der Straße begegnet?«

»Ja, ich glaube, es ist einer von denen.«

»Von wem?«

»Einer von denen, die in die Heide gekommen sind. Sie beobachteten Greta House. Herr Maple fürchtet sich vor denen. Darum will er, dass wir ihnen aus dem Weg gehen. Und darum bin ich in Deckung gegangen.«

Hier stimmt etwas nicht. Ein paar Männer bedrohten meinen Onkel. Der Seemann war einer von ihnen und der Mann mit der Schirmmütze – vermutlich ebenfalls ein Seemann – war ein weiterer. Es erinnerte mich an Stepney und an den mörderischen Anschlag auf meinen Onkel. Langsam setzte sich ein Gesamtbild in meinem Kopf zusammen. Nach einer Weile sah ich ein Licht über die Heide funkeln; mein Führer informierte mich darüber, dass es sich um Greta House handelte. Es lag in einer Senke, so dass man es erst sehen konnte, wenn man schon sehr nahe war. Kurze Zeit später standen wir vor der Tür.

Abgesehen von der Lampe, deren Licht durch ein kleines, vergittertes Fenster fiel, konnte ich nur wenig von dem Gebäude sehen, aber es schien recht breit und hoch zu sein. Die niedrige Tür unter einem überhängenden Türsturz füllte den Rahmen nicht vollständig aus; an den Seiten fiel Licht durch die Spalten. Die Bewohner des einsamen Hauses bewachten es aufmerksam, denn sie hörten unsere Schritte und wir wurden angerufen, bevor wir die Tür erreichten.

»Wer da?« rief eine tiefe, dröhnende Stimme, und dann drängend: »Wer da ist, habe ich gefragt!«

»Ich bin's, Herr Maple. Ich habe den Herrn hergebracht.«

Mit einem lauten Klicken öffnete sich ein hölzernes Guckloch in der Tür und wir wurden ein paar Augenblicke von einer Lampe angestrahlt. Dann wurde das Guckloch wieder geschlossen und ich hörte das Knirschen von Schlössern und Schleifen von Riegeln. Die Tür öffnete sich und vor mir stand mein Onkel in einem Rechteck von gelbem Licht.

Er war ein kleiner, dicker Mann, mit großem, kahlem Kopf; von der einstigen Haarpracht war nur noch ein dünner Kranz rötlicher Locken übrig geblieben. Es war ein guter Kopf, der Kopf eines Denkers, aber das lange, weiße Gesicht wirkte ernst und alltäglich, mit einem breiten Mund und Hängebacken. Die kleinen Augen waren ruhelos und die ergrauten Wimpern ständig in Bewegung. Meine Mutter sagte einmal, sie würden sie an die Beine einer Assel erinnern – ich wusste jetzt auf den ersten Blick, was sie meinte. Ich hatte auch gehört, dass er in Stepney die Sprache seiner Kunden übernommen hatte, und ich musste mich für meine Familie schämen, als ich den scheußlichen Akzent hörte.

»So, Neffe«, sagte er und hielt mir die Hand entgegen. »Herein, nur herein Mann, schnell, und mach die Tür zu. Deine Mutter sagte, du wärst ein großer Bursche geworden, da hat sie wohl recht. Hier hast du eine halbe Krone, William, du kannst nach Hause gehen. Stell die Sachen auf den Boden. Hier, Enoch, kümmer dich um Herrn Johns Sachen und schau zu, dass das Essen auf den Tisch kommt.«

Nachdem mein Onkel die Tür zugeschlossen hatte, wandte er sich zu mir, um mich in die Stube zu führen. So bekam ich sein auffallendstes Merkmal zu sehen. Ich habe schon

davon berichtete, dass er vor ein paar Jahren schwer verletzt wurde und sein linkes Bein einige Zentimeter kürzer war als das rechte. Um dies auszugleichen, hatte er eine dicke, hölzerne Sohle unter dem Stiefel, wie sie von Chirurgen in solchen Fällen verordnet wird. Er konnte gehen, ohne zu humpeln, aber wenn er sich über den Steinboden bewegte, hörte man ein typisches Klick-Klack, Klick-Klack, das Geräusch von Holz und Leder im Wechsel. Jeder seiner Schritte wurde von diesem eigenartigen Kastagnetten-Rhythmus begleitet.

Die große Küche mit dem gewaltigen Herd und den geschnitzten Sitzecken ließ erkennen, dass seine Heimstatt früher ein Bauernhaus war. Auf der einen Seite des Raums stand eine Reihe von Kisten, alle zugeschnürt und verpackt. Es gab nur wenige, schlichte Möbel. Auf einem aufgebockten Tisch in der Mitte hatte man mir bereits kaltes Fleisch, Brot und einen Krug Bier bereitgestellt. Ein ällicher Diener, ein Cockney<sup>2</sup> wie sein Herr, bediente mich, während mein Onkel sich in eine Ecke setzte und mir viele Fragen über meine Mutter und mich stellte. Als ich mit dem Essen fertig war, befahl er seinen Mann Enoch, mein Gewehr auszupacken. Zwei andere Gewehre – alte, rostige Flinten – lehnten an der Wand neben dem Fenster.

»Es ist das Fenster, vor dem ich mich fürchte«, sagte mein Onkel mit tiefer, volltönender Stimme, die so wenig zu seinem kleinen, dicken Körper passte. »Durch die Tür kommt keiner rein, es sei denn, er hat Dynamit. Aber das Fenster macht mir Sorgen. Hi! hi!«, rief er. »Geh nicht daran vorbei, duck dich lieber.«

»Aus Furcht, gesehen zu werden?« fragte ich.

»Aus Furcht, beschossen zu werden, mein Junge. Das ist das Problem. Jetzt komm her und setz dich neben mich an den Tisch. Ich erzähl dir, worum es geht, ich merk schon, dass du richtig bist und dass man dir trauen kann.«

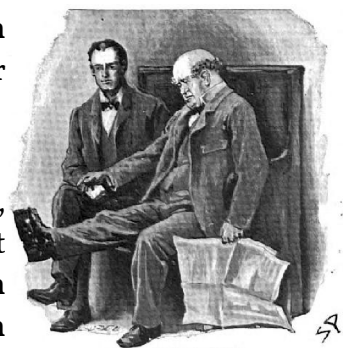
Seine Schmeicheleien waren plump und holprig, es war ganz offensichtlich, dass er begierig darauf war, mich für sich zu gewinnen. Ich setzte mich neben ihn und er zog gefaltete Papiere aus der Tasche. Es war eine zehn Tage alte Ausgabe der ›Western Morning News‹. In der Passage, auf die er mit einem langen, schwarzen Fingernagel zeigte, ging es um die Entlassung eines Häftlings namens Elias aus Dartmoor, dem ein Teil seiner Strafe erlassen worden war, da er einen Aufseher während eines Angriffs in den Steinbrüchen verteidigt hatte. Die ganze Nachricht war nur ein paar Zeilen lang.

»Wer ist denn das?« fragte ich.

Mein Onkel hob sein kurzes Bein in die Höhe. »Das hab ich von ihm. Deswegen hat er gesessen. Nun isser raus und hinter mir her.«

»Warum sollte er hinter dir her sein?«

»Weil er mich umbringen will. Weil er nie Ruhe geben wird, dieser beängstigende Teufel, bis er sich an mir gerächt hat. So ist das, Neffe! Ich habe keine Geheimnisse vor dir. Der denkt, ich hätte ihn aufs Kreuz gelegt. Na ja, vielleicht hab ich ihn wirklich ein wenig hintergangen. Und nun sind er und seine Freunde



hinter mir her.«

»Wer sind seine Freunde?«

Mein Onkel sank in sich zusammen und flüsterte furchterfüllt: »Seeleute! Ich wusste, sie würden kommen, als ich die Zeitung las. Vor zwei Tagen guckte ich aus dem Fenster und sah drei von denen herumlungern und das Haus beobachten. Kurz danach schrieb ich deiner Mutter. Die haben mich hier festgenagelt und warten nun auf ihn.«

»Warum hast du nicht die Polizei gerufen?«

Mein Onkel wich meinem Blick aus. »Die Polizei kann nichts tun. du kannst mir helfen.«

»Was kann ich tun?«

»Das sag ich dir. Ich werde verschwinden. Dafür sind die ganzen Kisten. Alles wird bald eingepackt und fertig sein. Ich habe Freunde in Leeds, dort werd ich besser aufgehoben sein. Nicht sicher, aber besser. Morgen Abend geht's los, wenn du bei mir bleibst, soll's dein Schaden nicht sein. Ich hab' nur noch Enoch, der mir hilft, alles fertig zu machen, aber ich verspreche dir, morgen Abend sind wir bereit. Der Wagen wird uns abholen und du und ich und Enoch und der junge William werden die Sachen zum Congleton-Bahnhof bringen. Hast du irgendwas von denen auf der Heide gesehen?«

»Ja, ein Seemann hat uns auf dem Weg aufgehalten.«

»Aha, ich dacht mir schon, dass die uns beobachten. Deshalb solltest du bei der falschen Station aussteigen und erst zu Purcell fahren, anstatt direkt hierher zu kommen. Wir werden blockiert – so nennt man das.«

»Und dann war da noch ein anderer, ein Mann mit einer Pfeife.«

»Wie hat der ausgesehen?«

»Schmales Gesicht, Sommersprossen, eine Schirm...«

Mein Onkel schrie heiser auf: »Er ist es! Er ist gekommen! Gott sei einem armen Sünder gnädig!«

Vollkommen verstört ging er klick-klackend in der Küche auf und ab. Er hatte auf einmal etwas Erbärmliches, Kindliches an sich, so dass ich zum ersten Mal Mitleid mit ihm hatte.

»Hör zu Onkel, du lebst in einem zivilisierten Land«, sagte ich. »Hier gibt es ein Gesetz, das auch von diesem Volk beachtet werden muss. Lass mich am Morgen zur Polizeistation fahren und die Dinge in Ordnung bringen.«

Er sah mich an und schüttelte mit dem Kopf. »Er ist gerissen und brutal. Ich kann nicht atmen, ohne an ihn zu denken, denn er hat mir schon einmal drei Rippen gebrochen. Diesmal wird er mich bestimmt umbringen. Es gibt nur eine Chance, wir müssen alles liegen und stehen lassen und im Morgengrauen ganz schnell verschwinden. Großer Gott, was ist das?«

Ein gewaltiges Klopfen hallte durch das Haus, dann klopfte es erneut und noch einmal. Eine eiserne Faust schien auf die Tür einzuschlagen. Mein Onkel ließ sich auf seinen Stuhl fallen. Ich ergriff mein Gewehr und rannte zur Tür.

»Wer ist da?« rief ich.

Niemand antwortete.

Ich öffnete das Guckloch und sah hinaus.

Niemand war zu sehen.

Plötzlich sah ich einen Papierstreifen, der durch den Schlitz an der Seite geschoben worden war. Ich hielt ihn ins Licht. Die Nachricht war in einer ungelungenen, aber kräftigen Handschrift verfasst: »Leg sie vor die Tür, wenn du deine Haut retten willst.«

»Was wollen sie?« fragte ich, nachdem ich ihm die Nachricht vorgelesen hatte.

»Was sie nie kriegen sollen. Nein, bei Gott, niemals!« schrie er in einem Temperamentsausbruch. »Enoch! Enoch!«

Der alte Bursche kam sofort herbei.

»Enoch, ich war dir immer ein guter Herr, jetzt bist du an der Reihe. Willst du was für mich riskieren?«

Ich dachte ein wenig besser von meinem Onkel, als ich sah, wie bereitwillig der Diener zustimmte. Wem auch immer mein Onkel Unrecht getan hatte, dieser Mann wenigstens schien ihn sehr zu schätzen.

»Zieh Deinen Mantel an und Deinen Hut, und dann raus mit dir, durch die Hintertür, zu den Purcells – du kennst ja den Weg über die Heide. Sag ihnen, dass der Wagen beim ersten Tageslicht bereitstehen soll und dass er selber kommen muss, und der Schäfer auch. Wir müssen hier weg oder wir sind erledigt. Beim ersten Tageslicht, Enoch, und zehn Pfund für den Job. Behalt den schwarzen Mantel an und bewege dich langsam, dann erwischen sie dich nicht. Wir halten die Stellung, bis du wiederkommst.«

Es war eine Aufgabe für einen mutigen Mann, hinaus in die ungewissen und unsichtbaren Gefahren der Heide zu gehen, aber der alte Diener trat sie an wie eine ganz normale Besorgung an. Er nahm seinen langen, schwarzen Mantel und den weichen Hut vom Haken hinter der Tür und war sofort bereit. Wir löschten die Lampe im hinteren Flur und entriegelten leise die Tür. Nachdem er hinausgeschlüpft war, verriegelten wir die Tür wieder. Durch das Fenster konnte ich seine schwarze Gestalt in der Dunkelheit verschwinden sehen.

»Es sind nur noch ein paar Stunden bis Sonnenaufgang, Neffe«, sagte mein Onkel, nachdem er alle Schlösser und Riegel kontrolliert hatte. »Du wirst's nie bereuen, mir heut Nacht geholfen zu haben. Wenn wir durchkommen, bist du ein gemachter Mann. Steh mir bei bis morgen und ich werde dir beistehen, solange ich atme. Der Wagen wird um fünf hier sein. Was nicht eingepackt ist, kann ruhig hier bleiben. Wir müssen nur aufladen und den Frühzug in Congleton erwischen.«

»Werden Sie uns vorbeilassen?«

»Am hellen Tag werden Sie es nicht wagen, uns aufzuhalten. Wir werden zu sechst sein, wenn alle kommen, mit drei Gewehren. Wir können uns den Weg freikämpfen. Wo sollen ein paar einfache Seeleute Gewehre herhaben? Eine oder zwei Pistolen, mehr haben die doch nicht. Wenn wir sie für ein paar Stunden draußen halten können, sind wir in Sicherheit. Enoch muss schon halb bei Purcell sein.«

»Aber was wollen sie?« wiederholte ich. »Du hast ja selbst angedeutet, dass du sie übers Ohr gehauen hast.«

Sein Miene wurde störrisch und eigensinnig. »Stell nicht so viele Fragen, Neffe, mach nur was dir gesagt wird. Enoch wird bald mit dem Wagen da sein. Argh, was war das?«

Ein lauter Schrei war in der Ferne zu vernehmen, und dann noch einer, kurz und hell, wie der Schrei eines Brachvogels.

»Das war Enoch«, sagte mein Onkel und packte mich am Arm. »Sie haben den armen Teufel umgebracht.«

Aber der Schrei ertönte erneut, diesmal viel näher, dann hörte ich den Klang eiliger Schritte und einen schrillen Ruf um Hilfe.

»Sie sind hinter ihm her«, schrie mein Onkel und eilte zur Vordertür. Er griff sich eine kleine Laterne und leuchtete durch das Guckloch. Im Lichtkegel sah man einen Mann panisch flüchten, sein Kopf war gebeugt und der schwarze Mantel wehte hinter ihm her. Auf der Heide belebten mehrere dunkle Verfolger den Schauplatz.

»Der Riegel! Der Riegel!«, keuchte mein Onkel. Während er ihn zurückschob, drehte ich den Schlüssel. Dann öffneten wir die Tür um den Flüchtling einzulassen. Er stürmte herein und drehte sich sofort mit einem lauten Triumphschrei um. »Vorwärts Kameraden! Alle Mann an Deck! Macht rasch, beeilt euch!«

Der Überfall wurde so schnell und geschickt durchgeführt, dass wir überrannt wurden, bevor uns der Angriff bewusst war. Der Flur war voll von stürmenden Seeleuten. Ich konnte mich aus dem Griff eines Mannes befreien und rannte zu meinem Gewehr, aber nur um sofort auf dem Steinboden zu landen, wo mich zwei andere festhielten. Sie waren so geschickt und schnell, dass ich trotz meiner Gegenwehr an den Händen gefesselt und in eine Sitzecke verfrachtet wurde, unverletzt, aber peinlich berührt, bei dem Gedanken, mit welcher Leichtigkeit die arglistigen Angreifer unsere Verteidigung überwunden hatten. Sie hatten sich nicht einmal die Mühe gemacht, meinen Onkel zu fesseln, sondern ihn nur auf seinen Stuhl gesetzt; die Gewehre hatten sie natürlich an sich genommen. Er saß mit sehr bleichem Gesicht da, seine gemütliche Figur und sein lockiger Haarkranz wirkten in der Gesellschaft dieser wilden Gestalten fehl am Platz.

Es waren insgesamt sechs Mann, offensichtlich allesamt Seeleute. In einem erkannte ich den Mann mit dem Ohrring wieder, der uns auf der Straße begegnet war. Es waren kräftige Burschen mit wettergegerbten, bärtigen Gesichtern. Einer von ihnen lehnte am Tisch, es war der sommersprossige Mann, der im Sumpf an uns vorbeigegangen war. Der schwarze Mantel, den der arme Enoch mitgenommen hatte, hing noch an seinen Schultern. Er unterschied sich sehr von den anderen, er war ausgekocht, brutal und gefährlich. Mit einem verschlagenen, bedächtigen Blick sah er meinen Onkel hämisch an. Dann wandten sie sich plötzlich mir zu und ich erfuhr, wie man durch den Blick eines Mannes eine Gänsehaut bekommt.

»Wer bist du?« fragte er. »Spuck's aus oder wir helfen nach.«

»Ich bin der Neffe von Herrn Maple und hier zu Besuch.«



»Ist das so? Gut, ich hoffe Ihr Onkel und Ihr Besuch bereitet Ihnen Vergnügen. Beeilen wir uns, Jungs, wir müssen noch vor dem Morgengrauen an Bord sein. Was machen wir mit der alten Eule?«

»Lass ihn auf Yankee-Art hochziehen und gib ihm sechs Dutzend«, sagte einer der Seeleute.

»Hörst du das, du verfluchter Cockney-Dieb? Wir werden das Leben aus dir herausprügeln, wenn du uns nicht das zurückgibst, was du gestohlen hast. Wo sind sie? du kannst mir nicht erzählen, dass du sie weggegeben hast.«

Mit einem Gesichtsausdruck voll Furcht und Starrsinn schürzte mein Onkel seine Lippen und schüttelte mit dem Kopf.

»Du willst es nicht sagen? Das werden wir noch sehen! Mach dich bereit, Jim!«

Einer der Seeleute packte meinen Onkel und zog ihm Jacke und Hemd über die Schultern. Er saß zusammengesunken auf seinem Stuhl und zitterte am ganzen Körper vor Angst.

»Hängt ihn an diese Haken.«

Eine Reihe von Haken war an der Wand angebracht, um geräuchertes Fleisch aufzuhängen. Die Seeleute verbanden die Handgelenke meines Onkels mit zwei von denselben. Dann zog einer der Männer seinen Gürtel aus.

»Das Ende mit der Schnalle, Jim«, sagte der Kapitän. »Gib's ihm mit der Schnalle.«

»Ihr Feiglinge«, schrie ich. »Ihr vergreift euch an einem alten Mann!«

»Und danach nehmen wir uns den Jungen vor«, sagte er mit einem bösen Blick in meine Richtung. »Fang an Jim, gerb ihm tüchtig das Fell.«

»Gib ihm noch eine Chance«, rief einer der Seeleute.

»Aye, aye, gib dem Waschlappen noch eine Chance!« brumzten zwei andere zustimmend.

»Wenn wir weich werden, gehen sie uns vielleicht für immer durch die Lappen«, sagte der Kapitän. »Jetzt oder nie! Wir müssen es aus ihm herausprügeln, oder aufgeben. Denkt dran, wie mühsam es war, sie zu kriegen und dass jeder von euch für sein Leben ausgesorgt hat, wenn wir sie zurückbekommen. was anderes gibt's nicht. Also, was ist nun?«

»Gib's ihm«, schrien alle wild.

»Dann geht aus dem Weg!« Die Gürtelschnalle zischte bedrohlich durch die Luft, als er sie über seine Schulter schwang.

Aber mein Onkel schrie auf, bevor der erste Schlag fiel. »Das halte ich nicht aus, lasst mich runter.«

»Nun, dann sag, wo sie sind.«

»Ich sag's euch, wenn ihr mich runterlasst.« Sie lösten seine Fesseln und er zog Jacke und Hemd wieder herunter. Die Seeleute standen um ihn herum und sahen ihn mit höchster Neugier und Begeisterung an.

»Keine Tricks!« rief der Sommersprossige. »Wir nehmen dich Stück für Stück auseinander, wenn du versuchst uns reinzulegen. Wo sind sie?«

»In meinem Schlafzimmer.«

»Wo ist das?«

»Das Zimmer über uns.«

»Und dort?«

»In der Ecke mit der Eichenkiste neben dem Bett.«

Die Seeleute eilten zur Treppe, aber ihr Kapitän rief sie zurück.

»Wir lassen den alten Fuchs nicht hier. Das hast du dir wohl so gedacht? Ich glaube du willst dich von deinem Anker losreißen. Hier, Kameraden, fesselt ihn, wir nehmen ihn mit.«

Mit Gepolter eilten sie die Treppe hoch und schleiften meinen Onkel mit sich. Ich war alleine. Meine Hände waren gefesselt, aber nicht meine Füße. Wenn ich einen Weg durch die Heide finden würde, dann könnte ich die Polizei alarmieren und diese Räuberbande abfangen, bevor sie ihr Schiff erreichte. Einen Moment überlegte ich, ob ich meinen Onkel in so einer misslichen Lage alleine lassen sollte. Aber ich konnte ihn besser unterstützen – oder im schlimmsten Fall sein Eigentum retten – wenn ich ging. Also rannte ich zum Haupteingang. Als ich ihn erreichte, hörte ich einen Schrei über meinem Kopf, ein Schlagen und Splittern und dann, inmitten eines Chores aufgeregter Rufe, fiel ein schwerer Gegenstand direkt vor meine Füße und schlug mit einem fürchterlichen Bums auf. An diesen zermalmenden Aufprall werde ich mich mein Leben lang erinnern. Dort, direkt vor mir, im Licht, das durch die geöffnete Tür fiel, lag mein unglücklicher Onkel, mit verdrehtem Hals, wie bei einem Hühnchen. Man sah auf den ersten Blick, dass der Hals gebrochen und mein Onkel tot war.

Ich hatte kaum Zeit zu begreifen, was geschehen war. Die Bande war die Treppe hinabgeeilt und hatte mich rasch umringt.

»Das haben wir nicht getan«, sagte einer von ihnen. »Er hat sich selbst aus dem Fenster gestürzt, das ist die Wahrheit. Dafür können wir nichts.«

»Er dachte wohl, er könnte uns abschütteln, wenn er erstmal draußen im Dunkeln wäre«, sagte ein anderer. »Aber er ist wohl mit dem Kopf gelandet und hat sich den verdammten Hals gebrochen.«

»Ich hätte ihm die Mühe sowieso erspart, wenn er's nicht selbst getan hätte!« sagte der Anführer grausam. »Aber, damit das klar ist, Kameraden, auch so ist das ein Mord. Wir sind alle dabei. Es gibt nur einen Ausweg, wir müssen zusammenhalten, wenn wir nicht hängen wollen. Es gibt nur einen Zeugen ...«

Er sah mich mit seinen böartigen, kleinen Augen an und ich sah, wie er etwas Glänzendes aus der Brusttasche seiner Jacke hervorziehen wollte – ein Messer oder eine Pistole. Aber zwei Mann stellen sich zwischen uns.

»Halt, Käpt'n Elias«, sagte einer von ihnen. »Dass der Alte tot ist, ist nicht unser Fehler. Wir wollten ihm nur ein bisschen das Fell gerben, mehr nicht. Was den Jungen betrifft, mit dem haben wir keinen Streit ...«

»Du Narr, du hast keinen Streit mit ihm, aber er mit dir. Sein Zeugnis wird dich dein Leben kosten, wenn du ihn nicht zum Schweigen bringst. Er oder wir, darum geht's.«

»Aye, aye, der Käpt'n hat den klügsten Kopf. Machen wir besser, was er sagt«, bemerkte ein anderer.

Aber mein Verteidiger, es war der Bursche mit dem Ohrring, deckte mich mit seinem Körper und sagte den anderen, dass keiner Hand an mich legen solle. Die Bande war zu gleichen Teilen gespalten, und mein Schicksal hätte durch einen Kampf zwischen den Parteien entschieden werden können. Plötzlich schrie der Kapitän vor Vergnügen begeistert auf und die ganze Bande stimmte ein. Ich folgte ihrem Blick und den ausgestreckten Fingern.

Mein Onkel lag mit ausgestreckten Beinen da und der Klumpfuß war am weitesten von uns entfernt. Um diesen Fuß herum lag ein dutzend brillanter Gegenstände, die im gelben Licht, das durch die offene Tür schien, blitzten und blinkten. Die hohe Sohle des Stiefels war beim Aufprall zerbrochen, und nun stellte sich heraus, dass sie hohl war und zur Aufbewahrung von Wertsachen benutzt wurde. Überall lagen wertvolle Steine auf dem Boden. Drei davon waren von ungewöhnlicher Größe und davon abgesehen lagen da noch ungefähr vierzig Steine von hohem Wert. Die Seeleute bückten sich, um sie gierig aufzusammeln, als mein Freund mit dem Ohrring mich am Ärmel packte.

»Das ist deine Chance, Mann«, flüsterte er. »Fort mit dir, bevor's dir schlimm ergeht.«

Der Rat kam zur rechten Zeit und ich zögerte nicht, ihn zu befolgen. Nach ein paar vorsichtigen Schritten war ich aus dem Schein der Lampe verschwunden. Dann rannte ich, fiel, stand auf, fiel erneut – wie schwer es ist, im Dunkeln mit gebundenen Händen durch unebenes Gelände zu laufen, weiß man erst, wenn man es versucht hat. Ich rannte und rannte, bis ich so außer Atem war, dass ich keinen Fuß mehr vor den anderen setzen konnte. Aber ich hätte mich gar nicht so beeilen müssen, denn als ich eine große Strecke zurückgelegt hatte und stehen blieb, um Atem zu schöpfen, blickte ich zurück und konnte den Schein der Laterne in der Ferne sehen; und die Seeleute, die drum herum hockten. Dann ging das Licht plötzlich aus und die große Heide lag vollständig im Dunkeln.

Meine Fesseln saßen so stramm, dass es mich eine halbe Stunde und einen abgebrochenen Zahn kostete, um sie endlich loszuwerden. Ich wollte nun versuchen, mich zu Purcells Hof durchzuschlagen, aber unter dem bewölkten Himmel konnte ich kaum die Richtung bestimmen. Für ein paar Stunden irrte ich zwischen den raschelnd vorbeiflitzenden Schafen umher, ohne mit Sicherheit sagen zu können, wohin ich ging. Als endlich im Osten das Licht erschien und ich die Heidelandschaft, die sich im grauen Morgennebel bis zum Horizont erstreckte, wieder sehen konnte, erkannte ich, dass ich Purcells Hof schon fast erreicht hatte. Und ich war überrascht, als ich ein Stück vor mir einen anderen Mann in die gleiche Richtung gehen sah. Zunächst näherte ich mich ihm vorsichtig, aber noch bevor ich ihn erreichte, erkannte ich an seinem gebeugten Rücken und dem schwankenden Schritt Enoch, den alten Diener, und ich war froh, dass er noch lebte. Die brutalen Kerle hatten ihn niedergeschlagen und ihm seinen Mantel abgenommen. In der dunklen Nacht war er auf der Suche nach Hilfe genau so herumgeirrt wie ich. Er brach in Tränen aus, als ich ihm vom Tod seines Herrn berichtete, und saß noch lange schluchzend auf den Steinen in der Heide.

»Das waren die Männer vom ›Schwarzen Mogul‹«, sagte er. »Ja, ja, ich wusste schon immer, die würden sein Ende sein.«

»Wer waren sie?« fragte ich.

»Gut, gut, Sie gehören ja zur Familie«, sagte er. »Er ist tot; ja, ja, alles ist aus und vorbei. Ich weiß Bescheid, besser als jeder andere, aber der Herr wollte nicht, dass der alte Enoch redet. Aber der Neffe ist gekommen in der Not, um zu helfen – ja, ja. Herr John, sie sollen es wissen.

Es war so, mein Herr, Ihr Onkel hatte sein Geschäft in Stepney, aber er hatte auch noch ein anderes Geschäft. Er kaufte und verkaufte; wenn er kaufte, fragte er nie, wo das Zeug herkam. Warum sollte er? Es ging ihn nichts an, nicht wahr? Die Leute brachten ihm einen Edelstein oder Silbergeschirr, was hätt's genützt, wenn er wusste woher? Das war vernünftig und nur recht und billig, wie ich meine. Wie auch immer, es war gut genug für Stepney.

Also, da war ein Dampfer aus Süd-Afrika, der unterging. Zumindest wurde das erzählt und Lloyds bezahlte den Verlust. Unter der Ladung befanden sich ein paar sehr wertvolle Diamanten. Etwas später legte die Brigg ›Schwarzer Mogul‹ im Londoner Hafen an. Die Papiere waren in Ordnung, sie kam mit einer Ladung Häute von Port Elizabeth. Der Kapitän Elias kam zum Herrn, und was denken Sie, hatte er zu verkaufen? Nun, mein Herr, so wahr, wie ich ein armer Sünder bin, so wahr ist's, dass es sich um die Diamanten handelte, die angeblich mit dem Dampfer untergegangen sind. Wie die da dran gekommen sind, weiß ich nicht, der Herr auch nicht. Er wollt's auch nicht wissen.

Der Käpt'n hatte seine Gründe, sie in Sicherheit zu bringen, und gab sie dem Herrn, so wie man Geld zur Bank bringt. Aber der Herr wollte die Steine für sich selbst und war daher nicht glücklich, als der Käpt'n wiederkam, um sie zu holen; sagte es wäre besser, wenn er sie bei ihm lassen würde. Glauben Sie mir, das war's, was der Herr zum Käpt'n in dem kleinen Hinterzimmer in Stepney sagte. Das hat ihm ein gebrochenes Bein und drei gebrochene Rippen eingebracht.

Den Käpt'n haben sie dafür eingelocht und der Herr hat, obwohl erstmal fünfzehn Jahre Frieden zu erwarten waren, London verlassen, denn er hatte Angst vor den Seeleuten. Aber schon nach fünf Jahren war der Käpt'n wieder draußen und hinter ihm her, mit so vielen aus seiner Mannschaft, wie er finden konnte. ›Ruf die Polizei‹, haben Sie gesagt! Nun, das kann auch ins Auge gehen, deshalb wollte der Herr fast genau so wenig von der Polizei wissen wie Elias. Hier hatten sie ihn festgenagelt, wie Sie selbst gesehen haben. Und hier haben sie ihn schließlich fertig gemacht. Die Einsamkeit, von der er dachte, sie wäre ein Schutz, war sein Verderben. Na gut, er war zu vielen hart, aber immer ein guter Herr für mich, so einen werd ich so bald nicht wieder finden.«

Ein Wort zum Abschluss. An diesem Morgen wurde ein merkwürdiger Kutter, der schon zuvor an der Küste gesichtet worden war, dabei beobachtet, wie er Kurs auf die Irische See nahm. Vermutlich waren Elias und seine Männer an Bord. Auf jeden Fall hörte man nie wieder von Ihnen. Eine Untersuchung zeigte, dass mein Onkel in den letzten Jahren ein elendes Dasein führte und kaum etwas hinterließ. Das Wissen, dass er den Schatz in seinem außerordentlichen Versteck mit sich herumtrug, schien die einzige

Freude seines Lebens gewesen zu sein. Offensichtlich hatte er nie einen der Steine verkauft. So wurde sein unehrenhafter Name nicht durch eine Wohltat nach seinem Tod reingewaschen und seine Familie, die von seinem Leben und Sterben schockiert war, begrub schließlich alle Erinnerungen an den klumpfüßigen Händler von Stepney.

---

- 1 Stadtteil von London
- 2 ›Cockney‹ ist die Bezeichnung für einen englischen Dialekt in London und für die Menschen, die ihn sprechen.

## Der versiegelte Raum

Ein reger Anwalt mit sportlichen Ambitionen, den sein Geschäft dazu zwang, von 10:00 bis 17:00 Uhr in seinem Büro auszuharren, muss abends irgendeine sportliche Betätigung ergreifen, die für ihn in Frage kommt. Daher wurde es zu meiner Gewohnheit, sehr ausgedehnte, nächtliche Ausflüge in die Hügel von Hampstead und Highgate zu unternehmen, um meine Lungen von der verschmutzten Luft der ›Abchurch Lane‹ zu reinigen. Es war während einer meiner ziellosen Ausflüge als ich Felix Stanniford zum ersten Mal traf. Diese Begegnung war der Anfang des außergewöhnlichsten Abenteuers meines Lebens.

Eines Abends – es war Ende April oder Anfang Mai 1894 – hatte ich mich an die nördliche Stadtgrenze von London begeben und spazierte die prächtigen Straßen mit ihren Backsteinvillen entlang. Die Stadt dehnt sich hier immer weiter ins Umland aus. Es war eine klare, schöne Frühlingsnacht, von einem wolkenlosen Himmel schien der Mond. Ich hatte schon viele Kilometer zurückgelegt und daher – in Gedanken versunken – ein gemächlicheres Tempo eingeschlagen. In dieser besinnlichen Stimmung wurde meine Aufmerksamkeit von dem Haus gefesselt, an dem ich gerade vorbeiging.

Es war ein sehr großes Haus, das auf seinem eigenen Grundstück mit etwas Abstand zur Straße stand, und recht modern wirkte, aber nicht so neu wie die schlichten, billigen Neubauten in der Nachbarschaft. Die einheitliche Häuserfront wurde durch die Wiese mit Lorbeerbüschen, hinter der das Haus stand, unterbrochen. Anscheinend handelte es sich um den Landsitz eines wohlhabenden Kaufmanns, der vielleicht schon zu einer Zeit gebaut worden war, als die nächste Straße noch eine Meile entfernt war. Inzwischen hatte der »Krake London« das Haus mit seinen backsteinernen Tentakeln umschlossen. Die nächste Stufe des »Verschlingens und Verdauens« würde darin bestehen, dass man billige »80-Pfund-pro-Jahr-Villen« auf dem Grundstück vor dem Gebäude errichtete. Während mir diese Gedanken durch den Kopf gingen, ereignete sich etwas, das meine Gedanken in eine ganz andere Richtung lenkte.

Eine vierrädrige Droschke – einer dieser Schandflecke von London – kam quietschend und rumpelnd von der einen Seite; auf der anderen war der gelbe Schein einer Fahrradlampe zu sehen. Das waren die einzigen beweglichen Objekte auf der langen, mondbeschienenen Straße, und sie stießen mit einer derart teuflischen Präzision zusammen, die sonst nur beim Aufeinandertreffen zweier Schiffe in den Weiten des Atlantiks zu beobachten ist. Schuld daran war der Radfahrer. Er hatte versucht, vor der Droschke die Straße zu überqueren, die Entfernung unterschätzt und das Pferd hatte ihn umgeworfen. Murrend stand er auf, während er vom Kutscher beschimpft wurde. Als dieser merkte, dass noch niemand nach seiner Nummer gefragt hatte, gab er seinem Pferd einen Hieb mit der Peitsche und rumpelte davon. Der Radfahrer beugte sich zu seinem am Boden liegenden Fahrrad hinab, doch dann setzte er sich plötzlich hin und stöhnte: »Oh Gott!«

Ich rannte über die Straße zu ihm. »Haben Sie sich verletzt?« fragte ich.

»Es ist mein Knöchel«, sagte er. »Ich glaube er ist nur verstaucht, aber es tut ganz schön weh. Bitte geben Sie mir Ihre Hand.«

Im gelben Licht der Fahrradlampe sah ich einen vornehmen jungen Mann, mit einem dunklen Schnurrbart, großen, braunen Augen, der sensibel und nervös wirkte und dessen eingesunkene Wangen von Kränklichkeit zeugten. Die Arbeit oder Kummer hatte Spuren in seinem schmalen, gelblichen Gesicht hinterlassen. Ich half ihm auf, aber er konnte mit einem Fuß nicht auftreten und stöhnte, als er ihn bewegte.

»Ich kann nicht auf ihm stehen«, sagte er.

»Wo wohnen Sie?«

»Hier!« Er nickte in Richtung des Hauses mit dem Garten. »Ich hatte gerade die Straße überquert, um das Tor zu erreichen, als die verflixte Droschke mich erwischte. Können Sie mir hineinhelpen?«

Das war nicht schwierig. Ich stellte das Fahrrad hinter dem Tor ab und half ihm die Auffahrt hinunter und die Stufen zum Haupteingang hinauf. Es brannte nirgends ein Licht; das Haus war dunkel und still, als wenn nie jemand dort gewohnt hätte.

»Das genügt, ich danke Ihnen vielmals«, sagte er, während er seinen Schlüssel in das Schloss steckte.

»Nein, erlauben Sie mir bitte, Sie noch hineinzubringen.«

Er protestierte zaghaft und gereizt, stellte aber schnell fest, dass er ohne mich nicht weiterkam. Wir betraten die stockfinstere Halle. Er taumelte vorwärts, während ich weiterhin seinen Arm stützte. »Diese Tür rechts«, sagte er, sich durch das Dunkel tastend.

Ich öffnete die Tür und im gleichen Augenblick gelang es ihm, ein Streichholz zu entflammen. Auf dem Tisch stand eine Lampe, die er anzündete. »Jetzt geht es schon. Sie können gehen. Auf Wiedersehen!«. Mit diesen Worten setzte er sich in einen Sessel und verlor das Bewusstsein.

Ich war in einer misslichen Lage. Der Mann sah so geisterhaft aus, dass ich nicht sicher war, ob er überhaupt noch lebte. Noch zitterten seine Lippen und seine Brust hob und senkte sich, aber seine Augen waren zwei weiße Schlitze und sein Gesicht hatte sich schrecklich verfärbt. Diese Verantwortung konnte ich nicht übernehmen. Ich zog an der Klingelschnur und hörte eine Glocke in der Ferne stürmisch läuten. Aber niemand kam. Das Klingeln erstarb und die Stille wurde von keinem Geräusch unterbrochen. Ich wartete und klingelte erneut, mit dem gleichen Ergebnis. Da musste doch jemand sein! Der junge Herr konnte doch unmöglich alleine in diesem riesigen Haus wohnen! Seine Angehörigen mussten von seinem Zustand erfahren! Da sie nicht auf das Klingeln antworteten, musste ich sie wohl selbst aufscheuchen. Ich nahm die Lampe und eilte aus dem Zimmer.

Was ich draußen vorfand, überraschte mich. Die Halle war leer. Die Treppe war kahl und mit gelbem Staub bedeckt. Es gab drei weitere, große Zimmer, alle leer – ohne Möbel, Teppiche und Vorhänge –, abgesehen von einer Unzahl von grauen Spinnweben an der Decke und den Wänden. Meine Schritte hallten in diesen leeren und stillen Räumen. Dann ging ich weiter durch einen Korridor. Ich hoffte eine bewohnte Küche zu finden, mit einem Bediensteten in einem abgelegenen Zimmer. Doch alles war hier genau so

verlassen. In meiner Verzweiflung jemanden zu finden, rannte ich einen anderen Korridor hinunter und fand etwas, das mich noch mehr überraschte.

Der Gang endete an einer großen, braunen Tür. Diese Tür war mit einem runden Siegel aus rotem Wachs – mit einem Durchmesser von ungefähr vier Zentimeter<sup>1</sup> –, über dem Schlüsselloch verschlossen. Ich hatte den Eindruck, dass dieses Siegel sich schon längere Zeit dort befand, denn es war verstaubt und verblasst. Während ich es anstarrte und mich fragte, was wohl hinter dieser versiegelten Tür lag, hörte ich jemand hinter mir rufen. Ich rannte zurück und fand den jungen Mann in seinem Stuhl sitzend. Er war sehr erstaunt darüber, dass er im Dunkeln saß.

»Warum um alles in der Welt haben Sie die Lampe weggenommen?« fragte er.

»Ich habe nach Hilfe gesucht.«

»Da können Sie lange suchen, ich lebe alleine in diesem Haus.«

»Das ist aber sehr gefährlich, wenn Sie mal krank werden.«

»Es war albern, dass ich ohnmächtig wurde. Aber ich habe eine Herzschwäche von meiner Mutter geerbt, Schmerz oder Aufregung wirken sich bei mir so aus. Eines Tages wird es mich umbringen, so wie es ihr ergangen ist. Sie sind nicht zufälligerweise Arzt?«

»Nein, Anwalt. Frank Alder ist mein Name.«

»Ich heiße ist Felix Stanniford. Lustig, dass mir ein Anwalt begegnet, wo mein Freund Perceval doch sagt, dass ich bald einen brauchen werde.«

»Das ist sicher ein glücklicher Zufall.«

»Nun, das hängt von dem Anwalt ab. Haben Sie mit der Lampe das gesamte Erdgeschoss abgesucht?«

»Ja.«

»Alles?«, fragte er mit Betonung und sah mich dabei scharf an.

»Ich denke schon. Ich hoffte doch, irgendwo jemanden zu finden.«

»Haben Sie alle Zimmer betreten?« fragte er mit dem gleichen intensiven Blick.

»Nun, alle die ich betreten konnte.«

»Oh, Sie haben es bemerkt!«, sagte er und zuckte mit den Achseln, wie ein Mann, der das Beste aus einer Misere machen muss.

»Was bemerkt?«

»Natürlich die versiegelte Tür.«

»Ja, hab ich.«

»Waren Sie nicht neugierig, was darin ist?«

»Natürlich empfand ich es als ungewöhnlich.«

»Denken Sie, Sie könnten jahrelang in diesem Haus alleine leben, mit dem ständigen Verlangen herauszufinden, was sich hinter dieser Tür befindet, ohne nachzusehen?«

»Wollen Sie etwa damit sagen, dass Sie es selbst nicht wissen?« rief ich aus.

»Genauso wenig wie Sie.«

»Warum sehen Sie nicht nach?«

»Ich darf nicht.«



Seine Stimme klang sehr gezwungen und ich erkannte, dass ich auf ein heikles Feld geraten war. Ich weiß nicht, ob ich wissbegieriger bin als meine Mitmenschen, aber an dieser Sache war etwas, was mich *sehr* neugierig machte. Im Moment gab es jedoch keinen Grund mehr, weiter in dem Haus zu verweilen, denn mein Schützling hatte ja sein Bewusstsein wiedererlangt. Ich stand auf und wollte gehen.

»Sind Sie in Eile?« fragte er.

»Nein, ich habe nichts Besonderes vor.«

»Nun, es würde mich freuen, wenn Sie noch ein wenig bleiben. Ich lebe hier sehr zurückgezogen und einsam. Ich glaube nicht, dass es in London noch eine weitere Person gibt, die so lebt wie ich. Es ist selten jemand bei mir, mit dem ich sprechen kann.«

Ich sah mich in dem kleinen, spärlich möblierten Zimmer um. Eine Schlaf-Couch stand an einer Seite. Dann dachte ich an das große, leere Haus und die unheimliche Tür mit dem roten Siegel. In dieser Situation steckte etwas Wunderliches und Groteskes und so war mein Verlangen geweckt, mehr zu erfahren. Vielleicht gelang es, wenn ich Geduld bewies. So sagte ich ihm, es wäre mir ein Vergnügen.

»Sie werden einige Spirituosen und einen Siphon auf dem Seitentisch finden. Verzeihen Sie mir, ich würde Sie gerne selbst bedienen, aber ich kann den Raum nicht durchqueren. Da sind auch Zigarren auf dem Brett. Ich hätte gerne selbst eine. Also, Sie sind Anwalt, Herr Alder?«

»Ja.«

»Und ich bin Garnichts. Ich bin die hilfloseste aller lebenden Kreaturen, der Sohn eines Millionärs. Ich wurde in der Erwartung großgezogen, einmal sehr wohlhabend zu sein. Nun bin ich hier, ein armer Mann, ohne einen Beruf. Und der Gipfel von allem ist, dass man mir dieses riesige Haus hinterlassen hat, das ich nicht unterhalten kann. Ist das nicht absurd? Es nur für mich zu nutzen ist, wie wenn ein Fuhrmann seinen Karren von einem Vollblut ziehen lässt. Für ihn wäre ein Esel nützlicher und für mich eine Hütte.«

»Warum verkaufen Sie es nicht?«

»Ich darf nicht.«

»Dann vermieten?«

»Auch das darf ich nicht.«

Ich war sehr verwundert, er aber lächelte.

»Ich erkläre Ihnen, wie das kommt, wenn es Sie nicht langweilt«, sagte er.

»Im Gegenteil, es interessiert mich außerordentlich.«

»Nachdem Sie mir so freundlich aus meiner Notlage geholfen haben, ist das Mindeste, was ich tun kann, Sie von jeglicher Neugier zu befreien, die Sie vielleicht fühlen. Sie müssen wissen: Mein Vater war Stanislaus Stanniford, der Bankier.«

Stanniford, der Bankier! Sofort erinnerte ich mich wieder. Seine Flucht aus dem Land vor etwa sieben Jahren war einer der Skandale und Sensationen jener Zeit gewesen.

»Ich sehe, Sie erinnern sich«, sagte mein Gefährte. »Mein armer Vater verließ das Land, um seinen vielen Freunden aus dem Weg zu gehen, deren Ersparnisse er in einer Spekulation verloren hatte. Er war ein sensibler, empfindsamer Mann, und seine Schuld

lastete schwer auf seinem Gewissen. Er hatte zwar kein Gesetz gebrochen, aber er schämte sich. Er konnte nicht einmal seiner Familie vor die Augen treten und so starb er in der Fremde, ohne dass wir wussten, wo er war.«

»Er starb!« sagte ich.

»Wir hatten keinen Beweis, mussten aber annehmen, dass es so war. Die Spekulation wurde nämlich unerwartet doch noch ein Erfolg, also hätte er zurückkehren und jedermann aufrecht ins Gesicht sehen können. Er wäre gewiss zurückgekehrt, wenn er noch gelebt hätte. Aber er ist wohl innerhalb der letzten zwei Jahre gestorben.«

»Warum in diesem Zeitraum?«

»Es ist zwei Jahre her, dass wir zum letzten Mal von ihm hörten.«

»Und er teilte ihnen nicht mit, wo er war?«

»Der Brief kam aus Paris, ohne Adresse des Absenders. Damals war gerade meine arme Mutter gestorben, also schrieb er mir einen Brief mit einigen Anweisungen und Ratschlägen. Seitdem hab ich nichts mehr von ihm gehört.«

»Und davor, hat er sich da gemeldet?«

»Ja, wir haben von ihm gehört, hier nahm die Geschichte mit der mysteriösen, versiegelten Tür, über die Sie heute Nacht gestolpert sind, ihren Anfang. Reichen Sie mir bitte diese Kassette dort. Sie enthält die Briefe meines Vaters, und Sie sind der erste, der sie zu sehen bekommt, abgesehen von Herrn Perceval.«

»Wer ist Herr Perceval, wenn ich fragen darf?«

»Er war der Prokurist meines Vaters und danach ein Freund und Ratgeber für meine Mutter und schließlich für mich. Ohne ihn hätte ich nicht gewusst, was ich tun sollte. Er hat die Briefe gelesen, aber sonst niemand. Dies ist der erste, er traf noch an dem Tag ein, an dem mein Vater verschwand – vor sieben Jahren. Lesen Sie selbst.«

Meine teuerste Gattin,

seit Sir William mir mitteilte, wie schwach dein Herz ist und wie sehr dir jegliche Aufregung schaden würde, habe ich dir nie von meinen Geschäften erzählt. Nun ist die Zeit gekommen, wo ich dir, trotz des Risikos berichten muss, dass sich meine Geschäfte sehr schlecht für mich entwickelt haben. Das zwingt mich, dich für eine Weile zu verlassen. Ich versichere dir aber ausdrücklich, dass wir uns sehr bald wiedersehen werden. Darauf kannst du dich verlassen. Meine Liebe, wir werden nur für eine sehr kurze Zeit getrennt sein. Bitte gräme dich nicht deswegen und lass nicht zu, dass deine Gesundheit darunter leidet, daran liegt mir sehr viel.

Jetzt muss ich eine Bitte äußern und ich beschwöre dich bei allem, was uns verbindet, diese genauestens zu erfüllen. Es gibt in meiner Dunkelkammer ein paar Dinge, die niemand sehen soll. Das ist der Raum, den ich zur Bearbeitung meiner Photographien benutze, am Ende des Korridors zum Garten. Um sorgenvollen Gedanken Deinerseits vorzubeugen: Ich versichere dir, meine Teuerste, dass dort nichts ist, was dich in Verlegenheit bringen könnte. Aber ich wünsche nicht, dass du oder Felix den Raum betretet. Das Zimmer ist verschlossen und ich bitte dich eindringlich, ein Siegel über dem Schloss anzubringen, sobald du diese Zeilen liest. Bitte verkaufe oder vermiete das Haus

nicht, denn beides würde zur Entdeckung meiner Geheimnisse führen. Solange du oder Felix in dem Haus wohnt, weiß ich, dass mein Wunsch erfüllt wird. Wenn Felix einundzwanzig geworden ist, darf er den Raum betreten – nicht vorher.

Und nun, auf Wiedersehen, du beste aller Frauen. Während unserer kurzen Trennung wird dir Herr Perceval in allen Lebenslagen mit Rat und Tat zur Seite stehen. Er genießt mein vollständiges Vertrauen. Ich hasse es, dich und Felix zu verlassen, selbst wenn es nur für kurze Zeit ist. Aber ich habe keine andere Wahl.

Dein dich auf ewig liebender Gatte

Stanislaus Stanniford

4. Juni 1887

»Das sind sehr private Angelegenheiten, die ich Ihnen aufbürde«, entschuldigte sich mein Gesprächspartner. »Betrachten Sie es bitte so, als wenn Sie es in Ihrer Eigenschaft als Anwalt zu hören bekämen. Ich bin froh, endlich jemanden gefunden zu haben, mit dem ich darüber reden kann.«

»Ihr Vertrauen ehrt mich und ich bin begierig, weitere Einzelheiten zu hören«, antwortete ich.

»Mein Vater war bekannt für seine absolute Liebe zur Wahrheit. Er war geradezu pedantisch genau. Wenn er sagte, er hoffe meine Mutter sehr bald wiederzusehen und dass sich in der Dunkelkammer nichts befinde, dessen er sich zu schämen hätte, dann können Sie sich darauf verlassen, dass er es genau so gemeint hat.«

»Aber was könnte es sein?« stieß ich hervor.

»Weder meine Mutter, noch ich hatten irgendeine Idee. Wir erfüllten seinen Wunsch buchstabengetreu und brachten das Siegel an der Tür an; dort ist es heute noch. Meine Mutter lebte nach seinem Verschwinden noch fünf Jahre, obwohl alle Ärzte sagten, dass sie nicht mehr lange zu leben hätte. Ihr Herz war sehr schwach. Während der ersten Monate erhielt sie zwei weitere Briefe meines Vaters, beide aus Paris, ohne Adresse des Absenders. Sie waren kurz und sagten das gleiche, nämlich dass sie sich bald wiedersehen würden und sie sich nicht grämen solle. Dann gab es keine weiteren Nachrichten bis zu ihrem Tod. Und zuletzt erhielt ich einen Brief von so privater Natur, dass ich Ihnen diesen nicht zeigen kann. Er bat mich, ihm nicht böse zu sein, gab mir einige gute Ratschläge und sagte auch, dass das Versiegeln des Raumes nach Mutters Tod nicht mehr ganz so wichtig sei. Aber ihn zu öffnen, könne anderen schaden, daher sei es das Beste, wenn ich dies bis zu meinem 21. Geburtstag verschiebe; das Vergehen der Zeit werde die Dinge einfacher gestalten. In der Zwischenzeit solle ich den Raum hüten. So, nun werden Sie verstehen, dass ich das große Haus weder verkaufen noch vermieten kann, obwohl ich fast mittellos bin.«

»Sie könnten es mit einer Hypothek belasten.«

»Das hat mein Vater bereits getan.«

»Das ist eine höchst ungewöhnliche Situation.«

»Meine Mutter und ich waren gezwungen, das Personal zu entlassen und die Möbel nach und nach zu verkaufen. So lebe ich jetzt alleine in einem einzigen Zimmer. Aber es sind nur noch zwei Monate.«

»Was meinen Sie?«

»In zwei Monaten werde ich einundzwanzig. Das erste, was ich tun werde, ist diese Tür zu öffnen; das zweite, dieses Haus loszuwerden.«

»Warum ist Ihr Vater fortgeblieben, nachdem sich herausgestellt hatte, dass seine Investition sich zum Guten gewendet hatte?«

»Er muss tot sein.«

»Sie sagten, er hätte nicht gegen ein Gesetz verstoßen, als er das Land verließ?«

»Jawohl.«

»Warum hat er Ihre Mutter nicht mitgenommen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Warum hält er seine Adresse geheim?«

»Das weiß ich nicht.«

»Warum ließ er Ihre Mutter alleine sterben und kam nicht einmal zu ihrer Beerdigung?«

»Das weiß ich nicht.«

»Mein lieber Freund, ich möchte ihnen nun mal offen meine Meinung als professioneller Berater sagen. Für mich ist es vollkommen klar, dass es für ihn sehr gute Gründe geben muss, nicht in dieses Land zurückzukehren. Auch wenn derzeit noch nichts gegen ihn vorliegt, weiß er vielleicht, dass es etwas gibt, das eine Strafverfolgung nach sich ziehen könnte. Das ist doch ganz offensichtlich. Welchen anderen Grund könnte es geben, der zu allen Fakten passt?«

Mein Gesprächspartner nahm meinen Verdacht nicht gut auf.

»Sie genießen nicht den Vorzug, ihn zu kennen, Herr Alder«, antwortete er kühl. »Ich war noch ein Junge als er uns verließ, aber er war stets mein Vorbild. Sein einziger Fehler war, dass er zu mitfühlend und selbstlos war. Dass jemand seinetwegen Geld verlieren würde, hätte ihm das Herz gebrochen. Sein Ehrgefühl war sehr ausgeprägt, und jede Theorie bezüglich seines Verschwindens, die dem widerspricht, ist falsch.«

Ich war sehr ergriffen, dass der Junge so überzeugt redete, obwohl die Fakten gegen ihn sprachen. Es konnte keinen unvoreingenommenen Blick auf die Angelegenheit werfen.

»Ich spreche nur als Außenstehender«, sagte ich. »Und nun muss ich Sie verlassen, denn ich habe noch einen weiten Heimweg. Ihre Geschichte hat mein Interesse in so hohem Maße geweckt, dass ich mich freuen würde, ihren Ausgang zu erfahren.«

»Lassen Sie Ihre Karte da«, sagte er. Das tat ich, wünschte ihm noch eine gute Nacht und ging.

Ich hatte einige Zeit nichts mehr von der Angelegenheit gehört und fürchtete schon, dass es sich um eines jener flüchtigen Erlebnisse handelte, die lediglich Anlass für Spekulationen und Hoffnungen sind und zuletzt aus unserem Gedächtnis verschwinden. Doch eines Tages brachte mir ein Angestellter die Karte eines Herrn J. H. Perceval in mein Büro in der Abchurch Lane, gleich darauf wurde er in mein Büro geführt. Der kleine, hagere, helläugige Inhaber der Karte war etwa fünfzig Jahre alt.

»Mein Herr, darf ich annehmen, dass mein junger Freund, Felix Stanniford, meinen Namen erwähnt hat?« sagte er.

»Selbstverständlich, ich erinnere mich«, antwortete ich.

»Wenn ich recht informiert bin, hat er ihnen von den Umständen des Verschwindens meines ehemaligen Arbeitgebers berichtet.«

»So ist es.«

»Und Sie haben Ihr Interesse an dieser Angelegenheit zum Ausdruck gebracht.«

»Sie interessiert mich sehr.«

»Ihnen ist bewusst, dass wir die Erlaubnis von Herrn Stanniford haben, die Tür am 21. Geburtstag seines Sohnes zu öffnen?«

»Ich entsinne mich.«

»Der 21. Geburtstag ist heute.«

»Haben Sie sie geöffnet?«, fragte ich gespannt.

»Noch nicht, mein Herr«, sagte er ernsthaft. »Ich habe Grund zu der Annahme, dass es gut wäre, Zeugen dabei zu haben, wenn die Tür geöffnet wird. Sie sind ein Anwalt und mit den Fakten vertraut. Werden Sie bei dem Ereignis anwesend sein?«

»Aber gewiss doch.«

»Sie sind tagsüber beschäftigt, und mir geht es genau so. Wollen wir uns um 21:00 Uhr am Haus treffen?«

»Es wird mir ein Vergnügen sein.«

»Dann erwarten wir Sie. Bis dahin: Auf Wiedersehen.« Er verbeugte sich respektvoll und ging.

Ich hielt meine Verabredung an diesem Abend ein. Mein Kopf war voller fruchtloser Gedanken und Spekulationen zu dem Mysterium, dass wir nun aufklären wollten. Herr Perceval und mein junger Bekannter erwarteten mich in dem kleinen Zimmer. Es überraschte mich nicht, dass der junge Mann blass und sehr nervös war. Den kleinen, nüchternen Geschäftsmann hingegen schien gewaltige Aufregung gepackt zu haben, die er kaum zu meistern wusste. Seine Wangen waren gerötet, er rang die Hände und konnte kaum einen Moment stillstehen.

Stanniford begrüßte mich herzlich und dankte mir viele Male für mein Kommen. »Nun, Perceval, ich denke, es gibt keinen Grund, die Sache weiter aufzuschieben. Ich bin froh, wenn es vorüber ist.«

Der Prokurist nahm die Lampe und ging voraus. Als er vor der Tür stehen blieb, zitterte seine Hand, so dass das Licht zu flackern begann.

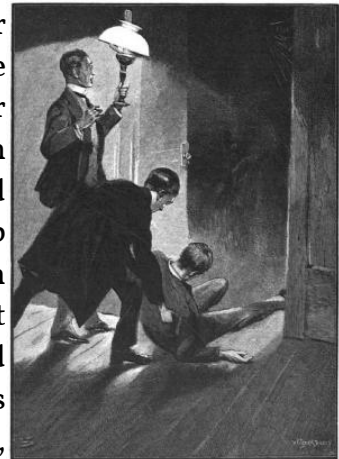
»Herr Stanniford«, sagte er mit brüchiger Stimme, »Ich hoffe, Sie sind darauf vorbereitet, dass Sie vielleicht etwas Schreckliches zu sehen bekommen, wenn das Siegel entfernt und die Tür geöffnet ist.«

»Was kann da schon sein, Perceval? Machen Sie mir keine Angst.«

»Nein, Herr Stanniford, aber ich wünschte mir, Sie wären vorbereitet ... darauf gefasst ... nicht zuzulassen, dass Sie ...« Er leckte seine trockenen Lippen zwischen jedem angedeuteten Halbsatz. Plötzlich wurde mir klar, so klar, wie wenn er es mir selbst gesagt hätte, dass er wusste, was sich hinter der Tür verbarg; und dass es etwas Schreckliches war. »Hier sind die Schlüssel, Herr Stanniford, aber denken Sie an meine Warnung.«

Er hatte einen Schlüsselbund in der Hand und der junge Mann schnappte ihn sich. Dann stieß er sein Messer unter das ausgebleichte, rote Siegel und riss es ab. Die Lampe rasselte und schaukelte in Percevals Hand, also nahm ich sie und beleuchtete das Schlüsselloch, während Stanniford einen Schlüssel nach dem anderen versuchte. Schließlich drehte sich einer im Schloss und die Tür flog auf. Er ging einen Schritt in den Raum, dann noch einen und dann – mit einem fürchterlichen Aufschrei sank der junge Mann ohnmächtig zu Boden.

Ich hatte die Warnung von Perceval ernst genommen und war auf einen Schock vorbereitet; sonst hätte ich mit Sicherheit die Lampe fallen lassen. Der Raum war fensterlos und schlicht; er war als Photolabor eingerichtet. Auf einer Seite war ein Wasserhahn mit Spülbecken, ein Regal mit Flaschen und Messbechern auf der anderen. Ein einzigartiger Geruch, halb chemisch, halb animalisch, lag in der Luft. Ein einzelner Tisch mit einem Stuhl stand direkt vor uns, und auf diesem saß, mit dem Rücken zu uns, ein Mann beim Schreiben. Umriß und Haltung schienen so natürlich wie die eines Lebenden. Aber als das Licht auf ihn fiel, standen mir die Haare zu Berge – ich sah, dass sein Nacken schwarz und runzelig war, und nicht dicker als meine Faust. Überall lag Staub auf ihm – eine dicke Schicht gelben Staubes –, auf seinen Haaren, seinen Schultern und seinen grünlichen, verschrumpelten Händen. Sein Kopf war auf seine Brust gesunken. Der Stift lag noch auf dem verfärbten Blatt Papier.



»Mein armer Chef! Mein armer Chef!«, schrie Perceval; Tränen liefen über seine Wangen.

»Was, das ist Stanislaus Stanniford?« rief ich.

»Hier saß er in den letzten sieben Jahren. Warum hat er das nur getan? Ich habe gebettelt, ihn auf Knien angefleht, aber er hat nicht nachgegeben. Sie sehen den Schlüssel auf dem Tisch. Er hat die Tür von innen verschlossen. Er hat noch etwas geschrieben; wir müssen es lesen.«

»Ja, ja, nehmen Sie es und dann lassen Sie uns um Gottes Willen hier verschwinden«, rief ich. »Die Luft ist vergiftet. Stehen Sie auf Stanniford, kommen Sie.« Jeder von uns

nahm sich einen Arm und so stützten wir den entsetzten jungen Mann, als wir ihn zu seinem Zimmer zurückführten.

»Es war mein Vater!«, schrie er, als er sein Bewusstsein vollständig wiedererlangt hatte. »Er saß da tot in seinem Stuhl. Und Sie wussten es, Perceval. Das war es, was Sie meinten, als Sie mich warnten.«

»Ja, ich wusste es, Herr Stanniford. Ich habe mein Bestes getan, aber meine Position war äußerst schwierig. Sieben Jahre musste ich mit dem Wissen leben, dass Ihr Vater tot in der Kammer lag.«

»Sie wussten es und haben es uns nie gesagt!«

»Seien Sie nicht so hart zu mir, Herr Stanniford, bitte! Seien Sie nachsichtig mit dem Mann, der eine sehr schwierige Rolle zu spielen hatte.«

»Mir schwirrt der Kopf, ich kann es nicht fassen!« Er rappelte sich auf und schenkte sich einen Brandy ein. »Diese Briefe an meine Mutter und mich waren Fälschungen?«

»Nein, Ihr Vater schrieb und adressierte sie, dann übergab er sie mir, damit ich sie zu gegebener Zeit abschickte. Ich habe seine Anweisungen bis ins kleinste Detail befolgt. Er war mein Dienstherr und ich musste gehorchen.«

Der Brandy hatte die Nerven des jungen Mannes beruhigt. »Erzählen Sie es mir, ich kann es jetzt ertragen«, sagte er.

»Also gut, Herr Stanniford. Sie wissen von der Krise damals und dass er davon ausgehen musste, dass viele arme Leute ihre Ersparnisse aufgrund seines Fehlers verlieren würden. Er war ein zartbesaiteter Mann und konnte den Gedanken nicht ertragen. Es quälte ihn dermaßen, dass er beschloss, seinem Leben ein Ende zu setzen. Oh, Herr Stanniford, wenn Sie wüssten, wie ich ihn gebeten habe, wie ich mit ihm gerungen habe – Sie würden mir nie einen Vorwurf machen. Er seinerseits flehte mich auf eine Art und Weise an, wie es noch nie jemand zuvor getan hat. Er sagte, er habe seinen Entschluss gefasst und werde es auf jeden Fall tun. Es läge an mir, ob sein Tod leicht und glücklich oder in höchstem Maße erbärmlich werden würde. Ich las in seinen Augen, dass er meinte, was er sagte. Zuletzt gab ich seinen Bitten nach und versprach, nach seinem Willen zu handeln.

Was ihn sehr besorgt machte, war die Versicherung des besten Arztes von Londons, dass das Herz seiner Frau beim kleinsten Schock versagen werde. Er wollte auf keinen Fall das Ableben seiner Frau beschleunigen. Dennoch war sein Dasein für ihn unerträglich. Wie konnte er aus dem Leben scheiden, ohne ihr Schaden zuzufügen? Sie wissen nun, wie er das getan hat. Er schrieb die Briefe, die sie erhielt. Darin steht nichts, was nicht genauestens der Wahrheit entspricht. Wenn er davon sprach, sie bald wiederzusehen, dann bezog er sich auf ihren eigenen bevorstehenden Tod. Er war so sehr davon überzeugt, dass dieser in wenigen Monaten eintreten würde, dass er mir nur zwei Briefe für sie gab, die ich in Abständen verschicken sollte. Sie lebte noch fünf Jahre und ich hatte keine Briefe mehr, die ich schicken konnte. Doch er gab mir noch einen weiteren Brief, den ich an Sie, junger Herr, schicken sollte, sobald Ihre Mutter verstorben war. Ich schickte all diese Briefe über Paris, um den

Anschein zu erwecken, er sei im Ausland. Es war sein Wunsch, dass ich nichts sagen sollte; also schwieg ich. Ich war ein treuer Diener. Er dachte zweifellos, dass der Schock seiner Freunde beim Öffnen der Tür, sieben Jahre nach seinem Tod nicht mehr so schlimm sein würde. Er war immer um andere besorgt.«

Für eine Weile herrschte Schweigen, bis der junge Stanniford das Wort ergriff.

»Ich kann Ihnen keine Vorwürfe machen, Perceval. Sie haben meiner Mutter einen Schock erspart, der ihr mit Sicherheit das Herz gebrochen hätte. Was ist mit diesem Papier?«

»Es ist die letzte Nachricht Ihres Vaters, mein Herr. Soll ich sie vorlesen?«

»Bitte ...«

»Ich habe das Gift genommen und fühle es in meinem Körper. Es ist fremdartig, aber nicht schmerzhaft. Wenn meine Wünsche getreulich erfüllt wurden, dann bin ich schon mehrere Jahre tot, wenn diese Worte gelesen werden. Sicher wird mir nun niemand mehr, der Geld durch mich verloren hat, feindselig gegenüberstehen. Und du, Felix, wirst mir diesen Skandal vergeben. Möge Gott meiner total erschöpften Seele Frieden schenken!«

»Amen!«, riefen wir alle drei.

---

1 Im Original ist hier von der Größe einer 5 Shilling Münze die Rede. Aber wahrscheinlich kann heutzutage niemand mehr aus dem Stand sagen, wie groß damals eine derartige Münze war.



## Die brasilianische Katze.

Es ist schwer für einen jungen Mann mit teuren Vorlieben, hohen Erwartungen und Verbindungen zur Aristokratie, wenn er eigentlich kein Geld in der Tasche hat und auch keinen Beruf, um welches zu verdienen. Mein Vater, ein gutmütiger, optimistischer und leichtlebiger Mann, war vollkommen davon überzeugt, dass ich, sein einziger Sohn, niemals würde arbeiten müssen, denn er glaubte sich auf den Wohlstand und die Großzügigkeit seines älteren, unverheirateten Bruders, Lord Southerton, verlassen zu können. Und sollte ich wider Erwarten nicht auf den riesigen Besitzungen des Lords unterkommen, so könnte ich wenigstens einen Posten im diplomatischen Dienst bekommen, denn diese Stellen waren immer noch den privilegierten Klassen vorbehalten. Er starb zu früh, um zu erfahren, wie falsch seine Annahmen waren. Weder mein Onkel noch der Staat zeigte auch nur das geringste Interesse an meiner Karriere. Gelegentlich ein Paar Fasane oder ein Korb Hasen war alles, was ich jemals erhielt, um mich daran zu erinnern, dass ich der Erbe des Otwell-Hauses war, eines der reichsten Güter des Landes. Ich war Junggeselle und Stadtmensch und wohnte in einer Suite im ›Grosvenor Mansion‹. Meine einzigen Beschäftigungen bestanden in Taubenschießen und Polospielen in Hurlingham. Allerdings wurde es von Monat zu Monat immer schwieriger, bei den Geldverleihern meine Wechsel zu prolongieren oder mir Bargeld zu verschaffen, indem ich Kredit auf ein Erbe aufnahm, das ich noch nicht erhalten hatte. Der unabwendbare Ruin stand mir bevor, das sah ich jeden Tag deutlicher.

Ich empfand meine Armut umso schmerzlicher machte, als nicht nur mein Onkel reich, sondern auch alle meine anderen Verwandten recht wohlhabend waren. Mein nächster Verwandte, Everard King, der Neffe meines Vaters und somit mein Cousin, hatte sich nach einem abenteuerlichen Leben in Brasilien nun hierzulande mit seinem Wohlstand zur Ruhe gesetzt. Wir wussten nicht, womit er sein Geld gemacht hatte, aber er schien eine Menge davon zu besitzen, denn er kaufte das Anwesen der Greylands nahe Clipton-on-the-March in Suffolk. Im ersten Jahr nach seiner Rückkehr nahm er nicht mehr Notiz von mir als mein geiziger Onkel. Aber schließlich erreichte mich an einem Sommer-Morgen, zu meiner großen Erleichterung und Freude, die Einladung, noch am gleichen Tag zu ihm zu kommen und für einen kurzen Besuch in Greylands Court zu bleiben. Ich erwartete in diesen Tagen eher einen längeren Aufenthalt ›am Hof des Insolvenzgerichts<sup>1</sup> und empfand die Einladung daher als glückliche Wendung des Schicksals. Wenn ich eine Vereinbarung mit diesem unbekanntem Verwandten treffen konnte, dann wäre meine Notlage überstanden. Um der Reputation unserer Familie willen konnte er mich nicht vollständig untergehen lassen. Also befahl ich meinem Kammerdiener, meine Reisetasche zu packen, und machte mich noch an demselben Abend auf den Weg nach Clipton-on-the-March.

Ich stieg in Ipswich um, und eine kleine Lokalbahn brachte mich zu einer unbedeutenden, verlassenem Station inmitten der mit Gras bewachsenen Hügel, die von einem trägen, mäandernden Fluss durchquert wurden. An dessen schlammigen Ufern sah man, dass wir uns bereits im Einflussbereich der Gezeiten befanden. Da kein Wagen auf

mich wartete, mietete ich einen ›Dogkart<sup>2</sup> beim örtlichen Gasthaus; später fand ich heraus, dass mein Telegramm noch gar nicht eingetroffen war. Der Kutscher war ein freundlicher Kerl und voll des Lobes für meinen Verwandten. Von ihm erfuhr ich, dass man den Namen Everard King schon mit diesem Teil des Landes in Verbindung brachte. Er hatte die Schulkinder zu sich eingeladen, seine Ländereien Besuchern geöffnet und sich der Wohlfahrt verschrieben – kurz, seine Wohltätigkeit war so umfassend, dass mein Kutscher vermutete, er wolle für das Parlament kandidieren.

Der Anblick eines wunderschönen Vogels, der auf einem Telegraphenmast neben der Straße saß, lenkte mich von dem Lobgesang des Kutschers ab. Ich dachte zuerst, es sei ein Eichelhäher, aber er war größer und hatte helleres Gefieder. Als der Kutscher ihn sah, erzählte er mir sogleich, dass er dem Mann gehörte, zu dem wir unterwegs waren. Scheinbar war die Züchtung exotischer Kreaturen eines seiner Hobbys. Er hatte einige Vögel und andere Tiere aus Brasilien mitgebracht und wollte aus diesen in England eine Zucht aufbauen. Als wir das Tor zu ›Greylands Park‹ passiert hatten, bekamen wir weitere Beispiele für seine Passion zu sehen. Ein paar kleine Axishirsche, ein seltsames Wildschwein, das auch, soweit ich weiß, als Nabelschwein bekannt war, ein prächtig befiederter Pirol, Gürteltiere und eine schwerfälliges Kreatur, die einem sehr dicken Dachs ähnelte, waren nur einige der Tiere, die ich während der Fahrt entlang der kurvigen Zufahrt beobachtete.

Herr Everard King, mein unbekannter Cousin, erwartete uns persönlich auf den Stufen seines Hauses, denn er hatte uns schon in der Ferne kommen sehen und erraten, dass ich es war. Seine Erscheinung war schlicht und er machte einen wohlwollenden Eindruck. Er war vielleicht 45 Jahre alt, untersetzt und kräftig und hatte ein von der tropischen Sonne braun gebranntes Gesicht, das von tausend Fältchen durchzogen war, die ihm das Aussehen eines humorvollen Menschen verliehen. Er trug Kleidung aus weißem Leinen und einen Panamahut auf dem Hinterkopf, wie ein echter Pflanzer – natürlich durfte die Zigarre zwischen seinen Lippen nicht fehlen. So eine Person erwartet man eigentlich eher vor einem Bungalow mit großer Veranda; vor dem großen, steinernen, englischen Herrensitz mit breiten Flügeln und Palladio<sup>3</sup>-Säulen am Eingang wirkte er eher seltsam und fehl am Platz.

»Meine Liebe!«, rief er, über seine Schulter blickend, »meine Liebe, hier kommt unser Gast! Willkommen, willkommen in Greylands! Ich bin glücklich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Cousin Marshall, wir freuen uns, dass Sie diesen verschlafenen, kleinen Landstrich mit Ihrer Anwesenheit beehren.«

Die Begrüßung konnte kaum herzlicher sein und ich fühlte mich sofort wie zu Hause. Aber er musste auch all seine Herzlichkeit aufbieten, um die Frostigkeit, ja geradezu Unhöflichkeit seiner Gattin auszugleichen, die auf seinen Ruf hin herbeikam. Es handelte sich bei der großen, abgehärmten Frau anscheinend um eine gebürtige Brasilianerin. Obwohl sie ausgezeichnet Englisch sprach, entschuldigte ich ihre Manieren mit der Unkenntnis britischer Gebräuche. Sie versuchte weder jetzt noch später zu verbergen, dass sie mich als unwillkommenen Gast in Greylands Court betrachtete. Was sie sagte, war eigentlich stets höflich, aber in ihren ungewöhnlich ausdrucksvollen, dunklen Augen

konnte ich deutlich erkennen, dass sie sich nichts lieber als meine baldige Abreise nach London wünschte.

Allerdings waren meine Schulden zu erdrückend und meine Pläne mit meinem wohlhabenden Verwandten zu wichtig, als dass mich die ablehnende Haltung seiner Frau erschüttern konnte. Also ignorierte ich ihre Gefühlskälte und erwiderte die große Freundlichkeit seines Empfangs. Er hatte keine Mühen gescheut, es mir gemütlich zu machen. Mein Zimmer war ganz bezaubernd. Er bat mich ausdrücklich, ihm alles zu nennen, was ich zu meinem Wohlbefinden noch benötige. Es lag mir schon auf der Zunge, ihm zu sagen, dass dies wohl am ehesten ein Blankoscheck wäre, aber dann erschien mir dies im derzeitigen Stadium unserer Bekanntschaft noch verfrüht. Nach dem vorzüglichen Abendessen saßen wir zusammen und genossen eine Havanna und Kaffee, der, wie er mir später erzählte, von seiner eigenen Plantage stammte. Mir schien die Lobrede des Kutschers in vollem Umfang gerechtfertigt, denn noch nie war mir ein derart großzügiger und gastfreundlicher Mann begegnet.

Trotz seiner heiteren, freundlichen Natur war er ein Mann von starkem Willen und feurigem Temperament. Dafür erhielt ich am folgenden Morgen ein Beispiel. Die seltsame Abneigung, die Frau King mir gegenüber zeigte war so deutlich, dass man ihr Verhalten beim Frühstück schon als verletzend bezeichnen konnte. Als ihr Mann das Zimmer verlassen hatte, wurde ihr Verhalten ganz unmissverständlich.

»Der schnellste Zug geht heute um 12:15 Uhr«, sagte sie.

»Aber ich hatte nicht vor, heute abzureisen«, sagte ich unumwunden und vielleicht auch ein wenig trotzig. Ich hatte keineswegs vor, mich von dieser Frau vertreiben zu lassen.

»Oh, wenn Sie es so wollen ...«, sagte sie und maß mich mit einem höchst unverschämten Blick.

»Ich bin mir sicher, dass Herr King mir schon sagen wird, wenn die Zeit für meine Abreise gekommen ist.«

»Was hat das zu bedeuten, was geht hier vor?« Everard King war zurückgekehrt, hatte meine letzten Worte gehört und der Ausdruck unserer Gesichter sagte ihm das Übrige. In einem Augenblick verwandelte sich der Ausdruck seines freundlichen Gesichts in wilden Zorn.

»Würden Sie mich bitte mit meiner Frau alleine lassen, Marshall?«, sagte er. (Ich sollte vielleicht erwähnen, dass mein Name Marshall King lautet.)

Er schloss die Tür hinter mir und ich konnte hören, wie er mit leiser, eindringlicher Stimme mit seiner Frau sprach. Die schwere Verletzung der Gastfreundschaft hatte ihn offensichtlich an seinem empfindlichsten Punkt getroffen. Da ich kein Lauscher bin, ging ich hinab in den Garten. Bald vernahm ich eilige Schritte hinter mir; es war die Dame des Hauses mit blassem, erregtem Gesicht und geröteten, verweinten Augen.

»Mein Gatte mir aufgetragen, mich bei Ihnen zu entschuldigen, Herr King«, sagte sie, als sie mit niedergeschlagenem Blick vor mir stand.

»Bitte sagen Sie kein weiteres Wort, Frau King.«

Ihre dunklen Augen blitzten mich plötzlich an.

»Sie sind ein Narr!« zischte sie mit wilder Heftigkeit, drehte sich auf dem Absatz um und verschwand im Haus.

Diese Beleidigung war so unerhört und unerträglich, dass ich nur dastehen und ihr mit großer Verwirrung hinterher schauen konnte. Ich stand immer noch dort, als mein Gastgeber sich zu mir gesellte. Er war wieder freundlich und fröhlich gestimmt.

»Ich hoffe, meine Frau hat sich für ihre törichten Bemerkungen entschuldigt«, sagte er.

»Oh, ja – ja, natürlich.«

Er nahm meinen Arm und machte mit mir einen Spaziergang durch den Garten.

»Sie dürfen das nicht ernst nehmen«, sagte er. »Es würde mich unsäglich betrüben, wenn Sie deswegen Ihren Besuch auch nur um eine Stunde abkürzen. Ich will kein Geheimnis daraus machen, schließlich sind wir ja verwandt, daher sage ich Ihnen, dass meine arme Frau fürchterlich eifersüchtig ist. Sie hasst jeden, egal ob Mann oder Frau, der auch nur für einen Augenblick zwischen ihr und mir steht. Am liebsten wäre sie mit mir auf einer einsamen Insel, wo ewige Zweisamkeit herrscht. Ich muss zugeben, dass ihre Haltung in diesem Punkt schon fast an Manie grenzt. Bitte versprechen Sie mir, nicht weiter daran zu denken.«

»Nein, nein, bestimmt nicht.«

»Dann zünden Sie sich diese Zigarre an und begleiten mich auf einem Rundgang durch meine Menagerie.«

Wir verbrachten den ganzen Nachmittag mit der Inspektion aller Vögel, Reptilien und der anderen Tiere, die er mitgebracht hatte. Einige liefen frei herum, andere wurden in Käfigen gehalten und ein paar waren sogar im Haus. Er erzählte enthusiastisch von seinen Erfolgen und Fehlschlägen, den Geburten und Todesfällen. Wenn manchmal, wenn ein prächtiger Vogel aufflog oder ein seltsames Tier im Gebüsch verschwand, schien er wie ein Schuljunge lustvoll aufschreien zu wollen. Zum Schluss führte er mich durch einen Korridor, der von einem Flügel des Hauses ausging. An dessen Ende befand sich eine massive Tür mit einem Guckloch, das durch einen Schieber verschlossen war. An die Wand daneben hatte man eine eiserne Kurbel an ein Rad mit einer Trommel montiert. Weiterhin ragte ein Gitter aus mehreren dicken Eisenstäben in den Korridor.

»Nun zeige ich Ihnen das Juwel meiner Sammlung«, sagte er. »Es gibt nur noch ein weiteres Exemplar in Europa, nachdem das Junge in Rotterdam eingegangen ist. Es ist eine brasilianische Katze<sup>4</sup>.«

»Was ist der Unterschied zu den anderen Katzen?«

»Das werden Sie gleich sehen«, sagte er lachend. »Öffnen Sie das Guckloch und sehen Sie es sich an!«

Das tat ich. Der Raum war groß, leer und mit steinernen Platten gefliest. Auf der gegenüberliegenden Seite waren ein paar kleine, vergitterte Fenster. In der Mitte des Raumes lag auf einem von der Sonne beschienenen Fleck eine große Katze, so groß wie ein Tiger, aber schwarz und wie Ebenholz glänzend. Vereinfacht gesprochen war es *nur*

eine riesige und gut gewachsene Katze, die sich in Sonne gelegt hatte, wie es jede andere Katze auch tun würde. Sie war so anmutig, so kraftvoll, so edel und auf gewisse Art diabolisch, dass ich meine Augen nicht abwenden konnte.

»Ist er nicht herrlich?« fragte mein Gastgeber enthusiastisch.

»Prächtig! Ich habe noch nie so eine edle Kreatur gesehen.«

»Einige nennen sie ›schwarzer Puma<sup>s</sup>, aber es handelt sich keineswegs um einen Puma. Der Bursche misst fast drei Meter von der Schwanzspitze bis zur Schnauze. Vor vier Jahren war es noch ein kleines, schwarzes Fellknäul, aus dem zwei gelbe Augen hervorblickten. Er wurde mir als neu geborener Welpen an den Quellflüssen des Rio Negro verkauft. Sie hatten seine Mutter getötet, nachdem ihr ein Dutzend Menschen zum Opfer gefallen waren.«

»Sie sind also aggressiv?«

»Die heimtückischsten und blutdürstigsten Kreaturen der Erde. Wenn Sie einen Indianer aus dem Regenwald auf die Katzen ansprechen, können Sie erleben, wie er davon läuft. Sie bevorzugen Menschen als Beute. Der Bursche hier ist noch nie mit einem lebenden Wesen gefüttert worden; wenn ich das tun würde, dann käme seine ganze bössartige Wildheit zum Vorschein. Außer mir duldet er niemanden in seinem Gehege. Selbst Baldwin, der Pfleger, darf sich nicht in seine Nähe trauen. Ich bin für ihn sozusagen Mutter und Vater in einem.«

Während er sprach, öffnete er zu meiner Verwunderung die Tür, schlüpfte hinein und schloss die Tür sofort wieder hinter sich. Beim Klang seiner Stimme richtete sich die gewaltige, geschmeidige Kreatur auf, gähnte und rieb ihren schwarzen Kopf zärtlich an seiner Seite, während er sie tätschelte und streichelte.

»Geh jetzt in deinen Käfig, Tommy«, sagte er.

Die riesige Katze ging auf eine Seite des Raumes und rollte sich unter einem Gitter zusammen. Everard kam heraus, und begann die schon erwähnte Kurbel zu drehen. Langsam glitt das in den Korridor ragende Gitter durch einen Schlitz in der Wand nach innen. Damit wurde das Gitter, unter dem die Katze lag, verschlossen und zu einem effektiven Käfig. Anschließend öffnete er erneut die Tür und lud mich ein, den Raum zu betreten. In der Luft hing der für Großkatzen typische beißende, muffige Geruch.

»So funktioniert das«, sagte er. »Tagsüber kann er sich frei im Raum bewegen und nachts sperren wir ihn in seinen Käfig. Mit der Kurbel im Korridor wird der Käfig geöffnet oder geschlossen. Nein, nein, das sollten Sie wirklich nicht tun!«

Ich hatte meine Hand durch die Gitterstäbe gesteckt um ihn an der Flanke zu tätscheln. Er zog mich mit einem besorgten Gesichtsausdruck zurück.

»Ich versichere Ihnen, das ist gefährlich. Glauben Sie nicht, dass die Freiheiten, die ich mir herausnehmen kann, auch anderen gestattet sind. Er ist sehr wählerisch bei der Auswahl seiner Freunde – nicht wahr, Tommy? Aha, er hört, wie sein Essen gebracht wird – so ist es doch alter Junge?«

Als im gefliesten Flur Schritte zu hörbar wurden, war die Katze aufgesprungen und wanderte nun unruhig in ihrem engen Käfig hin und her. Ihre gelben Augen leuchteten

und die purpurrote Zunge fuhr kreuz und quer über die Reihe scharfer, weißer Zähne. Ein Pfleger, mit einem groben Fleischbrocken auf einem Tablett, betrat den Raum und warf das Futter durch das Gitter zu ihr. Sie schnappte sich den Brocken und trug ihn in eine Ecke. Dort klemmte sie sich das Fleisch zwischen die Tatzen und begann, es zu zerreißen. Ab und zu hob sie ihre blutige Schnauze und sah zu uns herüber. Es war ein unschöner und doch faszinierender Anblick.

»Sicherlich wundert es Sie nicht, dass ich ganz vernarrt in ihn bin, nicht wahr?« sagte mein Gastgeber, als wir den Raum verließen. »Bedenken Sie auch, dass ich ihn persönlich aufgezogen habe. Es war keine Kleinigkeit, ihn mitten aus Südamerika hierher zu bringen; aber hier ist er nun, heil und gesund. Wie ich bereits erwähnt habe, ist er das prächtigste Exemplar in ganz Europa. Die Leute vom Zoo würden ihren rechten Arm für ihn hergeben, aber ich kann mich nicht von ihm trennen. Nun habe ich Ihre Zeit schon lange genug mit meinem Hobby in Anspruch genommen. Wir wollen es Tommy gleichtun und uns zum Abendessen begeben.«

Mein südamerikanischer Verwandter hatte sich so von seinem Anwesen mit seinen seltsamen Bewohnern vereinnahmen lassen, dass ich kaum vermutete hätte, dass er auch Interessen außerhalb desselben verfolgte. Dass es da offensichtlich einige dringende Angelegenheiten gab, wurde mir erst klar, als ich die große Anzahl von Telegrammen bemerkte, die er empfing. Sie trafen beinahe stündlich ein und wurden von ihm stets höchst eifrig und sorgsam geöffnet. Manchmal ging es wohl um Pferderennen oder Ereignisse an der Börse, aber er betrieb mit Sicherheit auch ein sehr dringendes Geschäft, das nichts mit den Hügeln von Suffolk zu tun hatte. Während der sechs Tage meines Aufenthalts erhielt er nie weniger als drei oder vier Telegramme pro Tag, manchmal waren es sogar sieben oder acht.

Ich nutzte diese sechs Tage so gut, dass ich am Ende derselben mit ihm auf freundschaftlichem Fuß stand. Jeden Abend saßen wir zusammen im Billard-Salon, wo er mir die außergewöhnlichsten Geschichten aus Amerika erzählte – Abenteuer, die so gefährlich und tollkühn waren, dass ich sie kaum mit dem kleinen, rundlichen Mann vor mir in Einklang bringen konnte. Ich erzählte ihm einige Geschichten aus meinem Leben in London, das ihn so sehr interessierte, dass er mir fest versprach, mich bald im Grosvenor Mansion zu besuchen und eine Weile dort bei mir zu bleiben. Er war begierig darauf, die vergnügliche Seite des Stadtlebens kennenzulernen, und es konnte kaum einen kompetenteren Führer als mich geben. Erst an meinem letzten Tag sprach ich ihn auf den wichtigsten Grund meines Besuches an. Ich erzählte ihm offen von meinen finanziellen Schwierigkeiten und meinem bevorstehenden Ruin und bat ihn um Rat – natürlich hoffte ich insgeheim auf eine etwas solidere Zuwendung. Er hörte aufmerksam zu und paffte dabei kräftig an seiner Zigarre.

»Aber es steht doch fest, dass Sie der Erbe unseres Verwandten, Lord Southerton, sind?« sagte er.

»Ich habe keinen Zweifel daran, trotzdem unterstützt er mich nicht.«

»Natürlich nicht, ich habe schon von seinem Geiz gehört. Mein armer Marshall, Ihrer Lage ist sehr schwierig. Nebenbei, haben Sie kürzlich Neues über seine Gesundheit gehört?«

»Er war seit meiner Kindheit immer sehr schwach und kränklich.«

»Genau – schwach und kränklich, aber nicht todkrank. Ihre Erbschaft könnte noch in weiter Ferne liegen. Oh weh, Sie stecken wirklich in der Klemme.«

»Ich hatte gehofft, dass Sie mir jetzt, wo Sie alle Fakten kennen, vielleicht mit einem Vorschuss ...«

»Kein weiteres Wort, alter Junge«, rief er mit äußerster Herzlichkeit. »Wir werden heute Abend darüber sprechen und ich geben Ihnen mein Wort, dass ich alles tun werde, was in meiner Macht steht, um Ihnen zu helfen.«

Es tat mir nicht leid, dass sich mein Besuch dem Ende entgegenneigte, denn es war mir sehr unangenehm, mit einer Person unter einem Dach zu leben, die sich nichts sehnlicher wünscht als meine Abreise. Frau Kings fahles Gesicht und ihre düsteren Augen drückten zunehmenden Hass auf mich aus. Sie war zwar nicht mehr unhöflich zu mir – die Furcht vor ihrem Gatten hielt sie davon ab – aber sie zeigte ihre krankhafte Eifersucht dadurch, indem sie mich vollkommen ignorierte, mich nie ansprach und alle Mittel einsetzte, um meinen Aufenthalt in ihrem Haus so unerfreulich wie möglich zu gestalten. Am letzten Tag war ihr Benehmen so beleidigend, dass ich mit Sicherheit abgereist wäre, wenn nicht das wichtige Gespräch mit meinem Gastgeber am Abend gewesen wäre, von dem ich mir die Sanierung meiner Finanzen versprach.

Es war schon sehr spät, als es endlich stattfand, denn mein Gastgeber hatte im Laufe des Tages noch mehr Telegramme als sonst erhalten und sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, bis sich die Dienerschaft zur Nachtruhe begab. Ich hörte, wie er seinen üblichen Rundgang machte und die Türen verschloss. Schließlich kam er zu mir ins Billard-Zimmer. Seine kräftige Gestalt war in einen Hausmantel eingehüllt und er trug rote, türkische Pantoffeln ohne Absatz. Er setzte sich in einen Sessel und braute sich einen Grog; ich kam nicht umhin zu bemerken, dass er hierbei bedeutend mehr Whiskey als Wasser verwendete.

»Was für eine Nacht!« sagte er.

Draußen war es tatsächlich sehr unerfreulich, der Wind heulte um das Haus herum und rüttelte an den Fensterläden, als ob er sie abreißen wollte. Dagegen war es drinnen im gelben Schein der Lampen und beim Duft unserer Zigarren entschieden angenehmer.

»Nun mein Junge«, sagte mein Gastgeber, »jetzt sind wir unter uns. Erzählen Sie von Ihren Sorgen und ich will sehen, was man tun kann, um sie zu beseitigen. Ich möchte jedes Detail erfahren.«

So ermutigt, begann ich mit einer ausführlichen Darlegung, bei der ich alle Händler und Gläubiger, angefangen bei meinem Vermieter bis hin zu meinem Kammerdiener, berücksichtigte. Ich hatte mir Notizen gemacht und gab – ohne mir schmeicheln zu wollen – einen professionell geschäftsmäßigen Bericht über mein ungeschäftsmäßiges Verhalten und meine bedauerliche Lage ab. Es bedrückte mich sehr, als ich bemerkte, dass

mein Gegenüber mit seinen Gedanken offensichtlich ganz woanders war. Wenn er ab und zu eine Bemerkung machte, dann erschien diese oberflächlich und belanglos, so dass ich schließlich davon überzeugt war, dass er mir überhaupt nicht zuhörte. Ab und zu riss er sich zusammen und täuschte Interesse vor oder bat mich, etwas zu wiederholen und genauer zu erläutern, aber er versank rasch wieder in seine Grübeleien. Schließlich stand er auf und warf seinen Zigarrenstummel in den Kamin.

»Ich sag' Ihnen was, alter Knabe. Ich hatte nie einen Kopf für Zahlen, das müssen Sie mir bitte nachsehen. Sie müssen all diese Zahlen zu Papier bringen und eine Summe ziehen. Wenn ich das schwarz auf weiß sehe, werd' ich's schon verstehen.«

Der Vorschlag ermutigte mich und ich versprach sogleich, dies zu tun.

»Jetzt ist es Zeit, ins Bett zu gehen. Gütiger Himmel, es schlägt schon eins.«

Der Schlag der Uhr unterbrach das tiefe Brüllen des Sturms. Der Wind brauste draußen mit dem Rauschen eines großen Flusses vorbei.

»Bevor ich ins Bett gehe, muss ich noch nach meiner Katze sehen, ein kräftiger Wind regt sie auf«, sagte mein Gastgeber. »Kommen Sie mit?«

»Natürlich«, sagte ich.

»Dann seien Sie bitte leise und reden Sie nicht, denn alle anderen schlafen schon.«

Wir gingen leise durch die von Lampen erleuchtete Halle mit ihren Perser-Teppichen bis zu der Tür am anderen Ende. Im steinernen Korridor war es dunkel, aber eine Stalllaterne hing an einem Haken und mein Gastgeber nahm sie ab und zündete sie an. Das Gitter ragte nicht in die Passage, also war die Katze in ihrem Käfig.

»Kommen Sie herein!« sagte mein Gastgeber und öffnete die Tür.

Ein tiefes Knurren bei unserem Eintritt zeigte an, dass die Katze wegen des Sturms sehr aufgeregt war. Im flackernden Licht der Laterne sahen wir eine große, schwarze Masse, die einen eckigen Schatten an die weiße Wand warf, zusammengerollt in der Ecke des Käfigs liegen. Ihr Schwanz bewegte sich wütend hin und her.

»Der arme Tommy ist nicht in bester Stimmung«, sagte Everard, während er die Laterne hochhielt und ihn sich ansah. »Er sieht aus wie ein schwarzer Teufel, nicht wahr? Ich muss ihm eine kleine Abendmahlzeit geben, um seine Laune zu verbessern. Würden Sie bitte die Lampe für einen Moment halten?«

Ich nahm ihm die Lampe aus der Hand und er ging zur Tür.

»Seine Speisekammer ist gleich hier draußen. Würden Sie mich bitte für einen Augenblick entschuldigen?« Er ging hinaus und die Tür schloss sich mit einem scharfen, metallischen Klicken hinter ihm.

Dieser harte, knackige Ton ließ mir das Herz stillstehen. Eine plötzliche Angst kam über mich. Die vage Ahnung eines abscheulichen Verrats ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Ich sprang zur Tür, aber sie hatte innen keine Klinke.

»Hallo!« schrie ich. »Lassen Sie mich 'raus.«

»In Ordnung, keine Bange. Sie haben ja noch die Laterne«, antwortet mein Gastgeber auf der anderen Seite der Tür.

»Ja, aber ich möchte nicht alleine hier eingeschlossen sein.«



»Möchten Sie nicht?« Ich hörte ein herzliches, glucksendes Lachen. »Sie werden nicht lange allein sein.«

»Lassen Sie mich heraus, mein Herr!« antwortete ich ärgerlich. »Grobe Scherze dieser Art kann ich nicht dulden.«

»Grob ist das richtige Wort«, sagte er mit einem weiteren, hasserfüllten Glucksen. Plötzlich hörte ich, inmitten des Sturms, das Quietschen und Knarren der Winde und das Rattern des Gitters, als es durch den Schlitz verschwand. Großer Gott, er ließ die brasilianische Katze los.

Im Schein der Laterne sah ich das Gitter langsam verschwinden, die Öffnung im Käfig war schon dreißig Zentimeter breit. Mit einem Aufschrei ergriff ich die letzte Stange und zerrte daran wie ein Verrückter. Ich *war* ein Verrückter, voller Zorn und Angst. Für eine Minute gelang es mir, das Gitter festzuhalten und ein weiteres Öffnen zu verhindern. Mir war klar, dass er mit aller Kraft an der Kurbel drehte und ich aufgrund der Hebelwirkung den Kürzeren ziehen musste. Zentimeter um Zentimeter öffnete sich der Käfig weiter und meine Füße rutschten über den steinigen Boden. Die ganze Zeit über bat und beschwor ich das unmenschliche Scheusal, mich von dem fürchterlichen Tod zu verschonen. Ich appellierte an seine Freundlichkeit. Ich erinnerte ihn daran, dass ich sein Gast sei und bat ihn, mir doch zu sagen, was ich ihm angetan hätte. Seine einzige Antwort waren weitere Rucke und Stöße an der Kurbel und trotz meiner Bemühungen öffnete sich der Käfig immer weiter. Da ich mich anklammerte, wurde ich über die ganze Breite des Raumes vor dem Käfig entlang gezogen, bis meine Handgelenke und Finger so schmerzten, dass ich schließlich aufgab. Da verschwand das Gitter ganz in der Wand und einen Augenblick später hörte ich die schlurfenden Schritte der türkischen Pantoffeln und das Zuschlagen einer entfernten Tür. Dann war alles still.

Die Kreatur hatte sich während der ganzen Zeit nicht bewegt. Sie lag still in einer Ecke und ihr Schwanz hatte aufgehört zu schlagen. Der Anblick eines Mannes, der an ihrem Gitter hing und schreiend an ihr vorbeigezogen wurde, hatte sie wohl verblüfft. Ich sah, wie mich ihre großen Augen beständig anstarrten. Um das Gitter richtig packen zu können, hatte ich die Laterne fallen lassen; sie lag nun auf dem Boden und brannte noch. Ich machte eine Bewegung, um nach ihr zu greifen, denn ich dachte, dass mich ihr Licht schützen könnte. Aber sobald ich mich bewegte, gab die Bestie ein tiefes, bedrohliches Knurren von sich. Mit vor Angst schlotternden Gliedern blieb ich still stehen. Die Katze (wenn man eine so furchterregende Bestie mit einem so freundlichen Namen bezeichnen kann) war keine drei Meter von mir entfernt. Ihre Augen schimmerten wie zwei phosphoreszierende Scheiben in der Dunkelheit. Sie erschreckten und faszinierten mich zugleich. Ich konnte meine Augen nicht von ihnen abwenden. Die Natur spielt uns in solchen Momenten der Anspannung merkwürdige Streiche. Diese beiden funkelnden Lichter wuchsen und verkleinerten sich in stetigem Rhythmus. Manchmal erschienen sie wie winzige Punkte von größter Leuchtkraft, wie kleine elektrische Funken in der Dunkelheit, dann wieder wurden sie immer größer bis sie die ganze Ecke des Raumes mit ihrem bedrohlichen Licht erfüllten. Und schließlich gingen sie plötzlich aus.

Die Bestie hatte die Augen geschlossen. Ich weiß nicht, ob an der alten Mär von der ›Überlegenheit des menschlichen Blicks‹ irgendetwas dran ist, oder ob die große Katze einfach nur schläfrig war, aber sie machte keinerlei Anstalten, mich anzugreifen. Vielmehr hatte sie ihren glatten, schwarzen Kopf auf die vorderen Pfoten gelegt und schien zu schlafen. Ich stand da und musste befürchten, dass meine nächste Bewegung sie wecken würde. Aber nachdem die unheilvollen Augen nicht mehr auf mich gerichtet waren, konnte ich wieder klar denken. So war ich hier für die Nacht mit der furchterregenden Bestie eingeschlossen. Mein Instinkt sagte mir, dass das Tier genau so grausam war wie sein Herr; worauf ich auch ohne die Äußerungen des Verbrechers, der mir die Falle gestellt hatte, gekommen wäre. Wie konnte ich bis zum Morgen durchhalten? Die Tür war fest verschlossen und auch die schmalen, vergitterten Fenstern boten keine Möglichkeit. In dem großen, mit Steinplatten gefliesten Raum gab es nirgends Schutz. Um Hilfe zu rufen war zwecklos, denn dieses Gebäude stand etwas abseits des Herrenhauses und der Korridor, der die Gebäude verband, war mindestens dreißig Meter lang. Zudem würde der draußen tobende Sturm meine Rufe unhörbar machen. Ich war auf meinen eigenen Mut und Scharfsinn angewiesen.

Und da fiel – mit einer neuen Welle des Grauens – mein Blick auf die Laterne. Die Kerze war schon ziemlich heruntergebrannt und hatte begonnen zu flackern. In zehn Minuten würde sie verlöschen. Also stand mir nur noch kurze Zeit zum Handeln zur Verfügung, denn sobald ich in absoluter Dunkelheit mit der schrecklichen Bestie gefangen war, wäre es kaum mehr möglich, etwas zu unternehmen. Allein der Gedanke ließ mich erstarren. Ich sah mich noch einmal in dieser Todeskammer um und meine Augen blieben an einer Stelle haften. Dort war es keineswegs sicher, aber ich schien dort weniger unmittelbar der Gefahr ausgesetzt zu sein als mitten im Raum.

Wie erwähnt, hatte der Käfig nicht nur eine Vorderseite, sondern auch ein ›Dach‹. Während die Vorderseite durch den Schlitz in der Wand vor und zurück geschoben werden konnte, war die Oberseite des Käfigs fest installiert. Sie bestand aus einer Reihe von Stäben mit wenigen Zentimetern Abstand, mit einem stabilen Drahtgitter dazwischen. An beiden Seiten ruhte die Oberseite auf starken Streben. Derzeit lag die Kreatur in geduckter Haltung in der Ecke unter diesem ›Überhang‹. Der Abstand zwischen dem Käfig und dem Dach betrug weniger als einen Meter. Wenn ich nun da hinaufkletterte und mich zwischen die Oberseite und die Decke quetschte, war ich rundum geschützt, natürlich abgesehen von der Vorderseite. Es war kein wirklicher Schutz, aber ich war zumindest nicht mehr der wilden Bestie im Weg, wenn sie anfing, in ihrem Gehege auf und ab zu gehen. Um mich zu erreichen, musste sie mir schon folgen. Ich musste sofort handeln, denn wenn das Licht erst einmal erlosch, war es unmöglich. Mit einem Kloß im Hals sprang ich hoch, hielt mich an der eisernen Kante fest und zog mich keuchend hinauf. Schließlich lag ich auf dem Bauch und blickte nach unten, direkt in die schrecklichen Augen und den gähnenden Kiefer der Katze. Ihr übelriechender Atem stieg mir ins Gesicht wie aus einem Topf faulenden Unrats.

Sie schien eher neugierig als verärgert. Mit einem kurzen Zittern des langen, schwarzen Rückens stand sie auf, streckte sich und stellte sich auf die Hinterbeine, wobei

sie sich mit einer Tatze an der Wand abstützte. Mit der anderen Tatze kratzte sie über das Drahtgitter unter mir. Dabei erwischte sie mich mit einer Kralle, der Stoff meiner Hose wurde zerrissen – ich trug immer noch meinen Abendanzug – und ich erhielt eine Kratzwunde am Knie. Das war eigentlich kein Angriff, sondern mehr ein Versuch, denn als ich vor Schmerz laut aufschrie, ließ sie sofort von mir ab und sprang ins Gehege, wo sie rasch herumlief und ab und zu in meine Richtung blickte. Ich selbst rutschte zurück bis an die Wand und quetschte mich auf kleinstmöglichen Raum zusammen. Je weiter ich kam, desto schwieriger war es für sie, mich anzugreifen.

Sie schien nun erregter zu sein und bewegte sich rasch und geräuschlos Runde um Runde durch das Gehege, wobei sie regelmäßig unter der Eisen-Couch, auf der ich lag, vorbeikam. Es war ein wundervoller Anblick, das massige Geschöpf wie einen Schatten vorbeilaufen zu sehen, wobei der Schritt der gepolsterten Pfoten kaum zu hören war. Die Kerze war heruntergebrannt, so dass ich die Kreatur fast nicht mehr sehen konnte. Und dann, mit einem letzten Aufflammen und Knistern ging sie aus; ich war allein mit der Katze im Dunkeln.

Wenn man sich einer Gefahr stellen muss, dann ist es hilfreich zu wissen, dass man alles, was getan werden konnte, auch getan hat. Danach kann man nur noch in aller Stille das Ergebnis abwarten. In meinem Fall gab es keinen sichereren Ort als den, an dem ich mich befand. Ich streckte mich aus und lag ruhig, fast atemlos, da und hoffte, die mächtige Bestie würde meine Anwesenheit vergessen. Ich tat jedenfalls nichts, um sie daran zu erinnern. Es musste inzwischen zwei Uhr geworden sein, um vier Uhr würde es hell werden. Ich brauchte nur noch zwei Stunden auf das Tageslicht zu warten.

Draußen tobte immer noch der Sturm und der Regen platschte gegen die kleinen Fenster. Drinnen war die stinkende, giftige Luft überwältigend. Ich konnte die Katze weder hören noch sehen. Beim Versuch, an andere Dinge zu denken, konnte mich nur ein Gedanke von meiner schrecklichen Situation ablenken. Das war die Betrachtung der Skrupellosigkeit meines Cousins, seine beispiellose Heuchelei und sein bösartiger Hass auf mich. Hinter dem freundlichen Gesicht lauerte der Geist eines mittelalterlichen Meuchelmörders. Als ich darüber nachdachte, sah ich umso deutlicher, mit welcher Verschlagenheit er die Sache vorbereitet hatte. Er hatte vorgetäuscht, mit den anderen zu Bett gegangen zu sein; ohne Zweifel gab es dafür Zeugen. Danach, ohne dass jemand davon wusste, kam er zu mir und lockte mich in das Gehege und ließ mich dort zurück. Seine Geschichte wäre ganz einfach. Während ich im Billard-Zimmer noch meine Zigarre fertig rauchte, hätte er sich schon zu Bett begeben. Danach wäre ich auf eigene Verantwortung nach unten gegangen, um noch einen letzten Blick auf die Katze zu werfen. Ich hätte den Raum betreten, ohne zu bemerken, dass der Käfig offen war. Dann wäre die Tür zugefallen und ich gefangen gewesen. Hätte man den wahren Hergang jemals herausgefunden und ihn zur Verantwortung gezogen? Es hätte sicher Verdachtsmomente gegeben, aber Beweise – niemals!

Wie langsam diese zwei Stunden vergingen! Einmal hörte ich ein raspelndes Geräusch, das ich für das Lecken der Katze über ihr Fell hielt. Ein paar Mal leuchteten die grünlichen Augen in der Dunkelheit, aber sie starrten mich nicht an. Meine Hoffnung

wuchs, dass meine Anwesenheit vergessen war oder ignoriert wurde. Endlich kam das erste, schwache Licht durch die Fenster; zuerst sah ich nur zwei graue Quadrate in der dunklen Mauer, dann wurde das Grau zu Weiß und ich konnte meine schreckliche Begleiterin wieder sehen. Und sie konnte mich sehen!

Sofort wurde mir klar, dass die Katze jetzt in einer sehr viel gefährlicheren und aggressiveren Stimmung war als in der Nacht. Die morgendliche Kälte hatte sie gereizt und sie war wohl auch hungrig. Mit einem anhaltenden Knurren ging sie an der gegenüberliegenden Seite des Geheges schnell auf und ab, ihre Schnurrhaare sträubten vor Wut und der Schwanz schlug hin und her. Bei jedem Umdrehen in den Ecken sah sie mich mit ihren wilden Augen an; in ihrem Blick lag eine furchtbare Drohung. Ich wusste nun, dass sie mich töten wollte. Aber selbst in diesem Augenblick kam ich nicht umhin, die geschmeidige Grazie dieser teuflischen Bestie zu bewundern, ihre fließenden Bewegungen, den Glanz ihres Fells und die lebendige, glänzende, rote Zunge, die aus dem schwarzen Maul hing. Während dessen wurde das tiefe, bedrohliche Knurren immer lauter, bis es zu einem ununterbrochenen Crescendo anwuchs. Mir war nun klar, dass der Angriff unmittelbar bevorstand.

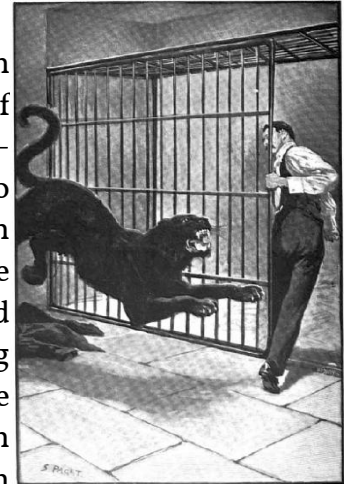
Es war armselig so zu sterben, mir war kalt und ich lag unbequem und zitternd in meiner dünnen Abendgarderobe auf diesem Bratrost des Leidens. Ich versuchte mich damit abzufinden und meine Seele darüber zu erheben. In dem Moment kam mir mit der Klarheit, die nur einem vollkommen verzweifelten Menschen vergönnt ist, eine Idee, wie ich mich retten könnte. Mir wurde bewusst, dass ich nur das vordere Gitter in seine alte Position schieben musste, um vollkommen sicher zu sein. Konnte ich es zurückziehen? Ich wagte kaum, mich zu bewegen, um die Kreatur nicht auf mich aufmerksam zu machen. Langsam, ganz langsam, streckte ich meine Hand nach der letzten Stange aus, die noch aus der Wand herausragte und ergriff sie. Zu meiner Überraschung ließ sie sich recht leicht bewegen, als ich daran zog. Natürlich war es immer noch schwierig, sie herauszuziehen da ich ja davor lag. Ich zog erneut und schaffte weitere zehn Zentimeter. Offensichtlich lief das Gitter auf Rollen. Ich zog erneut ... und dann sprang die Katze!

Es geschah so schnell und plötzlich, dass ich es kaum richtig wahrnehmen konnte. Ich hörte nur einen wilden Knurren und einen Augenblick später waren die brennenden, gelben Augen, der flache, schwarze Kopf, die rote Zunge und die blitzenden Zähne in unmittelbarer Nähe. Der Aufschlag der Kreatur erschütterte die Stäbe, auf denen ich lag so sehr, dass ich glaubte, sie würden jeden Augenblick herunterbrechen – an etwas anderes konnte ich in diesem Moment nicht denken. Die Katze hing eine Weile am Gitter, die vorderen Tatzen und der Kopf waren in meiner Nähe, während sie sich bemühte, mit den Hinterbeinen Halt zu finden. Ich hörte, wie die Klauen über das Drahtgitter scharrrten und vom Atem der Bestie wurde mir schlecht. Aber der Sprung war schlecht berechnet, sie konnte ihre Position nicht halten. Langsam rutschte sie, vor Zorn die Zähne fletschend und wild an den Stangen kratzend zurück und fiel schließlich schwer auf den Boden. Mit einem Knurren drehte sie sich sofort um und duckte sich für einen erneuten Sprung.

Ich wusste, dass mich im nächsten Moment mein Schicksal ereilen würde. Die Kreatur hatte aus dieser Erfahrung gelernt. Sie würde nicht noch einmal daneben springen. Ich

musste sofort und furchtlos handeln, wenn ich überleben wollte. In einem Augenblick hatte ich meinen Entschluss gefasst. Ich zog mein Jackett aus und warf es hinunter über den Kopf der Bestie. Im gleichen Augenblick ließ ich mich über die Kante fallen, packte das Ende des vorderen Gitters und zog es mit aller Kraft aus der Wand.

Es ging leichter als erwartet. Ich raste quer durch den Raum und zog das Gitter hinter mir her, aber leider befand ich mich auf der Außenseite. Wäre ich auf der Innenseite – im Käfig – gewesen, dann wäre ich wohl ohne Kratzer davongekommen. So aber musste ich einen Moment innehalten und versuchen, durch die verbliebene Öffnung in den Käfig zu gelangen. Diese kurze Zeitspanne war genügte der Kreatur, die Jacke, die sie blind gemacht hatte, abzuwerfen und mich anzuspringen. Ich schwang mich durch die Lücke und zog an dem Gitter hinter mir, aber sie erwischte mein Bein, bevor ich es herein ziehen konnte. Ein Schlag mit der mächtigen Tatze riss meine Wade ab, wie ein Hobel die Späne aus einem Brett. Im nächsten Moment lag ich blutend und halb betäubt auf dem fauligen Stroh. Zwischen der Bestie und mir befand sich nun eine Reihe von soliden Eisenstangen, gegen die sie mit rasender Wildheit anrannte.



Ich war zu schwer verletzt, um mich zu bewegen, und zu schwach um Furcht zu empfinden; ich konnte nur, mehr tot als lebendig, daliegen und sie beobachten. Sie hatte ihre Brust gegen das Gitter gepresst und angelte mit ihrer gekrümmten Tatze nach mir, so wie ich schon einmal ein Kätzchen vor einer Mausefalle beobachtet hatte. Sie zerfetzte meine Kleidung, aber, so sehr sie sich auch immer streckte, sie konnte mich nicht erreichen. Ich hatte bereits von der seltsamen Willenlosigkeit gehört, die von Wunden hervorgerufen wird, die ein großer Fleischfresser geschlagen hat. Nun konnte ich diese Erfahrung selbst machen. Ich hatte jedes Gefühl meiner eigenen Persönlichkeit verloren; mich interessierte der Misserfolg oder Erfolg der Katze nur noch so, als wenn ich ein Beutetier wäre, das ich beobachtete. Langsam ging mein Bewusstsein in merkwürdige, vage Träume über – das schwarze Gesicht mit der roten Zunge kam immer darin vor – und so verlor ich mich selbst im Nirwana eines Deliriums, der gesegneten Erlösung für alle Leidgeprüften.

Ich muss wohl für zwei Stunden besinnungslos gewesen sein. Ein scharfes, metallisches Klicken, das sich genau so anhörte wie jenes am Anfang meines Leidensweges, weckte mich. Es war das Schnappen des Türschlosses. Doch bevor meine Sinne klar genug waren, um vollständig zu erkennen, was geschah, sah ich das rundliche, wohlwollende Gesicht meines Cousins in der offenen Tür. Was er sah, schien ihn zu überraschen. Die Katze kroch auf dem Boden. Ich lag auf dem Rücken im Käfig, meine Hosen waren zu Streifen zerfetzt und um mich herum war eine große Blutlache. Selbst jetzt kann ich sein erstauntes Gesicht im hellen Sonnenschein noch vor mir sehen. Er sah mich an, und schaute noch einmal genauer hin. Dann schloss er die Tür hinter sich und kam zum Käfig, um nachzusehen, ob ich tatsächlich tot war.

Ich kann nicht sagen, was dann genau passierte, denn ich war nicht in der Verfassung, um die Ereignisse genau zu beobachten. Ich weiß nur noch, dass ich plötzlich bei Bewusstsein war. Er hatte sein Gesicht abgewendet und sah zu der Katze hinüber.

»Guter alter Tommy!« rief er. »Guter alter Tommy!«

Dann wich er zurück zum Käfig, mir immer noch den Rücken zuwendend.

»Nieder, dummes Vieh!«, dröhnte er. »Runter mit dir! Kennst du nicht deinen Herrn?«

Plötzlich fielen mir trotz meines benebelten Kopfes seine Worte wieder ein, nämlich dass der Geschmack des Blutes die Katze in ein unzähmbares Monster verwandeln würde. Mein Blut hatte das bewirkt, aber er musste nun den Preis dafür zahlen.

»Geh fort!« schrie er. »Geh fort, du Teufel! Baldwin! Baldwin! Oh mein Gott!«

Dann hörte ich ihn fallen, und aufstehen und wieder fallen und ein Geräusch wie das Zerreißen von Sackleinen. Seine Schreie wurden schwächer, bis sie in dem beunruhigenden Knurren ganz untergingen. Und dann, als ich schon dachte, er sei tot, sah ich, wie in einem Alptraum, eine geblendete, zerfetzte, blutverschmierte Gestalt wild im Gehege herumlaufen. Das war das letzte, was ich von ihm sah, bevor ich wieder ohnmächtig wurde.

Meine Genesung dauerte mehrere Monate. Eigentlich konnte ich nicht wieder vollständig hergestellt werden. Bis zum Ende meiner Tage werde ich einen Stock benötigen, dies wird mich immer an meine Nacht mit der brasilianischen Katze erinnern. Baldwin, der Pfleger, und die anderen Bediensteten wussten nicht, was geschehen war, als sich mich, angelockt durch die Todesschreie ihres Herrn, bewusstlos im Käfig vorfanden. Seine Überreste, oder das, was man später zu seinen Überresten erklärte, fand man in den Klauen der Kreatur, die er selbst aufgezogen hatte. Sie verscheuchten sie mit heißen Eisen und erschossen sie danach durch das Guckloch in der Tür, bevor sie mich bargen. Ich wurde in mein Zimmer gebracht und dort, unter dem Dach meines Beinah-Mörders, kämpfte ich mehrere Wochen um mein Leben. Sie riefen einen Arzt von Clipton und eine Krankenschwester aus London herbei. Nach einem Monat konnte ich endlich zum Bahnhof transportiert werden und nach Hause, zum Grosvenor Mansion fahren.

Ich habe nur eine Erinnerung an diese Zeit, die ich nicht zu den ständig wechselnden Fieberträumen zähle, denn sie hat sich deutlich und fest in meinem Gedächtnis verankert. Eines Nachts, als die Schwester gerade abwesend war, wurde die Tür zu meinem Zimmer geöffnet und eine große Frau in tiefster Trauer schlüpfte herein. Sie kam zu mir herüber und beugte sich über mich. Im fahlen Schein der Nachtlampe erkannte ich das fahle Gesicht der brasilianischen Frau, die mein Cousin geheiratet hatte. Sie sah mich aufmerksam an und ihr Gesichtsausdruck war der freundlichste, den ich je bei ihr bemerkt hatte.

»Sind Sie wach?« fragte sie.

Ich nickte kraftlos, denn ich immer noch sehr schwach.

»Nun, ich wollte Ihnen nur sagen, dass Sie das alles sich selbst zuzuschreiben haben. Habe ich nicht alles für Sie getan, was ich konnte? Vom ersten Augenblick an versuchte ich Sie zu vergraulen. Ich ergriff jedes Mittel, das ich anwenden konnte ohne ihn zu betrügen, um Sie vor ihm zu schützen. Der Grund für seine Einladung war mir bekannt und ich wusste auch, dass er Sie niemals wieder fort lassen würde. Niemand kannte ihn so gut wie ich, denn ich musste lange unter ihm leiden. Ich durfte es nicht wagen, Ihnen davon zu berichten, sonst hätte er mich umgebracht. So wie die Dinge ausgegangen sind, sind Sie nun der beste Freund, den ich jemals hatte, denn nun bin ich frei – nur sein Tod konnte mich befreien. Es tut mir leid, dass Sie verletzt wurden, aber dafür werde ich mich nicht entschuldigen. Ich hatte ja Ihnen gesagt, dass Sie ein Narr wären – und ein Narr sind Sie gewesen.« Dann schlich die bittere, eigenartige Frau aus dem Zimmer und ich sollte sie nie wieder sehen. Mit dem, was vom Vermögen ihres Mannes noch übrig war, ging sie zurück in ihr Geburtsland, und ich hörte, dass sie in Pernambuco als Nonne einem Kloster beigetreten ist.

Erst nachdem ich einige Zeit in London verbracht hatte, erklärten die Ärzte, dass ich gesund genug sei, um mich um meine Geschäfte zu kümmern. Das kam mir eigentlich wenig gelegen, denn nun musste ich mit einem überfallartigen Aufmarsch meiner Gläubiger rechnen. Summers, mein Anwalt, war der erste, der die Gelegenheit ergriff.

»Ich bin froh, zu sehen, dass es Eurer Lordschaft viel besser geht«, sagte er. »Ich musste lange warten und freue mich nun, Ihnen gratulieren zu können.«

»Wovon reden Sie Summers? Ich habe keine Zeit für Scherze.«

»Ich meine, was ich sagte. Sie sind nun schon seit sechs Wochen Lord Southerton, aber wir befürchteten einen Rückschlag bei Ihrer Genesung, wenn wir es Ihnen zu früh mitteilen würden.«

Lord Southerton! Einer der reichsten Peers<sup>6</sup> von England! Ich konnte kaum meinen Ohren trauen. Dann fiel mir auf, dass ich mich seit sechs Wochen von meinen Verletzungen erholte.

»Dann ist Lord Southerton etwa zur gleichen Zeit gestorben, als ich verletzt wurde?«

»Er starb am gleichen Tag.« Summers sah mich an, als ich sprach, und ich bin überzeugt davon, dass er den wahren Sachverhalt erraten konnte, denn er ist ein scharfsinniger Mann. Er machte eine kurze Pause, offensichtlich um mir die Gelegenheit zu geben, ihn in vertrauliche Dinge einzuweihen. Ich sah jedoch keinen Gewinn darin, einen derartigen Familien-Skandal zu enthüllen, also schwieg ich.

»Ja, es war wirklich ein seltsamer Zufall«, fuhr er fort, mit demselben, wissenden Blick. »Natürlich ist Ihnen bekannt, dass Ihr Cousin Everard der nächste in der Erbfolge nach Ihnen war. Wenn nun Sie, anstelle von Ihm, von dem Tiger – oder was auch immer es war – in Stücke gerissen worden wären, dann wäre er nun Lord Southerton.«

»Ohne Zweifel«, sagte ich.

»Und er zeigte großes Interesse«, sagte Summers. »Es stellte sich heraus, dass der Kammerdiener des alten Lords von ihm bestochen worden war, und dieser ihm alle paar Stunden in Telegrammen über den Gesundheitszustand des Lords unterrichtete. Das war

zu der Zeit, als Sie dort zu Besuch waren. Ist es nicht seltsam, dass er so genau unterrichtet werden wollte, obwohl er nicht der unmittelbare Erbe war?«

»Sehr seltsam, in der Tat«, sagte ich. »Und nun, Summers, geben Sie mir meine Rechnungen und ein neues Scheckbuch. Wir wollen anfangen, die Dinge in Ordnung zu bringen.«

- 
- 1 Im Original ein Wortspiel: Greylands Court → Bankruptcy Court
  - 2 Offener, zweirädriger Einspanner.
  - 3 Andrea Palladio (1508-1580), italienischer Architekt der Renaissance.
  - 4 Jaguar (*Panthera onca*). Etwa 6% der Tiere werden mit schwarzem Fell geboren.
  - 5 Der Puma oder Berglöwe wird den ›Kleinkatzen‹ zugeordnet und ist eine ganz andere Spezies. Bei ihr gibt es keine schwarze Farbvariante.
  - 6 Peer: Englischer Adliger allerhöchsten Ranges.



## Der Hilfslehrer an der ›Lea House School‹

Mr. Lumsden, Mitinhaber von Lumsden & Westmancott, einer bekannten Agentur für die Vermittlung von Lehrern und Seelsorgern, war ein kleiner, gepflegter Mann, kurz angebunden, mit forschendem Blick und einer prägnanten Sprechweise.

»Ihr Name, mein Herr?« fragte er, mit dem Stift in der Hand vor einem rotlinierten Folianten sitzend.

»Harold Weld.«

»Oxford oder Cambridge?«

»Cambridge.«

»Auszeichnungen?«

»Keine, mein Herr.«

»Sportler?«

»Nichts Besonderes, fürchte ich.«

»Nicht in einer Schulmannschaft?«

»Leider nicht.«

Mr. Lumsden schüttelte entmutigend den Kopf und zog seine Schulter in einer Weise zusammen, die meine Hoffnungen gänzlich schwinden ließen. »Der Wettbewerb um eine Anstellung ist gewaltig«, sagte er. »Es gibt nur wenige freie Stellen, aber unzählige Bewerber. Ein Sportler erster Klasse, Ruderer oder Cricket-Spieler, oder jemand mit *ausgezeichneten* Noten in seinem Examen, findet gewöhnlich eine Stelle – man könnte sagen, ein Cricket-Spieler sogar *immer*. Aber ein Durchschnittsmensch – verzeihen Sie bitte meine Direktheit, Mr. Weld – hat große, ja geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten. Wir haben bereits über einhundert vergleichbare Bewerber auf der Warteliste. Wenn Sie wünschen, dass ich Sie hinzufüge, dann werden wir in den nächsten Jahren möglicherweise etwas Passendes ...«

Er wurde durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen. Es war ein Angestellter mit einer Nachricht. Mr. Lumsden erbrach das Siegel und las sie.

»Also, Mr. Weld«, sagte er, »das ist nun aber ein sehr interessanter Zufall. Sagten Sie mir nicht, Latein und Englisch seien Ihr Schwerpunkt, und Sie würden es für eine Weile vorziehen, lediglich elementaren Unterricht zu geben, um genügend Zeit für Ihre privaten Studien haben?«

»So ist es.«

»Diese Nachricht kommt von einem unserer Stammkunden, Dr. Phelps McCarthy von der ›Willow Lea House Academy‹ in ›West Hampstead‹. Er sucht dringend einen jungen Mann, der eine kleine Klasse mit Jungen unter vierzehn Jahren in Latein und Englisch unterrichten soll. Die Stelle scheint genau das zu sein, was Sie suchen. Die Bezahlung ist nicht besonders großzügig – 60 Pfund bei freier Kost und Logis – aber die Arbeit ist nicht sehr mühsam; Sie werden genug freie Zeit für sich selbst haben.«

»Ich mache es«, rief ich mit der gesamten Bereitwilligkeit eines Mannes, der nach langen Monaten ermüdender Suche endlich ein Angebot erhält.

»Es ist vielleicht nicht ganz fair den anderen Kandidaten gegenüber, die schon so lange in unserer Liste stehen«, sagte Mr. Lumsden mit einem kurzen Blick auf seinen Folianten. »Aber dieser Zufall ist so erstaunlich, dass ich Ihnen die Entscheidung überlasse.«

»Dann nehme ich die Stelle an, mein Herr, und bin Ihnen dafür sehr dankbar.«

»Da gibt es noch eine kleine Bedingung in Dr. McCarthy's Brief. Er schreibt, dass der Bewerber von unerschütterlicher Gelassenheit sein muss.«

»Das trifft auf mich zu«, sagte ich im Brustton der Überzeugung.

»Schön«, sagte Mr. Lumsden etwas zögernd, »ich hoffe Sie haben Ihre Gefühle wirklich im Griff, denn ich fürchte, das wird dringend erforderlich sein.«

»Ich vermute, dazu muß jeder Lehrer in der Lage sein.«

»Natürlich, mein Herr, aber es ist nur fair, Sie darauf hinzuweisen, dass hier ein paar ganz besonders herausfordernde Umstände auf Sie warten könnten. Dr. McCarthy stellt nicht ohne einen wirklich zwingenden Grund eine derartige Bedingung.«

Der besondere Nachdruck, mit dem er sprach, dämpfte meine Freude über die Anstellung einigermaßen.

»Wissen Sie etwas Näheres über diese Umstände?« fragte ich.

»Vollkommene Offenheit und Ehrlichkeit gegenüber allen unseren Kunden gehört zu unseren Geschäftsprinzipien. Wenn es etwas gäbe, das gegen Sie spricht, dann würde ich dies umgehend Dr. McCarty mitteilen. Umgekehrt werde ich natürlich auch nicht zögern, das Gleiche für Sie zu tun.« Er blätterte in seinem Buch und fuhr fort: »Ich sehe, wir haben in den letzten zwölf Monaten nicht weniger als sieben Latein-Lehrer an die ›Willow Lea House Academy‹ vermittelt, vier von ihnen sind so plötzlich gegangen, dass sie nicht einmal Anspruch auf ein Monatsgehalt hatten. Keiner blieb länger als acht Wochen.«

»Und die anderen Lehrer? Sind sie geblieben?«

»Es gibt nur noch einen anderen Lehrer, und er scheint schon längere Zeit dort tätig zu sein. Sie werden sicher verstehen, dass solche schnellen Wechsel aus der Sicht eines Lehrers keine guten Vorzeichen sind, egal, was ein Agent sagt, der auf Provisionsbasis arbeitet. Ich habe keine Ahnung, was diese Herren so schnell zum Aufgeben gebracht hat, ich kann nur die Fakten nennen. Sprechen Sie so schnell wie möglich mit Dr. McCarty und bilden Sie sich Ihr eigenes Urteil.« Damit schloss er sein Buch und beendete das Gespräch.

Ein Mann, der nichts zu verlieren hat, kann große Kräfte entwickeln, daher war ich vollkommen gelassen und ziemlich neugierig, als ich die schwere, schmiedeeiserne Glocke der »Willow Lea House Academy« am frühen Nachmittag betätigte. Das Gebäude war ein hässlicher quadratischer Kasten auf einem eigenen, weitläufigen Grundstück. Eine breite Auffahrt verband die Straße mit dem Eingang. Das Anwesen lag auf einer kleinen Anhöhe; auf einer Seite hatte man einen Ausblick auf die grauen Dächer der nördlichen Stadtbezirke von London, während auf der anderen das schöne Waldgebiet

lag, das die Stadt begrenzte. Ein Page öffnete die Tür und ich wurde in ein gut ausgestattetes Arbeitszimmer geführt, wo mich der Rektor erwartete.

Aufgrund der Warnungen und Andeutungen des Vermittlers war ich darauf vorbereitet, eine arrogante und cholerische Person zu treffen – jemanden dessen Benehmen für alle Untergebenen unerträglich war. Mit diesen Erwartungen lag ich vollständig daneben. Er wirkte zerbrechlich und sanft, war glatt rasiert und von solch liebenswürdigem Verhalten, dass es fast schon übertrieben wirkte. Sein dichtes Haar war bereits stark ergraut – er ging wohl schon auf die sechzig zu. Seine Stimme war tief und sanft und er bewegte sich mit einer gewissen Affektiertheit. Insgesamt wirkte er wie ein freundlicher, etwas weltfremder Schulmeister.

Nach den üblichen Fragen zu meiner Person sagte er: »Ich bin sicher, dass wir sehr zufrieden mit Ihnen sein werden, Herr Weld. Herr Percival Manners verließ mich gestern und ich wäre erfreut, wenn Sie seine Aufgaben morgen schon übernehmen könnten.«

»Darf ich fragen, ob es sich hier um Herrn Percival Manners aus Selwyn handelt?«

»Genau. Kennen Sie ihn?«

»Ja, er ist ein Freund von mir.«

»Ein ausgezeichneter Lehrer, wenn auch ein wenig hastig in seinen Entscheidungen. Das war sein einziger Fehler. Was ist mit Ihnen, Herr Weld? Haben Sie Ihr Temperament unter Kontrolle? Nehmen wir einmal an, ich würde mich vollkommen vergessen und Sie rüde ansprechen, Sie beleidigen oder Ihre Gefühle in irgend einer Weise verletzen, könnten Sie sich auf Ihre Selbstbeherrschung verlassen?«

Bei dem Gedanken, diese kleine, gezierte Kreatur könnte mich aus der Fassung bringen, musste ich lächeln.

»Ich denke, ich kann das ertragen.« sagte ich.

»Auseinandersetzungen sind sehr schmerzhaft für mich«, sagte er. »Ich wünsche mir, dass alle in Harmonie unter meinem Dach leben. Ich will nicht abstreiten, dass Herr Manners provoziert wurde, aber ich wünsche mir einen Mann, der über allen Provokationen steht und seine Gefühle um des Friedens und Eintracht willen zurückhält.«

»Ich werde mein Bestes geben, mein Herr.«

»Mehr müssen Sie nicht sagen, Herr Weld. Dann erwarte ich Sie also schon heute Abend, wenn Sie Ihre Angelegenheiten so schnell ordnen können.«

Ich konnte nicht nur meine Angelegenheiten ordnen, sondern fand auch noch die Zeit, beim Benedict Club in Picadilly vorbeizuschauen, wo sich Manners sicherlich aufhalten würde, sofern er noch in London war. Natürlich fand ich ihn im Raucher-Salon und bei einer Zigarette fragte ich ihn, was denn der Grund dafür war, seinen Job hinzuwerfen.

»Du willst mir doch nicht erzählen, dass du eine Stelle an Dr. McCarthys Akademie angenommen hast?« rief er und starrte mich überrascht an. »Das ist sinnlos, alter Freund. Auf keinen Fall wirst du es lange dort aushalten.«

»Aber ich habe ihn bereits kennengelernt, er scheint ein höchst freundlicher, sanfter Kamerad zu sein. Mir ist noch nie jemand mit feineren Manieren begegnet.«

»Er! oh, er ist in Ordnung. Er hat keine Laster. Aber hast du schon Theophilus St. James kennengelernt?«

»Den Namen habe ich noch nie gehört. Wer ist das?«

»Dein Kollege, der andere Lehrer.«

»Nein, den kenne ich noch nicht.«

»Er ist der Schrecken in Person. Wenn du den ertragen kannst, dann hast du entweder die Seele eines Heiligen oder gar keine. Einen niederträchtigeren Lump kann's nicht geben.«

»Aber wie erträgt McCarthy ihn?«

Mein Freund sah mich bedeutsam durch den Rauch der Zigarette an und zuckte mit den Achseln.

»Du wirst schon sehen. Bereits nach kurzem Aufenthalt hatte ich meinen Entschluss gefasst und ich sah nie einen Grund, ihn zu ändern.«

»Es würde mir sehr helfen, wenn du mir mehr darüber erzählst.«

»Wenn du jemanden siehst, der es in seinem eigenen Haus zulässt, dass sein Geschäft ruiniert, sein Wohlergehen beeinträchtigt und seine Autorität untergraben wird, der ruhig und ohne Protest alles erträgt, was würdest du davon halten?«

»Dass der eine etwas gegen den anderen in der Hand hat.«

Percival nickte.

»Ganz genau, du hast's erfasst. Ich habe keine andere Erklärung, die zu allen Tatsachen passt. Irgendwann in seinem Leben ist der kleine Doktor auf Abwege geraten. Errare humanum est<sup>1</sup>. Das ist mir ja auch schon passiert. In seinem Fall muss es etwas Schwerwiegendes sein, und der andere nutzt sein Wissen und wird nie damit aufhören. Hier geht es bestimmt um Erpressung. Aber gegen mich hatte er nichts in der Hand, also gab es auch keinen Grund für mich, seine Unverschämtheiten zu ertragen. Also ging ich – und ich glaube wirklich, dir wird es genau so ergehen.«

Wir sprachen noch eine Weile über die Angelegenheit und er kam immer wieder zu dem gleichen Ergebnis – ich würde dort nicht lange durchhalten.

Nach dieser Vorbereitung war ich nicht sehr erfreut, dem Mann, dem ein solch übler Ruf vorauselte, endlich vorgestellt zu werden. Noch an diesem Abend, unmittelbar nach meinem Eintreffen in der Schule, machte uns McCarthy in seinem Arbeitszimmer miteinander bekannt.

»Dies ist Ihr neuer Kollege, Herr St. James«, sagte er in angenehmer und liebenswürdiger Weise. »Sie werden sich sicher gut verstehen, so dass Zufriedenheit und Sympathie unter meinem Dach herrschen.«

Ich teilte die Hoffnung des guten Doktors, aber sie wurde durch das Äußere meines Kollegen nicht begünstigt. Er war ein junger Kerl mit Stiernacken, wohl an die dreißig Jahre alt, mit



dunklen Augen, schwarzem Haar und robustem Körperbau. Mir ist nie ein kräftiger gebauter junger Mann begegnet, allerdings zeigte er erste Ansätze von Fett, was auf mangelndes Training schließen ließ. Sein Gesicht wirkte derb, aufgeschwemmt und brutal; die kleinen schwarzen Augen lagen tief in ihren Höhlen. Seine schweren Wangen, die abstehenden Ohren und seine dicken, krummen Beine vollendeten ein ebenso schreckliches wie abstoßendes Persönlichkeitsbild.

»Ich habe gehört, dies ist Ihre erste Stelle«, sagte er unhöflich und barsch. »Aldann, es ist ein armseliges Leben voll harter Arbeit für einen Hungerlohn – das werden Sie bald herausfinden.«

»Aber es gibt auch einen Ausgleich, das werden Sie doch sicher zugeben, Herr St. James.«

»Ist das so? Das konnte ich noch nicht feststellen. Von welchem Ausgleich sprechen Sie?«

»Allein die permanente Gegenwart der Jugend stellt schon ein Privileg dar. Da bleibt die eigene Seele jung, wenn man ihre reinen Seelen um sich hat und an ihrer Lebensfreude teilnimmt.«

»Kleine Monster«, rief er.

»Ach kommen Sie, Herr St. James, Sie sind zu streng mit ihnen.«

»Ich hasse schon ihren Anblick. Wenn ich sie zusammen mit ihren verflixten Heften, Büchern und Schiefertafeln auf dem Scheiterhaufen verbrennen könnte, dann würde ich es noch heute Nacht tun.«

»Das ist nun einmal die Art von Herrn St. James«, sagte der Schulleiter lächelnd, mit einem nervösen Seitenblick auf mich. »Sie dürfen ihn nicht zu ernst nehmen. Nun, Herr Weld, Sie wissen ja bereits, wo Ihr Zimmer ist. Ohne Zweifel wollen Sie sich noch ein wenig einrichten. Je eher Sie dies erledigt haben, desto schneller werden Sie sich heimisch fühlen.«

Es schien mir, dass ihm lediglich daran gelegen war, mich rasch aus dem Einflussbereich meines ungewöhnlichen Kollegen zu entfernen. Ich war froh, mich zurückziehen zu können, denn die Unterhaltung war recht unangenehm geworden.

So begann für mich ein Lebensabschnitt, der mir im Rückblick stets als die seltsamste von all meinen Erfahrungen erscheint. Die Schule machte in vielerlei Hinsicht einen ausgezeichneten Eindruck. So war Dr. McCarthy mit seinen modernen und zweckmäßigen Methoden ein vorbildlicher Rektor. Sein Führungsstil ließ nichts zu wünschen übrig. Und dennoch, in der Mitte dieser gut geölten Maschine störte der unpassende und unmögliche Herr St. James und brachte alles durcheinander. Er unterrichtete Englisch und Mathematik. Wie er seine Pflicht erfüllte, weiß ich nicht, denn unsere Klassen hatten separate Räume. Mir war jedoch bekannt, dass die Schüler ihn fürchteten und ihm mit Abneigung begegneten; dazu hatten sie auch allen Grund. Oft wurde mein Unterricht durch sein ärgerliches Gebrüll oder das Geräusch seiner Schläge unterbrochen. Dr. McCarthy verbrachte die meiste Zeit in seiner Klasse, vermutlich um

den Lehrer zu überwachen und zu versuchen, seine fürchterlichen Temperamentsausbrüche zu mäßigen, bevor sie gefährlich wurden.

Seinem Dienstherrn gegenüber verhielt sich mein Kollege stets höchst unverschämt. Das erste Gespräch, das ich hier wiedergegeben habe, war typisch für ihren Umgang miteinander. St. James' Anmaßungen erfolgten in brutaler Offenheit. Ich habe auch erlebt, wie er dem Rektor vor der ganzen Schule auf gröbste Weise widersprach. Er verweigerte ihm jeglichen Respekt und es machte mich wütend, wenn ich die stille Duldsamkeit und Toleranz, mit der der alte Doktor das ungeheuerliche Betragen hinnahm, mit ansehen musste. Andererseits erfüllte mich die Sache auch mit einigem Grauen. Wenn die Theorie meines Freundes zutraf, dass er etwas gegen den Rektor in der Hand hatte – ich hatte keine bessere Theorie –, wie dunkel und böse musste das Geheimnis des Doktors sein, dass allein die Furcht vor der Offenlegung ihn veranlasste, derartige Demütigungen zu ertragen. Der stille, ruhige Doktor konnte ein gewiefter Heuchler sein, ein Krimineller, möglicherweise ein Fälscher oder ein entflohener Gefangener. Nur ein solches Geheimnis war geeignet, dem jüngeren Mann eine derartige Macht zu geben. Warum sonst sollte er die hasserfüllte Stimmung in seinem Haus und den zerstörerischen Einfluss auf seine Schule gestatten? Warum sollte er sich der kaum zu ertragenden Entwürdigung ohne Empörung ergeben?

Wenn sich alles so verhielt, dann musste ich daraus schließen, dass mein Rektor sich offensichtlich außerordentlich gut verstellen konnte. Niemals merkte man ihm in irgendeiner Weise an, dass ihm die Anwesenheit des jungen Mannes zuwider war. Einige Male, nach besonders abscheulichen Auftritten, nahm sein Gesicht einen schmerzvollen Ausdruck an, aber ich hatte immer das Gefühl, dass er diese Miene für mich oder die Schüler aufsetzte, nicht für sich selbst. Er sprach mit und von St. James in nachsichtiger Weise, immer lächelnd und sanft und das brachte mein Blut zum Sieden. In der Art, auf die er ihn ansah und ansprach, konnte man nicht die geringste Spur von Unmut entdecken, jedoch etwas wie einen ängstlich missbilligenden guten Willen. Er schien ihn auch zu umwerben, denn sie verbrachten viele Stunden zusammen im Arbeitszimmer und im Garten.

Was meine Beziehung zu Theophilus St. James betrifft: Ich hatte von Anfang an beschlossen, mich von ihm nicht aus der Fassung bringen zu lassen, und an dieser Entscheidung hielt ich eisern fest. Wenn Dr. McCarthy beschlossen hatte, seine Respektlosigkeit und Beleidigungen zu ertragen, dann war das seine Sache und nicht meine. Zweifellos hatte er den Wunsch, dass Frieden zwischen uns beiden herrschte, und ich begriff, dass ich ihm am besten half, wenn ich diesen Wunsch respektierte. Das Einfachste war, dem Kollegen aus dem Weg zu gehen, also vermied ich jede Begegnung. Wenn ich seine Gesellschaft nicht verhindern konnte, verhielt ich mich ruhig, höflich und reserviert. Er zeigte seinerseits mir gegenüber keine Böswilligkeit, vielmehr versuchte er sich mit ungehobelter Freundlichkeit und plumper Vertraulichkeit anzubiedern. Beharrlich bedrängte er mich, ihn abends in seinem Zimmer zu besuchen, um Karten zu spielen und zu trinken.

»Dem alten McCarthy macht es nichts aus,« sagte er. »Sie brauchen keine Angst vor ihm zu haben. Wir können machen, was wir wollen, ich werde schon dafür sorgen, dass er nichts dagegen hat.« Einmal ging ich darauf ein und erlebte einen langweiligen und widerlichen Abend. Als ich ging, lag er sturzbetrunken auf der Couch. Danach schob ich stets meine Studien als Entschuldigung vor und verbrachte meine Freizeit alleine in meinem Zimmer.

Einer der Fakten, die ich gerne in Erfahrung bringen wollte, war wie lange diese Situation schon bestand. Seit wann befand sich McCarthy unter dem Einfluss von St. James? Von keinem der beiden konnte ich erfahren, wann mein Kollege eingestellt wurde. Ein paar meiner diesbezüglichen Fragen wurden ausweichend beantwortet oder in einer Weise ignoriert, die leicht erkennen ließ, dass beiden an einer Verheimlichung gelegen war. Aber eines Abends hatte ich die Gelegenheit, mit Frau Carter zu plaudern. Sie war die Haushälterin, denn McCarthy war Witwer. Von ihr erhielt ich die gewünschte Information, ich musste sie nicht einmal ausfragen. Voller Entrüstung erzählte sie mir von den Klagen, die sie gegen meinen Kollegen vorzubringen hatte, während sie erregt die Hände in die Höhe hob, um die Ernsthaftigkeit ihrer Anschuldigungen zu untermauern.

»Es ist drei Jahre her, Herr Weld, dass er seinen Schatten auf unsere Schwelle warf«, rief sie, »es waren drei bittere Jahre für mich. Die Schule hatte damals 50 Schüler, heute sind es nur noch 22 – innerhalb von drei Jahren! Das haben wir nur ihm zu verdanken. Noch drei Jahre, und wir haben gar keinen Schüler mehr. Und der Doktor mit seiner engelsgleichen Geduld – Sie sehen ja, wie er von ihm ihn so behandelt wird; dabei ist er es nicht einmal wert, ihm die Schuhe zu binden. Sie können sicher sein, Herr Weld, dass ich keine weitere Stunde hierbleiben würde, wenn es nicht für den Doktor wäre. Das hab ich ihm schon ins Gesicht gesagt. Wenn der Doktor ihn doch nur vor die Tür setzen würde ... aber ich habe schon mehr gesagt, als ich sollte.« Sie hielt sich mit Mühe zurück und sprach nicht weiter über das Thema. Sie hatte sich erinnert, dass ich ja fast noch ein Fremder war, und fürchtete nun, zu indiskret gewesen zu sein.

Es gab noch ein paar Beobachtungen, die ich bei meinem Kollegen machte. Die wichtigste war, dass er nie an irgendwelchen sportlichen Übungen teilnahm. Am äußersten Ende des Grundstücks befand sich ein Spielfeld. Wenn die Jungen hinausgingen, wurden sie von McCarthy oder von mir begleitet. St. James entschuldigte sich mit dem Hinweis, dass er aufgrund einer Knieverletzung, die er sich vor ein paar Jahren zugezogen hatte, Schmerzen beim Laufen habe. Meiner Ansicht nach handelte es sich lediglich um Faulheit, denn er war schwerfällig und neigte zur Fettleibigkeit. Zweimal konnte ich ihn von meinem Fenster aus mitten in der Nacht beobachten. Beim ersten Mal schlich er sich vom Grundstück, beim zweiten Mal kehrte er im Morgengrauen zurück und stahl sich durch ein offenes Fenster herein. Diese heimlichen Ausflüge wurden nie erwähnt, aber sie zeigten, dass die Geschichte mit dem Knie eine Lüge war und steigerten meine Abneigung und mein Misstrauen. Er schien bis ins tiefste Innere verdorben.

Eine weiterer geringfügiger, aber vielsagender Punkt ergab sich aus der Beobachtung, dass er während meines mehrmonatigen Aufenthalts in der Schule nur sehr selten Post

bekam. Die wenigen Briefe, die ich sah, schienen Lieferantenrechnungen zu sein. Ich bin ein Frühaufsteher und holte mir üblicherweise meine Post aus dem Stapel, der auf dem Tisch in der Halle lag. Daher war wusste ich, wie wenige Briefe Theophilus St. James erhielt. Das kam mir äußerst eigenartig und verdächtig vor. Was war das für ein Mann, der in den ganzen dreißig Jahren seines Lebens keinen einzigen Freund gefunden hatte, der mit ihm in Kontakt bleiben wollte? Umso unheimlicher erschien es, dass der Rektor ihn nicht nur tolerierte, sondern ihn dem Anschein nach sogar als engen Freund betrachtete. Ich hatte schon erlebt, wie sie sich vertraulich unterhielten oder Arm in Arm in ein Gespräch vertieft im Garten spazieren gingen. Ich wurde so neugierig, herauszufinden was sie verband, dass ich meine anderen Interessen zeitweilig zurückstellte und dies zum Hauptziel meines Lebens machte. In und außerhalb der Schule, bei den Mahlzeiten und den Spielen war ich fortwährend damit beschäftigt, Dr. Phelps McCarthy und Mr. Theophilus St. James zu beobachten und das Geheimnis, das sie umgab, zu lüften.

Unglücklicherweise war jedoch meine Neugier etwas zu offensichtlich. Es gelang mir nicht zu verbergen, dass ich einen bestimmten Verdacht wegen der Beziehung zwischen den Beiden hegte. Es konnte an meiner Art, sie zu beobachten liegen, oder an einer indiskreten Frage, jedenfalls hatte ich allen zu deutlich gezeigt, was ich dachte. Eines Abends wurde mir bewusst, dass mich St. James mürrisch und bedrohlich anstarrte. Daher war ich nicht überrascht, dass Dr. McCarthy mich am nächsten Morgen in sein Arbeitszimmer rief.

»Es tut mir sehr leid, Herr Weld, aber ich befürchte dass ich gezwungen bin, künftig auf Ihre Dienste zu verzichten«, sagte er.

»Ich bitte Sie, mir den Grund für meine Entlassung zu nennen«, antwortete ich. Ich war davon überzeugt, zur Erfüllung meiner Pflichten mein Bestes gegeben zu haben und wusste daher, dass es nur einen Grund geben konnte.

»Ich habe eigentlich kein Problem mit Ihnen«, sagte er errötend.

»Sie schicken mich also auf Wunsch meines Kollegen fort?«

Er wich meinem Blick aus.

»Wir werden über diese Frage nicht sprechen, Herr Weld. Es ist für mich unmöglich, sie zu erörtern. Sie werden von mir eine ausgezeichnete Empfehlung für Ihre nächste Stelle erhalten. Mehr kann ich nicht sagen. Ich hoffe, Sie werden hier Ihren Pflichten noch solange nachkommen, bis Sie anderweitig untergekommen sind.«

Diese Ungerechtigkeit brachte mich in Rage, aber es gab keine Berufung und keine Entschädigung. Ich verbeugte mich und verließ mit dem bitteren Gefühl der Schmach den Raum; etwas anderes konnte ich nicht tun.

Mein erster Impuls war, die Koffer zu packen und das Haus sofort zu verlassen. Aber der Rektor hatte mir erlaubt, solange zu bleiben, bis ich eine neue Stelle gefunden hatte. Ich war sicher, dass die Kündigung auf Verlangen von St. James erfolgt war, das war für mich ein Grund genug, zu bleiben. Wenn ihn meine Anwesenheit ärgerte, dann wollte ich ihm davon soviel wie möglich zuteilwerden lassen. Ich hatte angefangen, ihn zu hassen



und spürte ein Verlangen nach Vergeltung. Wenn er etwas gegen den Rektor in der Hand hatte, konnte es dann nicht sein, dass auch ich etwas fand, das ich gegen ihn verwenden konnte? Es war ein Zeichen von Schwäche, dass er meine Neugier so sehr fürchtete. Er würde nicht so heftig reagieren, wenn er nichts zu befürchten hatte. Ich ließ mich erneut in den Büchern des Vermittlers eintragen, setzte aber meine Tätigkeit in der Schule fort, und so kam es, dass ich bei der Auflösung dieses eigenartigen Falles anwesend war.

Es dauerte nur eine Woche bis zur Katastrophe. Während dieser Woche ging ich abends nach meiner Arbeit in die Stadt um nachzusehen, ob es für mich eine neue Anstellung gab. Eines Abends – es war ein kalter, windiger Tag im März – war ich gerade vor die Tür getreten, als ich eine merkwürdige Beobachtung machte. Ein Mann schlich vor einem Fenster des Hauses herum. Er hatte sich gebückt und versuchte durch eine Lücke im Vorhang zu spähen. Der Platz vor dem Fenster war hell erleuchtet und ich konnte den verdächtigen Besucher gut erkennen. In dem Moment, als ich ihn sah, drehte er sich um und sah mich auch. Sofort suchte er durch das Gestrüpp das Weite. Während er die Straße hinunter lief, konnte ich das Trappeln seine Füße noch hören, bis es in der Ferne verschwand.

Ich hielt es für meine Pflicht, umzukehren und Dr. McCarthy von dem Vorfall zu berichten. Ich fand ihn in seinem Arbeitszimmer. Zwar hatte ich damit gerechnet, dass ihn der Vorfall beunruhigen würde, aber auf einen derartigen Anfall von Panik, mit dem er auf meine Mitteilung reagierte, war ich nicht vorbereitet. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, wurde sehr blass und keuchte, als hätte man ihm den Todesstoß versetzt.

»Welches Fenster, Herr Weld?« fragte er, und wischte sich den Schweiß von der Stirn.  
»Welches Fenster war es?«

»Das Fenster neben dem Speisezimmer, Herrn St. James' Zimmer.«

»Oh mein Gott, das ist wirklich schlimm! Ein Mann hat durch Herrn St. James' Fenster geblickt!« Er rang seine Hände wie jemand, der am Ende seine Weisheit angelangt ist.

»Ich komme an einer Polizeiwache vorbei, Herr Doktor. Wünschen Sie, dass ich den Vorfall dort melde?«

»Nein, nein«, rief er, als er seine außergewöhnliche Erregung endlich unter Kontrolle hatte. »Ich bin überzeugt davon, dass es sich nur um einen armen Landstreicher handelt, der vorhatte zu betteln. Ich messe diesem Vorfall keine große Bedeutung bei – überhaupt keine. Lassen Sie sich nicht länger aufhalten, Herr Weld, Sie wollten ja ausgehen.«

Er saß noch in seinem Arbeitszimmer mit vom Schrecken gezeichneten Gesicht und sprach weitere beruhigende Worte vor sich hin, als ich ihn verließ. Schweren Herzens ging ich in die Stadt. Als ich zurückblickte, sah ich die Silhouette des Rektors kurz im Fenster meines Kollegen. Er war also zu ihm geeilt, um ihm zu erzählen, was er gehört hatte. Was hatte diese mysteriöse Atmosphäre, der unbeschreibliche Schrecken und die Vertrautheit zwischen diesen beiden vollkommen unterschiedlichen Männern zu bedeuten? Während ich weiterging, zerbrach ich mir den Kopf darüber, kam aber zu

keinem vernünftigen Ergebnis. Ich konnte nicht ahnen, wie nahe ich der Lösung schon gekommen war.

Es war schon fast Mitternacht, als ich zurückkehrte. Die Lichter waren alle aus, bis auf eine Lampe im Arbeitszimmer des Rektors. Das düstere Haus zeichnete sich bedrohlich vor mir ab, als ich die Auffahrt heraufkam; seine deprimierende Massigkeit wurde nur durch dieses eine Licht unterbrochen. Mit meinem Schlüssel öffnete ich die Tür und betrat das Gebäude. Ich war gerade dabei, in mein Zimmer zu gehen, als ich einen kurzen, spitzen Schrei hörte. Es schien der Hilferuf eines Mannes zu sein. Mit der Hand auf meiner Türklinke stand ich da und lauschte.

Alles war still, abgesehen von einem entfernten Murmeln, das aus dem Zimmer des Doktors ertönte. Leise ging ich den Korridor entlang in diese Richtung. Dann konnte ich schließlich zwei Stimmen unterscheiden, die rohe, herrische Stimme von St. James und die leiseren Töne des Doktors, der eine offensichtlich fordernd, der andere argumentierend und bittend. Vier helle Linien in der Dunkelheit zeigten mir die Tür des Doktors, der ich mich Schritt für Schritt näherte. St. James wurde immer lauter, schließlich konnte ich ihn klar verstehen.

»Ich will alles bis auf das letzte Pfund haben, wenn du es mir nicht gibst, dann werde ich es mir nehmen. Hast du das kapiert?«

Dr. McCarthys Antwort war unverständlich, dann war die ärgerliche Stimme wieder zu hören.

»Dich mittellos zurücklassen? Dir bleibt doch die Schule – eine Goldgrube! Das ist genug für einen alten Mann, oder nicht? Wie soll ich ohne Geld nach Australien kommen? Sag mir das mal!«

Wiederum sagte der Doktor etwas in beschwichtigendem Ton, aber seine Antwort brachte sein Gegenüber nur noch mehr in Rage.

»Für mich getan? Was hast du je für mich getan, was nicht auch dir nützte? Es war die Sorge um *deinen* Ruf, nicht meine Sicherheit, was dich handeln ließ. Aber genug von dem Geschwätz. Ich muss vor dem Morgengrauen verschwunden sein. Wirst du den Tresor nun öffnen oder nicht?«

»Oh, James, wie kannst du mich so behandeln?« schrie eine klagende Stimme. Und dann erklang plötzlich ein Schmerzensschrei. Dieses Anzeichen brutaler Gewalt ließ mich meine Beherrschung, auf die ich so stolz war, vergessen. Jede meiner Fasern schrie danach einzugreifen. Mit meinem Spazierstock in der Hand stürmte ich in das Arbeitszimmer. Währenddessen hörte ich ein heftiges Klingeln am Haupteingang.

»Du Verbrecher!«, schrie ich, »lass ihn los!«

Die beiden Männer standen vor einem kleinen Tresor. St. James hatte den Doktor am Handgelenk gepackt und ihm den Arm schmerzhaft verdreht, um ihn zu zwingen, den Schlüssel herauszugeben. Mein kleiner Rektor war bleich, aber unbeugsam und wehrte sich heftig gegen den Griff des stämmigen Mannes. Der Rabauke sah mich über die Schulter an, sein Gesicht zeigte eine Mischung von Wut und Entsetzen. Als er sah, dass

ich alleine war, ließ er sein Opfer los und stürzte sich mit einem fürchterlichen Fluch auf den Lippen auf mich.

»Du verdammter Schnüffler!« schrie er. »Dir werd' ich's besorgen, bevor ich gehe.«

Ich bin kein starker Mann und musste erkennen, dass ich hilflos war, sobald ich in die Enge getrieben wurde. Zweimal traf ich ihn mit meinem Stock, aber dann stürzte er sich mit einem mörderischen Schrei auf mich und packte mich mit seinen beiden kräftigen Händen an der Kehle. Ich fiel auf den Rücken und er landete auf mir; sein Griff presste das Leben aus mir heraus. Ich sah seine gelblichen, böartigen Augen unmittelbar vor mir. Das Blut pochte in meinen Adern und es klingelte in meinen Ohren, als meine Sinne schwanden. Doch selbst in diesem Augenblick hörte ich immer noch das unablässige, laute Schellen am Haupteingang.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Couch im Arbeitszimmer des Doktors. Er saß neben mir und beobachtete mich besorgt. Als ich die Augen öffnete, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. »Gott sei Dank«, rief er. »Gott sei Dank!«

»Wo ist er?«, fragte ich, während ich mich umsah. Das Mobiliar war in alle Richtungen verstreut und es gab Spuren eines Kampfes, der wesentlich heftiger als meiner gewesen sein musste.

Das Gesicht des Doktors sank in seine Hände.

»Sie haben ihn«, jammerte er. »Nach all den Jahren der Prüfung haben Sie ihn wieder erwischt. Aber ich bin dankbar dafür, dass er nicht ein zweites Mal seine Hände mit Blut befleckt hat.«

Als der Doktor sprach, sah ich einen Mann mit den Rangabzeichen eines Inspektors der Polizei in der Tür stehen.

»Ja, mein Herr«, sagte er zu mir, »Sie sind nur knapp dem Tod entgangen. Wenn wir auch nur einen Moment später gekommen wären, dann könnten Sie die Geschichte nicht mehr erzählen. Noch nie habe ich einen Fall erlebt, bei dem jemand noch weniger Zeit hatte, um dem Teufel noch von der Schippe zu springen.«

Ich setzte mich auf und hielt die Hände an meinen dröhnenden Schädel.

»Dr. McCarthy«, sagte ich, »dies ist mir alles ein Rätsel. Ich würde mich freuen, wenn Sie mir erklären würden, wer dieser Mann ist und warum Sie ihn so lange in Ihrem Haus geduldet haben.«

»Ich schulde Ihnen eine Erklärung, Herr Weld – umso mehr, da Sie auf so ritterliche Weise Ihr Leben für mich riskiert haben. Nun gibt es auch keinen Grund mehr, die Sache geheim zu halten. Kurzum, der Name dieses unglücklichen Mannes lautet James McCarthy; er ist mein einziger Sohn.«

»Ihr Sohn?«

»Leider ja. Ich frage mich, was ich verbrochen habe, dass ich so gestraft werde. Von den frühesten Tagen seiner Kindheit an machte er mein Leben zur Hölle. Stets war er gewaltbereit, stur, egoistisch und undiszipliniert. Mit achtzehn wurde er zum Verbrecher. Mit zwanzig tötete er in einem Anfall von Zorn einen seiner Kumpane und wurde wegen Mordes angeklagt. Er entging nur knapp dem Galgen und wurde zu Zwangsarbeit

verurteilt. Drei Jahre später gelang es ihm zu fliehen und trotz großer Schwierigkeiten schaffte er es, mein Haus zu erreichen. Seine Verurteilung hatte meiner Frau das Herz gebrochen. Es war ihm gelungen, sich normale Kleidung zu beschaffen, und es war niemand hier, der ihn kannte. Er versteckte sich ein paar Monate auf dem Dachboden, bis die Polizei ihre Suche eingestellt hatte.

Dann gab ich ihm hier den Posten als Lehrer. Wie Sie selbst erlebt haben, machte er mir mit seinem groben und anmaßenden Benehmen das Leben zur Qual und das seiner Kollegen unerträglich. Sie waren vier Monate bei uns, Herr Weld, so lange hat ihn kein anderer ausgehalten. Ich entschuldige mich nun für alles, was Sie über sich ergehen lassen mussten, aber ich frage Sie: was sonst hätte ich tun können? Im Gedenken an seine tote Mutter konnte ich es nicht zulassen, dass ihm irgendetwas Übles widerfuhr, solange ich in der Lage war, es abzuwehren. Mein Haus war der einzige Ort auf der ganzen Welt, in dem er sichere Zuflucht fand. Ich konnte ihn aber nicht hier behalten, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, wenn er nicht eine Beschäftigung hatte. Ich machte ihn zum Englisch-Lehrer und so konnte ich ihn drei Jahre lang beschützen.

Ohne Zweifel haben Sie bemerkt, dass er tagsüber nie das Grundstück verließ; nun wissen Sie auch, warum. Als Sie heute Abend zu mir kamen und mir von dem Mann erzählten, der durch sein Fenster gespäht hatte, wurde mir klar, dass sein Aufenthaltsort verraten worden war. Ich flehte ihn an, sofort zu fliehen, aber der Unglückliche hatte getrunken und hörte mir nicht zu. Als er sich endlich aufgerafft hatte, zu gehen, wollte er mir jeden Shilling abnehmen, den ich besaß, um seine Flucht zu finanzieren. Es war Ihr Eingreifen, das mich rettete, und die Polizei kam gerade noch rechtzeitig, um Sie zu retten. Ich habe mich strafbar gemacht, als ich einem Verbrecher Zuflucht gewährte und stehe hier dem Inspektor zur Verfügung. Aber auch das Gefängnis kann mich nicht mehr schrecken, nach allem, was ich in diesem Haus in den letzten drei Jahren erdulden musste.«

»Es scheint mir, dass sie ungesetzliche Tat, die Sie vielleicht begangen haben, nun schon mehr als genug bestraft ist«, sagte der Inspektor.

»Weiß Gott, so ist es!«, rief McCarthy und verbarg sein verhärmtes Gesicht in seinen Händen.

---

1 Im Original eigentlich: ›Humanum est errare‹. Aber dieser Satzbau kommt mir komisch vor. Übersetzung: ›Irren ist menschlich.‹

## Die braune Hand

Es ist allgemein bekannt, dass Sir Dominick Holden, der berühmte indische Arzt, mich zu seinem Erben gemacht hatte. Durch seinen Tod wurde ich von einer Minute auf die andere vom hart arbeitenden, mittellosen Mediziner zum wohlbetuchten Landbesitzer. Viele wissen auch, dass es mindestens fünf Personen gibt, die einen höheren Anspruch auf das Erbe hatten, so dass die Wahl von Sir Dominik insgesamt recht willkürlich und launenhaft erschien. Ich kann diesen Personen versichern, dass sie sehr im Irrtum sind. Obwohl ich Sir Dominik erst in den letzten Jahren seines Lebens kennengelernt hatte, gab es doch sehr gute Gründe für ihn, *mir* sein Wohlwollen zu schenken. Ich wage zu behaupten, dass es kaum jemanden gibt, der mehr für einen anderen getan hat, als ich für meinen indischen Onkel. Ich kann nicht erwarten, dass man meiner Geschichte Glauben schenken wird, aber sie ist so bemerkenswert, dass ich es als Pflichtverletzung auffassen würde, wenn ich sie nicht aufschreibe – hier ist sie also; ob Sie ihr Glauben schenken oder nicht, ist Ihre Sache.

Sir Dominick Holden war Mitglied des ›Most Honourable Order of the Bath‹ und Ritter des ›Order of the Star of India<sup>1</sup>‹, sowie Inhaber vieler anderer Auszeichnungen und Ehrungen, die mir nicht bekannt sind. Er war der angesehenste indische Arzt seiner Zeit. Ursprünglich war er Armeearzt, später ließ er sich in Bombay nieder und gründete eine zivile Praxis. Als Facharzt betätigte er sich in allen Teilen Indiens. Sein Name ist als Gründer und Förderer des ›Oriental Hospital‹ in bester Erinnerung. Schließlich kam die Zeit, als sich trotz seiner eisernen Konstitution erste Zeichen von Ermüdung zeigten und sein langjähriges Engagement seinen Tribut forderte. Seine Arztkollegen äußerten einstimmig die Meinung, er solle nach England zurückkehren – natürlich geschah dies nicht vollständig ohne Eigeninteresse. Er blieb solange er konnte, aber als sich schließlich die Symptome einer schweren Nervenkrankheit einstellten, kehrte er als schwerkranker Mann zur Stätte seiner Geburt zurück, in das Wiltshire-County. Er erwarb ein ansehnliches Anwesen mit einem alten Herrenhaus an der Grenze der Salisbury-Plains. Die letzten Jahre seines Lebens widmete er der vergleichenden Pathologie, mit der er sich schon sein ganzes Leben lang gerne beschäftigt hatte und in der er zu den führenden Kapazitäten gehörte.

Wir von seiner Familie waren natürlich von der Rückkehr des reichen und kinderlosen Onkels nach England hellauf begeistert. Er seinerseits war sich seiner familiären Verpflichtungen bewusst, denn obwohl die Gastfreundschaft nie übertrieb, lud er doch jeden von uns der Reihe nach zu einem Besuch ein. Meine Cousins berichteten mir von einer trübsinnig-düsteren Zeit bei ihm. Schließlich war ich an der Reihe und wurde zu einem Besuch in Rodenhurst eingeladen, was ich mit gemischten Gefühlen aufnahm. Meine Frau wurde so sorgfältig von der Einladung ausgeschlossen, dass ich zunächst ablehnen wollte. Aber ich musste auch die Interessen der Kinder berücksichtigen, also brach ich, mit ihrem Einverständnis, an einem Oktober-Nachmittag zu meinem Besuch in Wiltshire auf, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, welche Folgen der Besuch haben könnte.

Das Anwesen meines Onkels lag an der Grenze zwischen dem ebenen, kultivierten Land und den runden Kalksteinhügeln, die charakteristisch für diesen Landstrich sind. Als ich von ›Dinton Station‹ in das schwindende Licht des Herbsttages fuhr, war ich von der bizarren Szenerie beeindruckt. Ein paar verstreute Bauernhäuser wirkten angesichts der Zeugnisse eines prähistorischen Lebens geradezu winzig, die Gegenwart schien nur ein Traum und die Vergangenheit eine eindringliche und mächtige Realität. Die Straße wand sich durch die Täler zwischen einer Reihe grasbewachsener Hügel. Auf jedem Gipfel waren kunstvolle Befestigungsanlagen angelegt, manche rund, andere quadratisch, aber alle von einer Größe, die Winden und Regen in Jahrhunderten widerstanden hatte. Einige nannten sie römisch, andere britisch, aber ihre wahre Herkunft und die Gründe, warum dieser Landstrich so mit Verschanzungen übersät ist, wurden nie vollständig geklärt. Hier und dort befanden sich kleine runde Grabhügel an den langen, olivgrünen Hängen. Unter ihnen lag die Asche von verbrannten Angehörigen des Volkes, das in diesen Hügeln so ausgiebig gegraben hatte. Ihre Gräber erzählen uns keine Geschichten, sie enthalten nichts weiter als eine Urne voll Staub, die einen Menschen repräsentiert, der einst hier unter der Sonne wandelte.

Durch diesen bizarren Landstrich kam ich schließlich nach Rodenhurst, der Residenz meines Onkels, die mitsamt ihrer Umgebung die nötige Pflege vermissen ließ. Zwei rissige, verwitterte Säulen, die mit verstümmelten Wappen gekrönt waren, flankierten die Einfahrt zu einer vernachlässigten Allee. Ein kalter Wind pffte durch die Ulmen an ihren Seiten und verwirbelte das Laub, das überall herumlag. Am anderen Ende des Wegs, unter einem düsteren Dach aus Ästen, brannte eine einzelne, gelbe Lampe. Im dämmrigen Licht der einbrechenden Nacht sah ich ein langes, niedriges Gebäude mit zwei ungleichen Flügeln, die mit einem tief überhängenden Mansardendach gedeckt waren und deren Mauern aus Fachwerk im Tudor-Stil bestanden. Das freundliche Licht eines Feuers flackerte durch ein großes, vergittertes Fenster links des niedrigen Haupteingangs. Wie sich herausstellte, handelte es sich um das Arbeitszimmer meines Onkels, wohin mich der Butler sofort führte, damit ich meinem Gastgeber meine Aufwartung machen konnte.

Er hockte nahe beim Feuer, denn die feuchte Kälte des englischen Herbstes ließ ihn frösteln. Die Lampe hatte er nicht angezündet; im roten Glühen der Kohlen sah ich sein gewaltiges, zerklüftetes Gesicht mit indischer Nase und Wangen. In den tiefen Furchen und Runzeln, die von den Augen bis zum Kinn liefen, erkannte ich die unheimlichen Merkmale eines verborgenen, vulkanischen Feuers. Bei meinem Eintreten sprang er auf und hieß mich mit traditioneller Höflichkeit herzlich willkommen. Als eine Lampe hereingebracht wurde, gewahrte ich sofort, dass es ein sehr kritisches Paar hellblauer Augen war, das mich unter ergrauten Brauen musterte, wie ein Pfadfinder unter einem Busch. Dieser fremdländische Onkel erforschte mit der Leichtigkeit eines geübten Beobachters und der Erfahrung eines Mannes von Welt sorgfältig meinen Charakter.

Ich für meinen Teil sah ihn an und dann blickte ich noch einmal genauer hin, denn mir war noch nie jemand begegnet, dessen Erscheinung mich so gefangen nahm. Er hatte die Statur eines Riesen, aber er war eingefallen und sein Hausmantel schlotterte in erschreckender Weise von einem Paar breiter, knochiger Schultern hinunter. Alle seine

Glieder waren riesig, aber abgemagert und ich konnte meinen Blick kaum von seinen knotigen Handgelenken und seinen langen, knorrigen Händen abwenden. Aber seine Augen – diese spähenden, hellblauen Augen – waren die fesselndste seiner Eigentümlichkeiten. Es war nicht nur die Farbe alleine oder die Haarbüschel, unter denen sie lauerten, es war auch der Ausdruck, den ich darin sah. Die Erscheinung und Haltung des Mannes wirkte herrisch, und ich hätte ein entsprechendes Selbstbewusstsein in seinen Augen erwartet, aber alles, was ich dem Blick entnehmen konnte, sprach für ein eingeschüchtertes, gebrochenes Gemüt – so wie beim verstohlenen, abwartenden Blick eines Hundes, dessen Herr gerade die Peitsche ergriffen hat. Sofort bildete ich mir eine medizinische Meinung zu diesen kritischen und zugleich flehentlichen Augen. Offensichtlich litt er an einer tödlichen Krankheit und wusste, dass ihm nicht mehr viel Zeit blieb, was ihm Tage voller Angst bescherte.

Die Begrüßung meines Onkels war, wie gesagt, sehr liebenswürdig und innerhalb einer Stunde saß ich zwischen ihm und seiner Frau bei einem gemütlichen Abendessen mit seltenen, würzigen Delikatessen auf dem Tisch und einem stillen, aufmerksamen, orientalischen Diener hinter uns. Das alte Paar war an seinem Lebensabend angekommen, alle Freunde und Verwandten waren gestorben oder in alle Welt verstreut, alle Arbeit war getan – sie hatten nur noch sich und das Ende näherte sich rasch. Diejenigen, die dieses Stadium in Freundlichkeit und Liebe erreichen, die ihren Winter in einen gemäßigten Altweibersommer verwandeln können, sind nach den langen Prüfungen des Lebens auf der Gewinnerseite. Lady Holden war eine kleine, aufgeweckte Frau mit freundlichen Augen und der Ausdruck, mit dem sie ihn ansah, sprach für seinen Charakter. Und obwohl ich die gegenseitige Liebe in ihren Blicken wahrnehmen konnte, las ich auch eine gemeinsame Angst darin; ich erkannte in ihrem Gesicht den Abglanz der geheimen Furcht, die ich bei ihm festgestellt hatte. Das Gespräch war manchmal fröhlich und dann wieder traurig, aber die Fröhlichkeit wirkte ein wenig gezwungen, die Traurigkeit dagegen sehr echt; offensichtlich schlug ein schweres Herz auf jeder Seite von mir.

Wir saßen bei unserem ersten Glas Wein – die Diener hatten den Raum verlassen – als das Gespräch eine Wendung nahm, die meine Gastgeber zu fesseln schien. Ich weiß nicht mehr, wie wir auf übernatürliche Dinge zu sprechen kamen, aber schließlich erzählte ich, dass die Abnormität paranormaler Erfahrungen ein Thema war, mit dem ich mich, wie andere Neurologen auch, schon immer sehr gerne beschäftigt hatte. Ich berichtete von meinen Erfahrungen als Mitglied der *Psychical Research Society*<sup>2</sup>, wobei ich meine Beteiligung an einem Dreierteam, das eine Nacht in einem Spukhaus verbrachte, besonders ausführte. Unsere Erfahrungen waren weder spektakulär noch überzeugend, dennoch schienen meine Zuhörer an der Geschichte in hohem Maße interessiert zu sein. Sie hörten still und aufmerksam zu und wechselten zwischendurch einen bezeichnenden Blick, den ich nicht verstand. Unmittelbar danach stand Lady Holden auf und verließ den Raum.

Sir Dominick schob mir die Zigarrenkiste zu und wir rauchten eine Weile schweigend. Seine riesige, knochige Hand zuckte, als er die Zigarre zum Mund führte. Die Nerven

dieses Mannes schienen zu vibrieren wie die Saiten einer Geige. Mein Instinkt sagte mir, dass er kurz davor stand, mich in eine vertrauliche Angelegenheit einzuweihen; also schwieg ich, um ihn nicht abzulenken. Schließlich schien er mit einer krampfhaften Geste die letzten Skrupel über Bord zu werfen und wendete sich mir zu.

»Obwohl ich nur sehr wenig von Ihnen weiß, Dr. Hardacre«, sagte er, »scheint es mir, als wären Sie genau der Mann, den ich kennenlernen wollte.«

»Das freut mich zu hören.«

»Sie besitzen anscheinend einen kühlen und klaren Verstand. Ich will Ihnen keineswegs schmeicheln, denn die Umstände sind zu ernst und erlauben keine Unaufrichtigkeit. Sie verfügen über spezifisches Wissen zu diesen Phänomenen und betrachten sie von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus in einer Weise, die ihnen jeglichen primitiven Schrecken nimmt. Darf ich annehmen, dass der Anblick einer Erscheinung Sie nicht ernsthaft in Verlegenheit bringen wird?«

»Ich denke nicht, mein Herr.«

»Würde es vielleicht Ihr Interesse wecken?«

»Aber sicher.«

»Erforschen Sie paranormale Phänomene so objektiv, wie ein Astronom, der einen wandernden Kometen beobachtet?«

»Genau.«

Er seufzte tief.

»Glauben Sie mir, Dr. Hardacre, es gab eine Zeit, da hätte ich genau so gesprochen, wie Sie. Meine Nervenstärke war in Indien sozusagen sprichwörtlich. Selbst der Sepoyaufstand<sup>3</sup> konnte mich nicht erschüttern. Heute dagegen bin ich vielleicht der furchtsamste Mann im ganzen Landstrich. Sie sollten es nicht herausfordern, sonst finden Sie sich vielleicht in derselben Lage wieder wie ich, der das alles für eine lange Zeit erdulden musste und dem klar wurde, dass die Prüfung nur im Irrenhaus oder im Grab enden kann.«

Ich wartete geduldig, bis er bereit zur Fortsetzung war. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass seine Vorbemerkung mich mit Interesse und einer gewissen Erwartung erfüllte.

»Seit einigen Jahren, Dr. Hardacre«, fuhr er fort, »ist mein Leben und das meiner Frau armselig. Der Grund dafür ist so grotesk, dass man ihn schon fast als lächerlich bezeichnen könnte. Die Vertrautheit damit hat es keineswegs leichter gemacht, es zu ertragen, im Gegenteil, durch die konstant anhaltende Zermürbung wurden im Laufe der Zeit meine Nerven immer schwächer. Wenn Sie sich nicht fürchten, Dr. Hardacre, dann würde ich sehr gerne Ihre Meinung zu dem Phänomen kennenlernen, das uns so belastet.«

»Meine bescheidenen Kenntnisse stelle ich Ihnen gerne zur Verfügung. Darf ich fragen, um was für ein Phänomen es sich handelt?«

»Ich denke, Ihre Erkenntnisse werden objektiver sein, wenn ich Ihnen nicht im Voraus sage, was Sie erwartet. Sie kennen ja die Streiche, die uns das Unterbewusstsein



manchmal spielt; so wird manchmal unsere Wahrnehmung verfälscht, was dann bei kritischer, wissenschaftlicher Untersuchung Ihrer Aussage Zweifel aufwerfen kann. Es ist gut, sich dagegen von vorneherein zu wappnen.«

»Was soll ich dann tun?«

»Das werde ich Ihnen sagen. Wollen Sie mir bitte folgen?« Er führte mich aus dem Speisezimmer einen langen Korridor entlang, bis dieser vor einer Tür endete. Dahinter lag ein großer kahler Raum, der als Labor eingerichtet war und viele wissenschaftliche Instrumente und Flaschen enthielt. Auf einer Seite stand ein Regal mit einer langen Reihe von Glasbehältern, die pathologische und anatomische Präparate enthielten.

»Wie Sie sehen, beschäftige ich mich immer noch ein wenig mit meiner alten Forschung«, sagte Sir Dominick. »In diesen Gläsern befindet sich alles, was von meiner einst so hervorragenden Sammlung übrig geblieben ist. Unglücklicherweise habe ich den größten Teil verloren, als mein Haus '92 in Bombay niederbrannte. Das war sehr unglücklich für mich, in vielerlei Hinsicht. Ich hatte Gewebeproben von vielen seltenen Krankheiten und meine Milz-Sammlung war wahrscheinlich einmalig. Das sind die Überbleibsel.«

Ich überflog die Etiketten und sah, dass es sich wirklich um Raritäten von hohem Wert für die Pathologie handelte; hier lagen aufgeblähte Organe, aufgeschnittene Zysten, deformierte Knochen, widerliche Parasiten – eine einmalige Ausstellung mit Schaustücken indischen Ursprungs.

»Wie Sie sehen, gibt es hier auch ein kleines Sofa«, sagte mein Gastgeber. »Ich hätte nie daran gedacht, einem Gast eine so kärgliche Unterkunft anzubieten, aber nachdem die Angelegenheit diese Wendung genommen hat, wäre es sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie die Nacht in diesem Raum verbringen würden. Ich bitte Sie mir zu sagen, wenn Ihnen dieser Wunsch unzumutbar erscheint.«

»Im Gegenteil, er ist durchaus annehmbar.«

»Mein eigenes Zimmer ist das zweite auf der linken Seite. Wenn Sie also irgendwann das Bedürfnis nach Unterstützung haben, wird mich ein Ruf schnell an Ihre Seite bringen.«

»Ich glaube kaum, dass ich gezwungen sein werde, Sie zu stören.«

»Ich werde wahrscheinlich ohnehin nicht schlafen können. Ich schlafe überhaupt nur sehr wenig. Zögern Sie also nicht, mich zu rufen.«

Nachdem wir dies vereinbart hatten, leisteten wir Lady Holden im Gästezimmer noch ein wenig Gesellschaft und plauderten über anderes.

Die Aussicht auf mein nächtliches Abenteuer versetzte mich in eine angenehme, erwartungsvolle Stimmung. Ich bin zwar nicht mutiger als einer meiner Mitmenschen, aber die Vertrautheit mit dem Thema nahm mir jegliche undefinierbare Furcht, die einen phantasiebegabten Laien abgeschreckt hätte. Ein Mensch kann nur eine einzige starke Emotion gleichzeitig empfinden; wenn er von Neugier oder wissenschaftlichem Enthusiasmus erfüllt ist, gibt es für Angst keinen Platz. Auch hatte ich die Versicherung

meines Onkels im Ohr, dass er die Angelegenheit einst aus dem gleichen Blickwinkel betrachtete; der Zusammenbruch seines Nervensystems schien sowohl eine Folge seiner vierzig Jahre in Indien zu sein, als auch durch die paranormalen Erfahrungen, die er erleben musste, bedingt zu sein. Ich zumindest war an Körper und Geist vollkommen gesund, und mit der begeisterten Vorfreude eines Jägers, der seinen Platz neben dem Wildwechsel einnimmt, schloss ich die Labortür hinter mir, legte einen Teil meiner Kleidung ab und legte mich auf das Sofa.

Das Labor war als Schlafzimmer denkbar ungeeignet. Die Luft war von allerlei chemischen Düften geschwängert, unter denen der von Brennspritus vorherrschte. Die Ausstattung meines Zimmers trug auch nicht geradezu meiner Beruhigung bei. Ich hatte die abstoßende Reihe von Glasbehältern mit den Überresten irgendwelcher Krankheiten und Qualen direkt vor Augen. Es gab keine Fensterläden, und so schien der Dreiviertel-Vollmond mit weißem Licht direkt in die Kammer und zeichnete ein silbernes Quadrat mit filigranem Gitterwerk auf die gegenüberliegende Wand. Als ich meine Kerze ausgelöscht hatte, erzeugte dieser helle Fleck in der allgemeinen Düsternis eine schauerliche, verwirrende Atmosphäre. Im Haus herrschte absolute Stille, so dass ich selbst das leise Rascheln der Äste im Garten hören konnte. Es konnte an dem einlullenden Schlaflied dieses sanften Hintergrundrauschens oder auch eine Folge des anstrengenden Tages sein; jedenfalls fiel ich zuletzt, nachdem ich mehrfach eingenickt war und versucht hatte, wieder wach zu werden, in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Ich wurde durch ein Geräusch im Zimmer geweckt und richtete mich, gestützt auf meine Ellenbogen, sofort auf. Es waren mehrere Stunden vergangen, denn der quadratische Fleck war weiter gewandert, er befand sich nun am Fußende meiner Couch und hatte eine schräge Form angenommen. Der Rest des Raums lag in tiefem Dunkel. Zunächst konnte ich nichts sehen, aber als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich mit einem Erschauern, das ich trotz aller wissenschaftlichen Disposition nicht ganz unterdrücken konnte, wie sich etwas sehr langsam an der Wand entlang bewegte. Ich hörte ein leises Schlurfen, wie von ein paar weichen Pantoffeln und konnte ganz vage eine menschliche Gestalt sehen, die sich verstohlen von der Tür fortbewegte. Als sie durch das Mondlicht schlich, konnte ich genau erkennen, was die war und was sie tat. Es war ein Mann, kurz und gedrungen, gehüllt in eine Art dunkelgrauen Mantel, der glatt zu seinen Füßen hinunterfiel. Der Mond beleuchtete sein schokoladenbraunes Gesicht von der Seite. Seine Haare waren wie bei einer Frau zu einem runden Knoten am Hinterkopf zusammengefasst. Er ging langsam und sein Blick war aufwärts auf die Gläser im Regal gerichtet, die die schaurigen Überreste von Menschen enthielten. Er schien jedes Glas genau zu untersuchen, bevor er zum nächsten überging. Nachdem er am Ende der Reihe angekommen war – genau gegenüber von meinem Bett – blieb er stehen, sah mich an, hob seine Hände mit einer Geste der Verzweiflung und verschwand aus meinem Blickfeld.

Ich sagte, er ›hob seine Hände‹, aber ich hätte besser sagen sollen: ›seine Arme‹. Als er diese Haltung der Verzweiflung einnahm, entdeckte ich eine Besonderheit: er hatte nur eine Hand! Als er die Arme hob, rutschen seine Ärmel nach unten und ich konnte die

Linke Hand klar erkennen. Der rechte Arm endete in einem knorrigen, unansehnlichen Stummel. Seine Erscheinung wirkte in jeder Weise sehr natürlich, ich hatte ihn klar und deutlich gesehen und gehört, so dass ich leicht zu der Annahme hätte kommen können, dass es sich um einen der indischen Diener Sir Dominicks handelte, der in mein Zimmer gekommen war, um irgendetwas zu suchen. Nur sein plötzliches Verschwinden ließ mich an etwas viel Düsteres glauben. Jedenfalls sprang ich auf, zündete die Kerze an und untersuchte das ganze Labor gründlich. Es gab keine Spuren meines Besuchers und ich musste schließlich einsehen, dass die Erscheinung nicht mit den normalen Naturgesetzen erklärt werden konnte. Den Rest der Nacht lag ich wach, wurde aber nicht mehr gestört.

Ich bin ein Frühaufsteher, aber mein Onkel hatte sich noch früher erhoben. Ich traf ihn auf der Rasenfläche neben dem Haus, wo er auf und ab ging. Ungeduldig kam er auf mich zu, als er mich aus dem Haus kommen sah.

»Nun gut«, rief er, »haben Sie ihn gesehen?«

»Einen Inder mit einer Hand?«

»Richtig.«

»Ja, ich habe ihn gesehen« – ich erzählte ihm von meinem nächtlichen Erlebnis. Als ich meinen Bericht beendet hatte, führte er mich in sein Arbeitszimmer.

»Wir haben noch ein wenig Zeit bis zum Frühstück«, sagte er. »Ich sollte Ihnen eine Erklärung für diese außerordentliche Angelegenheit geben – soweit ich in der Lage bin, etwas zu erklären, was eigentlich unerklärbar ist. Zunächst einmal muss ich Ihnen sagen, dass es in den letzten vier Jahren keine einzige Nacht gab, weder in Bombay, noch auf dem Schiff oder in England, in der mein Schlaf nicht durch den Kerl unterbrochen wurde. Sie werden nun besser verstehen, warum ich heute nur noch ein Schatten meines früheren Erscheinungsbildes bin. Sein Vorgehen ist immer das gleiche. Er erscheint neben meinem Bett, schüttelt mich rau an der Schulter, geht von meinem Zimmer in das Labor, schreitet langsam die Reihe der Gläser ab und verschwindet. Das hat er nun schon öfter als eintausend Mal getan.«

»Was will er?«

»Er will seine Hand.«

»Seine Hand?«

»Ja, das kam so: Ich wurde vor etwa zehn Jahren zu einer Konsultation nach Peschawar gerufen. Während meines Aufenthalts wurde ich gebeten, die Hand eines Mannes zu untersuchen, der mit einer Karawane nach Afghanistan unterwegs war. Der Bursche stammte von einem Bergstamm ab, der irgendwo im wilden Kafiristan<sup>4</sup> seine Heimat hatte. Er sprach ein krudes Paschtunisch<sup>5</sup>, das ich kaum verstehen konnte. Er litt an einer bösartigen Geschwulst am Mittelhandknochen, und ich erklärte ihm, dass sein Leben nur durch eine Amputation der Hand zu retten sei. Nach langem Hin und Her gab er schließlich die Einwilligung zur Operation. Als sie vorüber war, fragte er, welches Honorar ich verlange. Der arme Teufel war nichts als ein Bettler, der Gedanke an ein Honorar absurd, aber ich antwortete, mehr zum Spaß, dass ich seine Hand für meine pathologische Sammlung haben wolle.

Zu meiner Überraschung wies er mein Ansinnen heftig zurück. Er erklärte, dass es für die Anhänger seiner Religion über alle Maßen wichtig sei, dass ein Körper nach seinem Tod vereint werde, um eine perfekte Heimstatt für die Seele zu bilden. Dieser Glaube ist sehr alt, die Mumifizierung in Ägypten ist aufgrund eines ganz ähnlichen Aberglaubens entstanden. Ich sagte ihm, dass seine Hand bereits amputiert sei und fragte ihn, wie er sie denn konservieren wolle. Er antwortete, dass er sie in Salz einlegen und mitnehmen wolle. Daraufhin schlug ich ihm vor, sie bei mir zu lassen, weil ich bessere Mittel zu ihrer Erhaltung hätte. Nachdem ich ihn davon überzeugt hatte, dass ich seine Hand wirklich sorgfältig verwahren würde, gab er seinen Widerstand sofort auf. ›Aber denk dran, Sahib<sup>64</sup>, sagte er, ›ich will sie zurückhaben, wenn ich tot bin.‹ Ich lachte über seine Bemerkung und damit war die Sache erledigt. Nach meiner Rückkehr nach Bombay ist es ihm sicherlich im Laufe der Zeit gelungen, seine Reise nach Afghanistan fortzusetzen.

Wie ich gestern schon erzählte, brach in meinem Haus in Bombay ein großes Feuer aus. Die Hälfte des Gebäudes wurde vollkommen zerstört, und leider auch der größte Teil meiner pathologischen Sammlung. Die kläglichen Reste haben Sie ja gesehen. Die Hand des Mannes ging ebenfalls verloren, aber ich schenkte diesem Umstand damals keine besondere Beachtung.

Vor vier Jahren, zwei Jahre nach dem Feuer, wurde ich von einem stürmischen Ziehen an meinem Ärmel geweckt. Ich setzte mich auf und erwartete, dass mein Lieblings-Mastiff mich aufgeweckt hatte. Aber es war der Patient, den ich vor langer Zeit amputiert hatte, bekleidet mit einem langen, grauen Mantel, der typisch für sein Volk war. Er hielt seinen Stumpf in die Höhe und sah mich erwartungsvoll an. Dann ging er zu meinen Gläsern, die ich zu dieser Zeit in meinem Zimmer aufbewahrte und untersuchte sie sorgfältig. Schließlich verschwand er mit einer Geste der Verärgerung. Mir wurde klar, dass er gerade gestorben war und nun kam, um mich an mein Versprechen zu erinnern, seine Hand sorgfältig für ihn aufzubewahren.

So, nun kennen Sie die ganze Geschichte, Dr. Hardacre. Seit vier Jahren kommt er jede Nacht zur selben Stunde und tut immer das gleiche. Es ist eine einfache Angelegenheit, aber sie hat mich zermürbt, wie Wassertropfen einen Stein aushöhlen. Sie führte zu einer abscheulichen Schlaflosigkeit, denn in der Erwartung, dass er kommt, kann ich einfach keine Ruhe mehr finden. Sie hat meiner Frau und mir auf unsere alten Tage das Leben vergiftet; sie leidet natürlich ebenfalls unter dem ganzen Ärgernis. Aber jetzt ruft uns der Gong zum Frühstück und sie wird sicher schon begierig darauf sein, zu erfahren, wie es Ihnen in der letzten Nacht ergangen ist. Wir stehen beide tief in Ihrer Schuld für Ihre Tapferkeit. Es macht uns die Last unseres Unglücks etwas leichter, wenn wir sie mit einem Freund teilen können, selbst wenn es nur für eine Nacht ist. Und wir können nun wieder sicher sein, dass wir noch bei Verstand sind, woran wir schon oft gezweifelt haben.«

Das war der merkwürdige Bericht, den Sir Dominick mir anvertraute – eine Geschichte, die viele als grotesk und unmöglich bezeichnen würden. Nach den Erlebnissen der letzten Nacht und aufgrund meines Wissens über derartige Phänomene war ich bereit, sie als absolut wahr zu akzeptieren. Lange dachte ich intensiv über die Angelegenheit nach und berücksichtigte alle meine Beobachtungen und Erfahrungen.

Nach dem Frühstück überraschte ich meine Gastgeber mit dem Vorhaben, noch mit dem nächsten Zug nach London zurückzukehren.

»Mein lieber Doktor«, rief Sir Dominick sehr bedrückt, »Sie erwecken in mir den Eindruck, dass ich die Regeln der Gastfreundschaft schwer verletzt habe, indem ich Sie in diese unglückliche Angelegenheit eingeweihte. Ich hätte meine Last alleine tragen sollen.«

»Tatsächlich will ich in dieser Angelegenheit nach London zurückkehren«, antwortete ich. »Aber Sie irren sich, wenn Sie vermuten, dass ich das Erlebnis der gestrigen Nacht als unangenehm empfunden habe. Im Gegenteil. Ich bitte Sie um die Erlaubnis, am Abend zurückzukehren und eine weitere Nacht in Ihrem Labor verbringen zu dürfen. Ich bin begierig darauf, dem Besucher erneut zu begegnen.«

Mein Onkel war natürlich sehr daran interessiert zu erfahren, was ich vorhatte, aber aus Furcht, falsche Hoffnungen zu wecken, weihte ich ihn nicht ein. Kurz nach Mittag war ich zurück in meinem eigenen Behandlungszimmer, wo ich mein Gedächtnis auffrischte, indem ich eine Passage in einem aktuellen Buch über Okkultismus, die mir schon beim ersten Durchlesen aufgefallen war, erneut las.

»Im Falle erdgebundener Geister«, sagte der Autor, »kommt es vor, dass sie von einem dominanten Gedanken, der sie in der Stunde des Todes beherrscht, in der materiellen Welt festgehalten werden. So bildet sich eine Brücke zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, die es ihnen ermöglicht, von dem einen in das andere hinüberzuwechseln. Die Emotionen, die eine Seele so stark an ein Leben binden können, das seinen Körper bereits verlassen hat, sind gewalttätige Gefühle, Geiz, Rachsucht, Besorgnis, Liebe und Mitleid. All diese sind dafür bekannt, diesen Effekt hervorrufen zu können. In aller Regel spielt ein unerfüllter Wunsch eine wesentliche Rolle; sobald dieser erfüllt ist, wird der Geist erlöst. In vielen Fällen wird von der außerordentlichen Beharrlichkeit dieser Besucher berichtet, und auch von ihrem Verschwinden, wenn ihr Wunsch erfüllt wurde. In manchen Fällen konnte auch ein annehmbarer Kompromiss ihr Erscheinen beenden.«

»Ein annehmbarer Kompromiss«, waren die Worte, über die ich schon den ganzen Vormittag gebrütet hatte, und die nun durch das Original bestätigt wurden. Eine vollständige Erfüllung des Wunsches war unmöglich – nicht jedoch ein akzeptabler Kompromiss. So schnell wie möglich fuhr ich mit dem Zug zum ›Shadwell Seamen's Hospital‹, wo mein alter Freund Jack Hewett als Chirurg tätig war. Ohne die Situation näher zu erklären machte ich ihm deutlich, was ich benötigte.

»Die Hand eines braunen Mannes!«, sagte er erstaunt. »Was willst du damit anfangen?«

»Sei mir nicht böse, aber das erzähle ich dir ein anderes Mal. Ich weiß, dass viele Inder bei euch behandelt werden.«

»Das ist richtig, aber eine Hand ...« Er dachte kurz nach und betätigte dann die Glocke.

»Travers«, sagte er, als ein Operationsassistent eintrat, »was wurde aus den Händen des Lascar<sup>z</sup>, die wir gestern amputierten? Ich meine den Burschen vom ›East India Dock‹, der von der Dampfwinde erwischt wurde.«

»Sie befinden sich in der Pathologie, mein Herr.«

»Packen Sie eine davon antiseptische Tücher und händigen Sie sie Dr. Hardacre aus.«

Mit diesem Ergebnis meiner Stippvisite in der Stadt kehrte ich noch vor dem Abendessen nach Rodenhurst zurück. Ich sagte Sir Dominick immer noch nicht, was ich vorhatte. Die Nacht verbrachte ich erneut im Labor; die Hand hatte ich in ein Glas gelegt, welches nun am Ende der Reihe gegenüber der Couch stand.

Ich war so gespannt auf das Resultat meines Versuchs, dass von Schlaf keine Rede sein konnte. Ich saß neben einer abgedunkelten Lampe und wartete geduldig auf den Besucher. Er erschien neben der Tür, zunächst war er noch durchscheinend, doch dann verdichtete er sich zu der Gestalt einer lebenden Person. Die Pantoffeln an seinen Füßen waren rot und ohne Fersen, daher erzeugte er beim Gehen das leise, schlurfende Geräusch. Wie in der vorigen Nacht ging er langsam an der Reihe der Gläser vorbei, bis er vor dem Glas mit der Hand stehenblieb. Er griff nach ihm – sein ganzer Körper zitterte vor Erwartung – nahm es herunter und untersuchte es begierig. Aber dann, mit einem vor Enttäuschung verzerrtem Gesicht, warf er es auf den Boden. Der Krach war im ganzen Haus zu hören. Als ich aufblickte, war der verstümmelte Inder verschwunden. Einen Augenblick später flog die Tür auf und Sir Dominick stürmte herein.

»Sind Sie verletzt?« rief er.

»Nein – nur schwer enttäuscht.«

Er sah sich erstaunt die Glassplitter und die braune Hand an, die auf dem Boden lagen.

»Großer Gott!« rief er, »Was ist das?«

Ich erzählte ihm von meiner Idee und dem Fehlschlag. Er hörte aufmerksam zu, aber schüttelte dann den Kopf.

»Das war eine gute Idee«, sagte er, »aber ich fürchte, dass meine Leiden nicht so leicht beendet werden können. Auf einer Sache muss ich nun bestehen: Unter keinen Umständen sollen Sie noch einmal die Nacht in diesem Raum verbringen. Als ich den Krach hörte, war meine Sorge, dass Ihnen etwas geschehen sein könnte, viel größer als alle Qualen, denen ich ausgesetzt war. Ich werde keine Wiederholung dulden.«

Aber er erlaubte mir, den Rest der Nacht im Labor zu verbringen und ich lag da, grübelte über das Problem nach und lamentierte über mein Versagen. Im ersten Morgenlicht sah ich, wie die braune Hand immer noch auf dem Boden lag, um mich an mein Fiasko zu erinnern. Ich lag da und sah sie an. Plötzlich schoss mir ein Gedanke durch den Kopf. Zitternd vor Erregung sprang ich auf und nahm das makabre Ding in die Hand. Ja tatsächlich, es war die linke Hand des Lascars.

Mit dem ersten Zug eilte ich nach Hause und begab mich sofort zum ›Seamen's Hospital«. Ich erinnerte mich daran, dass der arme Bursche beide Hände verloren hatte, musste aber befürchten, dass das wertvolle Körperteil, das ich suchte, bereits verbrannt worden war. Meine Anspannung wurde aber rasch beendet, die andere Hand lag immer noch in der Pathologie. So kehrte ich am Abend nach Rodenhurst zurück, um meine Mission zu vollenden und es mit der anderen Hand erneut zu versuchen.

Aber Sir Dominick wollte nichts von meiner Absicht, erneut im Labor zu übernachten, hören. All meine Argumente stießen bei ihm nur auf taube Ohren. Sein Sinn für

Gastfreundschaft lasse dies nicht länger zu. Aus diesem Grund platzierte ich die Hand an der Stelle, an der ich die andere in der Nacht zuvor gelassen hatte, und ging in einem komfortablen Zimmer, das in einem anderen Teil des Hauses lag – weit entfernt vom Schauplatz meiner Abenteuer – zur Ruhe.

Trotzdem sollte mein Schlaf nicht ungestört bleiben. Mitten in der Nacht stürmte mein Gastgeber mit einer Lampe in der Hand in mein Zimmer. Seine große, hagere Gestalt war in einen Hausmantel eingehüllt; seine ganze Erscheinung wäre einer furchtsamen Person noch erschreckender vorgekommen als das Aussehen des Inders in der letzten Nacht. Aber es war weder sein Eintreten, noch sein Auftreten, was mich so verblüffte. Er schien auf einmal mindestens zwanzig Jahre jünger zu sein! Seine Augen leuchteten, sein Gesicht glühte und er hatte eine Hand mit der Geste des Triumphs erhoben. Staunend setzte ich mich auf und starrte den außergewöhnlichen Besucher schläfrig an. Aber durch seine Worte wurde ich sofort hellwach.

»Wir haben es erfolgreich!« rief er Hardacre, wie kann ich vergelten?«

»Sie wollen doch in Ordnung ist?«

»Natürlich will ich dass Sie die Neuigkeiten sofort



geschafft! Wir waren laut. »Mein lieber Ihnen das jemals

nicht sagen, dass alles

das. Ich war mir sicher, phantastischen hören wollten.«

»Selbstverständlich! Aber sind Sie wirklich sicher?«

»Ich habe keine Zweifel. Mein lieber Neffe, ich stehe nun so tief in Ihrer Schuld, wie noch nie jemand in eines anderen Mannes Schuld gestanden hat; das hätte ich nie erwartet. Es gibt nichts Vergleichbares, was ich für Sie tun könnte. Die Vorsehung muss Sie zu meiner Rettung geschickt haben. Sie haben meinen Verstand und auch mein Leben gerettet. Wäre das noch ein halbes Jahr so weiterg

---

egangen, dann wäre ich entweder in einer Gummizelle oder im Sarg gelandet. Und meine Frau – es hat sie vor meinen Augen aufgezehrt. Ich hätte nie geglaubt, dass irgendein Mensch dazu in der Lage wäre, mir diese Last zu nehmen.« Er ergriff meine Hand und drückte sie herzlich mit seinen knochigen Fingern.

»Es war nur ein Experiment – eine verzweifelte Hoffnung – aber ich bin von Herzen froh, dass es erfolgreich war. Aber, woher wissen Sie, dass es gut gegangen ist? Haben Sie etwas gesehen?«

Er setzte sich auf das Fußende des Betts.

»Ich habe genug gesehen und ich bin überzeugt davon, dass ich nie wieder heimgesucht werde. Die Ereignisse sind schnell erzählt. Sie wissen, dass die Kreatur mich immer zur gleichen Stunde besucht. Heute erschien er zur üblichen Zeit, aber er schüttelte mich noch heftiger als sonst. Ich kann nur vermuten, dass die Enttäuschung der vergangenen Nacht seine bittere Verärgerung auf mich noch vergrößert hat. Er sah mich böse an und ging zu seiner üblichen Runde. Aber zum ersten Mal seit dem Beginn der Verfolgung kehrte er in meine Kammer zurück. Er lächelte. Ich sah seine weißen Zähne im gedämpften Licht glänzen. Er stand am Ende meines Betts und sah mich an, dann verbeugte er sich dreimal, wie es bei den Indern Brauch ist, wenn sie sich verabschieden. Als er sich das dritte Mal verbeugte, hob er seine Arme über den Kopf und ich sah, wie er *beide* Hände in die Luft ausstreckte. So verschwand er – wie ich glaube – für immer.«

Auf diese Weise gewann ich die Freundschaft und Dankbarkeit meines gefeierten Onkels, des berühmten indischen Arztes. Seine Vermutungen wurden wahr, er wurde niemals wieder durch Besuche des ruhelosen Geistes gestört. Sir Dominick und Lady Holden lebten noch lange und ihr Glück wurde, soweit mir bekannt ist, durch keine Wolke getrübt. Schließlich starben beide nacheinander innerhalb weniger Wochen während einer großen Grippeepidemie. Für den Rest seines Lebens wandte sich Sir Dominick immer an mich, wenn er einen Rat bezüglich des Lebens in England – das ihm recht fremd war – benötigte. Ich unterstützte ihn auch beim Erwerb und der Entwicklung weiterer Liegenschaften. Daher war es für mich keine große Überraschung, dass er mich – sehr zum Ärger der anderen fünf Cousins – in der Erbfolge an die erste Stelle setzte. So wurde ich von einem Tag auf den anderen von einem hart arbeitenden Landarzt zum Oberhaupt einer bedeutenden Familie in Wiltshire. Zuletzt habe ich auch allen Grund, das Andenken an den Mann mit der braunen Hand zu ehren, und den Tag zu segnen, an dem ich das Glück hatte, Rodenhurst von dessen unwillkommener Anwesenheit zu befreien.

- 
- 1 Im original: C.B., K.C.S.I  
C.B. = Companion of The Most Honourable Order of the Bath  
K.C. S.I. = Knight Commander of The Order of the Star of India
  - 2 Gesellschaft zur Erforschung paranormaler Phänomene.
  - 3 Indischer Aufstand von 1857
  - 4 Kafiristan (›Das Land der Ungläubigen‹) ist die alte Bezeichnung für die Gegend um



Nuristan im Nordosten Afghanistans und bezieht sich auch auf Gebiete, die im heutigen Pakistan liegen.

- 5 Eine Sprache, die in Afghanistan und Pakistan gesprochen wird.
- 6 Respektvolle Anrede für einen Höhergestellten; ›Herr‹ oder ›Gebierter‹
- 7 Ostindischer Matrose

## Der Dämon der Küferei

Es war nicht leicht Sache, die *Gamecock* zur Insel zu bringen, denn der Fluss hatte soviel Schlamm heruntergespült, dass die Sandbänke bis weit in den Atlantik reichten. Die Küste war kaum zu erkennen, als uns auch schon die weiße, schäumende Brandung vor Untiefen warnte. Von da an setzten wir unseren Weg mit äußerster Vorsicht fort – nur Hauptsegel und Klüver waren gesetzt –, und fuhren rechts von der Brandung vorwärts, so wie es auf der Karte vermerkt war. Mehr als einmal streiften wir eine Sandbank – unser Tiefgang betrug etwa zwei Meter –, aber wir hatten stets Platz und Glück genug, und konnten unseren Weg fortsetzen. Schließlich wurde das Wasser sehr seicht, aber ein Kanu kam uns von der Fabrik entgegen, und ein Krooboy<sup>1</sup>-Lotse brachte uns bis auf 200 Meter an die Insel heran. Dort gingen wir vor Anker, denn den Gesten des Negers entnahmen wir, dass wir nicht näher heran kommen würden. Die Farbe des Wassers hatte sich vom Blau der See zu einem Braun des Flusses geändert. Die Strömung war so stark, dass trotz des Schutzes der Insel das Wasser lautstark um unseren Bug herumwirbelte. Der Fluss schien über die Ufer getreten zu sein, denn die Wurzeln der Palmen lagen unter Wasser und überall auf seiner schmutzigen, schmierigen Oberfläche konnten wir Äste und Treibgut aller Art sehen.

Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dass wir sicher vor Anker lagen, dachte ich sofort daran, Wasser zu fassen, denn in der Gegend roch es verdächtig nach Fieber. Der über die Ufer getretene Fluss, die schlammig glänzenden Ufer, das helle Giftgrün des Dschungels und der feuchte Dunst in der Luft – all das waren sichere Anzeichen für den Kundigen. Daher schickte ich sofort das große Beiboot mit zwei Hogsheads<sup>2</sup> los, um genug Wasser für die Weiterreise nach St. Paul de Loanda<sup>3</sup> zu beschaffen. Ich selbst ruderte mit dem Dingi zur Insel hinüber, denn ich sah, wie der über den Palmenwipfeln flatternde Union Jack<sup>4</sup> die Position der Handelsstation von Armitage & Wilson kenntlich machte.

Nachdem ich ein kleines Wäldchen durchquert hatte, sah ich die Station; ein langes, niedriges, weißgetünchtes Gebäude mit einer breiten Veranda davor. Rechts und links des Gebäudes standen enorme Stapel mit Palm-Öl-Fässern. Eine Reihe von Brandungsbooten und Kanus lagen am Ufer und ein einzelner, schmaler Steg ragte in den Fluss. Zwei Männer in weißen Anzügen mit roten Kummerbündeln um die Hüften warteten am Ende des Stegs, um mich zu empfangen. Der eine war ziemlich korpulent, mit ergrautem Bart, der andere dagegen hoch gewachsen und schlank, mit einem blassen, abgehärmten Gesicht, das von seinem pilzförmigen Hut halb verdeckt war.

»Es freut mich, Sie zu sehen«, begrüßte mich der Letztere freundlich. »Mein Name ist Walker, der Repräsentant der Firma von Armitage & Wilson. Ich darf Ihnen auch Dr. Severall, von derselben Firma, vorstellen. Es kommt nicht oft vor, dass eine Jacht sich in diese Gegend verirrt.«

»Das ist die *Gamecock*«, erklärte ich. »Ich bin der Eigentümer und Kapitän Meldrum ist mein Name.«

»Auf Forschungsreise?« fragte er.

»Ich bin Lepidopterist – ein Schmetterlingsammler. Ich komme von Senegal die Westküste herunter.«

»Hatten Sie Erfolg?« fragte der Doktor und richtete seine gelblichen Augen auf mich.

»Ich habe schon vierzig Kisten voll. Wir sind hergekommen, um Wasser zu bunkern und nachzusehen, ob es hier etwas für mich gibt.«

Während der Vorstellung und dieser Erklärungen hatten meine beiden Krooboy das Dingi festgemacht. Dann ging ich, flankiert von meinen beiden neuen Bekannten, den Landungssteg hinunter. Sie stellten mir viele Fragen, denn sie hatten schon mehrere Monate lang keinen Weißen mehr gesehen.

»Was wir hier tun?« sagte der Doktor, als ich meinerseits Fragen stellte. »Unser Geschäft hält uns auf Trab und in den Mußestunden reden wir über Politik.«

»Ja, dank göttlicher Vorsehung ist Severall ein überzeugter Liberaler; während ich ein guter, treuer Unionist<sup>5</sup> bin. Also können wir uns jeden Abend mindestens zwei Stunden lang über Selbstbestimmungsrechte streiten.«

»Und Chinin<sup>6</sup>-Cocktails trinken«, sagte der Doktor. »Jetzt sind wir ziemlich abgehärtet, aber im vorigen Jahr lag unsere durchschnittliche Körpertemperatur über 39° C. Ich kann ihnen nur empfehlen, sich nicht allzu lange hier aufzuhalten, es sei denn, Sie wollen genau so viele Bakterien wie Schmetterlinge sammeln. Die Mündung des Ogowai<sup>7</sup> wird sich niemals zu einem Kurort entwickeln.«

Die Besatzung dieses weit entfernten Außenpostens der Zivilisation hätte keinen besseren Weg finden können, ihre Lage mit einer gehörigen Portion von Galgenhumor zu tragen und sich den Gefahren vor Ort mit lachendem Gesicht zu stellen. Überall südlich von Sierra Leone habe ich ähnlich stinkende Sümpfe mit fieber-gepeinigten Gemeinschaften gefunden, wo man dieselben schlechten Witze machte. Hier zeigt sich eine Art göttliche Kraft im Menschen, wenn er sich über die Umstände erheben und über seine körperlichen Beschwerden spotten kann.

»Das Abendessen wird in einer halben Stunde fertig sein, Kapitän Meldrum«, sagte der Doktor. »Walker ist gegangen, um sich darum zu kümmern, denn diese Woche ist er mit dem Haushalt dran. Wenn Sie möchten, können wir ein wenig herumschlendern und ich zeige Ihnen die Sehenswürdigkeiten der Insel.«

Die Sonne war bereits hinter den Palmen verschwunden und das Himmelszelt über uns erschien wie das Innere einer riesigen Muschelschale, fein schimmernd mit zierlichen lila Punkten. Jemand, der noch nie in einem Land gewesen ist, in dem das Gewicht und die Hitze einer Serviette auf den Schenkeln unerträglich wird, kann sich nicht vorstellen, welche wohltuende Erleichterung mit der Kühle des Abends kommt. In dieser lieblicheren und klareren Luft machten der Doktor und ich einen Rundgang um die kleine Insel, auf der er mir die Lager und die Arbeitsroutinen erklärte.

»Dieser Ort hat auch eine romantische Note«, antwortete er auf eine Bemerkung meinerseits zu der langweiligen Routine seiner Aufgaben. »Wir leben hier unmittelbar an der Grenze zum großen Unbekannten. In diese Richtung«, fuhr er fort, wobei er nach Nordost zeigte, »ist Du Chaillu<sup>8</sup> vorgedrungen und hat die Heimat der Gorillas entdeckt.

Dort ist Gabun, das Land der großen Menschenaffen. In diese Richtung«, er zeigte nach Südost, »ist noch nie jemand weit gekommen. Das durch diesen Fluss entwässerte Gebiet ist den Europäern praktisch unbekannt. Jeder Baumstamm, den die Strömung an uns vorübertreibt, kommt aus einer unerforschten Gegend. Ich wünschte mir, ich wäre ein besserer Botaniker, dann könnte ich etwas zu den einmaligen Orchideen und den merkwürdig aussehenden Pflanzen sagen, die dort auf der Ostseite unserer Insel angeschwemmt werden.«

Die Stelle, die der Doktor meinte, war eine Böschung am Ufer, das mit reichlich Treibgut übersät war. An jedem Ende befand sich eine gerundete Landspitze – quasi ein natürlicher Wellenbrecher –, so konnte sich eine seichte Bucht dazwischen bilden. Diese war voll von treibenden Pflanzen; ein einzelner, riesiger, zersplitterter Baumstamm war in der Mitte gestrandet; die Strömung kräuselte sich an seiner hohen, schwarzen Flanke.

»Das kommt alles vom Oberlauf«, sagte der Doktor. »Es bleibt in unserer kleinen Bucht liegen. Wenn der Wasserstand einmal steigt, wird es wieder hinausgespült und zum Meer getragen.«

»Was ist das für ein Baum?« fragte ich.

»Das ist Teakholz. Ich könnte mir vorstellen, dass er schon recht verrottet ist, so wie er aussieht. Wir bekommen hier alle Arten von großen Hartholzbäumen zu sehen, von den Palmen ganz zu schweigen. Wollen Sie mir bitte hier hinein folgen?«

Er führte mich in ein langgestrecktes Gebäude, in dem eine große Menge von Fassdauben und eisernen Reifen herumlagen.

»Das ist unsere Küferei«, sagte er. »Wir erhalten die Dauben in Bündeln und setzen sie selbst zusammen. Nun, finden Sie, dass hier etwas besonders bedrohlich wirkt?«

Ich sah mich um; das Dach bestand aus Wellblech, die weißen Wände aus Holz und der Boden aus festgestampfter Erde. In einer Ecke lagen eine Matratze und eine Bettdecke.

»Ich sehe nichts Besorgniserregendes.«

»Und doch ist hier irgendetwas nicht in Ordnung«, sagte er. »Sehen Sie das Bett? Ich habe vor, die heutige Nacht hier zu verbringen. Ich könnte drauf wetten, dass dies ein kleiner Test für meine Nerven wird.«

»Warum?«

»Oh, es gab einige lustige Vorfälle. Sie sprachen von der Monotonie unseres Daseins, aber ich versichere Ihnen, dass unser Leben manchmal so aufregend ist, wie wir es uns nur wünschen können. Wir sollten besser zurück ins Haus gehen, denn wenn die Sonne am Untergehen ist, kommt der Fieberdunst aus den Sümpfen herüber. Dort können Sie ihn schon über dem Wasser kommen sehen.«

Ich sah lange Tentakeln weißen Nebels, die aus dem dicken, grünen Unterholz kamen und über die braune, wirbelnde Oberfläche des Flusses auf uns zu krochen. Zur gleichen Zeit wurde die Luft plötzlich feucht und kalt.

»Das war der Gong, der uns zum Abendessen ruft«, sagte der Doktor. »Wenn Sie die Sache interessiert, erzähle ich Ihnen später davon.«

Sie interessierte mich sehr, denn er war sehr ernst und bedrückt, als er in der Küferei stand, was mich recht nachdenklich stimmte. Der Doktor war ein großer, rauher, beherzter Mann. Als er sich in der Küferei umschaute, lag war keine Furcht in seinem Blick, aber die Besorgnis eines Mannes, der Grund hat, auf der Hut zu sein.

»Nebenbei bemerkt«, sagte ich, während wir zum Haus zurückkehrten, »Sie haben mir die Hütten der eingeborenen Arbeitskräfte gezeigt, aber ich habe dort keinen von ihnen gesehen.«

»Die schlafen in einem Schiffsrumpf da drüben«, antwortete der Doktor und deutete auf eine der Sandbänke.

»Tatsächlich? Dann benötigen sie die Hütten ja überhaupt nicht.«

»Oh, bis vor kurzem haben sie noch in den Hütten gewohnt. Wir haben sie in dem Rumpf untergebracht, damit sie ihre Zuversicht wiedergewinnen können. Sie waren alle halb verrückt vor Angst, also haben wir sie gehen lassen. Niemand übernachtet auf der Insel außer Walker und mir.«

»Was hat sie denn so mit Furcht erfüllt?«

»Nun, das führt uns wieder zurück zu der gleichen Geschichte. Ich vermute, Walker hat nichts dagegen, wenn ich sie Ihnen erzähle. Ich wüsste nicht, warum wir sie verheimlichen sollten, obwohl es eine üble Angelegenheit ist.«

Während des ausgezeichneten Abendmahls, das zu meinen Ehren aufgetischt wurde, machte er dazu keine weiteren Andeutungen mehr. Offensichtlich hatten sie, sobald das weiße Topsegel der *Gamecock* auszumachen war, damit begonnen, ihren berühmten Pfeffertopf vorzubereiten – ein würziger Eintopf, der typisch für die West-Küste ist – sowie Jamswurzeln und Süßkartoffeln zu kochen. Also saßen wir bei einem Mahl mit lokalen Spezialitäten, das so gut war, wie man es sich nur wünschen konnte; ein flinker Diener aus Sierra Leone bediente uns. Ich dachte zunächst, dass zumindest er nicht von der allgemeinen Furcht befallen sei, als er nach dem Servieren von Dessert und Wein seine Hand an den Turban legte.

»Irgendwas ich noch tun, Massa<sup>a</sup> Walker?« fragte er.

»Nein, ich denke, das war alles für heute, Moussa«, antwortet mein Gastgeber. »Ich fühle mich heute Abend nicht besonders gut und es wäre besser, wenn du auf der Insel bleiben würdest.«

Da sah ich den Kampf zwischen Angst und Pflichtgefühl im dunklen Gesicht des Afrikaners. Seine Haut hatte jenen graublauen, ins Violette spielenden Farbton angenommen, der bei einem Neger für Blässe steht, und sein Blick irrte furchtsam umher.

»Nein, nein, Massa Walker«, rief er schließlich, »kommen besser mit mir zu Rumpf. Ich besser sehen kann nach Ihnen in Rumpf, Sah.«

»Das geht nicht, Moussa. Weiße Männer laufen nicht davon, sie halten den Posten, auf den sie gestellt werden.«

Wieder sah ich den leidenschaftlichen Kampf im Gesicht des Negers und erneut siegte die Furcht.

»Nicht tun, Massa Walker, Sah!« rief er. »Ich nicht kann tun. Wenn sein gestern oder sein morgen, dann gut, aber heute sein dritte Nacht, Sah, das ich nicht aushalten.«

Walker zuckte mit den Achseln.

»Dann verschwinde jetzt. Und wenn das Postboot kommt, kannst du gleich nach Sierra Leone zurückfahren. Ich habe keine Verwendung für einen Diener, der mich im Stich lässt, wenn ich ihn am nötigsten brauche. – Ich nehmen an, das ist alles ein Rätsel für Sie, Kapitän Meldrum, oder hat ihnen der Doktor die Geschichte schon erzählt?«

»Ich habe ihm die Küferei gezeigt, aber noch nichts erzählt«, sagte Dr. Severall. »Du siehst nicht gut aus, Walker«, fügte er mit einen Seitenblick auf seinen Kameraden hinzu, »offensichtlich steht dir ein heftiger Anfall bevor.«

»Ja, ich habe schon den ganzen Tag Schüttelfrost, und nun fühlt sich mein Kopf an wie ein Ballon. Zehn Chininpillen habe ich schon eingenommen, in meinen Ohren pfeift es wie ein Dampfkessel. Aber ich werde heute trotzdem mit dir in der Küferei übernachten.«

»Nein, alter Knabe, das wirst du nicht. Du musst sofort ins Bett; ich bin sicher, Kapitän Meldrum wird dich entschuldigen. Ich werde die Nacht in der Küferei verbringen und verspreche, dir noch vor dem Frühstück deine Medizin zu bringen.«

Es war offensichtlich, dass Walker von einer dieser plötzlichen, heftigen Fieberattacken gepeinigt wurde, dem Fluch der West-Küste. Seine gelblichen Wangen waren gerötet, in seinen Augen leuchtete das Fieber und plötzlich saß er da und sang leise ein Lied in der hohen Stimmlage des Deliriums.

»Nun wird's Zeit, alter Knabe, wir bringen dich ins Bett«, sagte der Doktor. Mit meiner Hilfe führte er seinen Freund in sein Schlafzimmer. Dort zogen wir ihn aus, gaben ihm ein starkes Beruhigungsmittel, so dass er sofort in tiefen Schlaf fiel.

»Der ist für die Nacht versorgt«, sagte der Doktor, als wir uns wieder setzten und unsere Gläser erneut füllten. »Manchmal bin ich dran, ein anders Mal erwischt es ihn; zum Glück waren wir bisher noch nie gleichzeitig betroffen. Es würde mir leid tun, wenn ich diese Nacht ausgefallen wäre, denn ich habe noch ein kleines Geheimnis zu lüften. Ich habe Ihnen doch erzählt, dass ich vorhabe, in der Küferei zu schlafen.«

»Ja, richtig.«

»Wenn ich sage ›schlafen‹, dann meine ich natürlich ›wachen‹, denn schlafen darf ich dort sicher nicht. Es gab hier eine solche Hysterie, dass kein Schwarzer mehr nach Sonnenuntergang auf der Insel bleibt, und ich will heute Nacht die Ursache finden. Normalerweise schläft immer einer der Eingeborenen in der Küferei, um aufzupassen, dass keiner die eisernen Reifen stiehlt. Nun, vor sechs Tagen ist der Bursche, der dort schlief, spurlos verschwunden, wir haben ihn seitdem nicht mehr gesehen. Das ist schon recht eigentümlich, denn es fehlte kein Kanu und in dem Wasser gibt es viel zu viele Krokodile, als dass jemand ans Ufer schwimmen könnte. Was aus dem Burschen wurde und wie er die Insel verlassen konnte, ist vollkommen ungeklärt. Walker und ich waren nur sehr erstaunt, aber die Schwarzen waren mächtig erschrocken und merkwürdige Voodoo-Geschichten machten die Runde. Aber als der neue Wächter vor drei Tagen ebenfalls verschwand, brach eine richtige Panik aus.«

»Was wurde aus ihm?«

»Das wissen wir nicht, wir können noch nicht einmal eine Hypothese aufstellen, die zu den Vorfällen passt. Die Schwarzen<sup>u</sup> schwören, dass es einen Dämon in der Küferei gibt, der sich jede dritte Nacht einen Mann holt. Sie wollen nicht mehr auf der Insel bleiben, nichts konnte sie dazu bringen. Selbst Moussa, der ansonsten eine treue Seele ist, lässt lieber seinen Herrn im Fieber liegen als auf der Insel zu übernachten. Wenn wir den Betrieb fortsetzen wollen, müssen wir unsere Neger beruhigen, und dazu gibt es keinen besseren Weg, als selbst eine Nacht dort zu verbringen. Sehen Sie, heute ist wieder die dritte Nacht, also wird es vermutlich heute wieder geschehen, egal um was es sich handelt.«

»Und es gibt keine Hinweise?« fragte ich. »Gab es keine Spuren eines Kampfes, Blutflecken, Fußspuren oder sonstige Hinweise auf die Gefahr, der Sie sich entgegenstellen?«

»Absolut nichts. Der Mann war fort, das ist schon alles. Das letzte Mal traf es den alten Ali, der sich um den Ladeplatz gekümmert hat, solange es die Niederlassung gibt. Er war immer beständig wie ein Fels, nichts außer einem Gewaltverbrechen hätte ihn davon abbringen können, seine Arbeit zu tun.«

»Also, schön«, sagte ich, »Ich glaube wirklich nicht, dass dies eine Aufgabe für nur einen Mann ist. Ihr Freund kann Ihnen wegen des Laudanums<sup>u</sup> auf keinen Fall beistehen. Daher will ich die Nacht mit Ihnen in der Küferei verbringen.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Meldrum«, sagte er herzlich und reichte mir die Hand über den Tisch hinüber. »Das hätte ich natürlich nie von Ihnen erwartet, denn es wäre von einem gelegentlichen Besucher wirklich zu viel verlangt, aber wenn Sie tatsächlich wollen ...«

»Sicher will ich. Wenn Sie mich nur für einen Augenblick entschuldigen, ich werde auf der *Gamecock* Bescheid sagen, dass sie nicht auf mich warten sollen.«

Als wir vom Ende des Stegs zurückkehrten, war die Nacht angebrochen. Riesige, blauschwarze Wolken waren auf der Landseite aufgetaucht und ein heißer Wind, der aus einem Schmelzofen zu stammen schien, blies in unsere Gesichter. Unter dem Steg rauschte und brodelte der Fluss, kleine Wasserspritzer fielen auf die Planken.

»Das hat uns gerade noch gefehlt!« sagte Dr. Severall. »Wir werden heute Nacht zu dem ganzen Ärger auch noch Hochwasser bekommen. In Landesinnern hat es wohl heftig geregnet, und wenn das geschieht, weiß man vorher nie, wie hoch der Pegel steigt. Es ist schon vorgekommen, dass die Insel fast ganz überflutet wurde. Lassen Sie uns nachsehen, ob es Walker gut geht, und dann wollen wir unser Nachtlager aufsuchen.«

Der Kranke schlief tief und fest. Wir stellten ihm etwas Limonensaft neben das Bett, für den Fall, dass der vom Fieber verursachte Durst ihn aufweckte. Dann machten wir uns auf den Weg durch die unnatürliche Düsternis, die von der bedrohlichen Wolke ausging. Das Wasser war so hoch gestiegen, dass die kleine Bucht, von der ich erzählt habe, verschwunden war, da die flankierenden Halbinseln inzwischen unter Wasser lagen. Um

den Stamm in der Mitte hatte sich eine Menge Treibholz angesammelt, das nun in der Strömung auf und ab schaukelte.

»Etwas Gutes hat die Flut jedenfalls«, sagte der Doktor, »das ganze Gestrüpp, das an der Ostseite angespült wurde, wird weggeschwemmt. Es kommt immer mit der Strömung an und bleibt dort liegen, bis eine Flut es fortspült. Gut, hier ist unser Zimmer. Da sind ein paar Bücher und mein Tabaksbeutel; wir wollen es uns so gemütlich wie möglich machen.«

Im Licht der einzelnen Laterne wirkte der große, verlassene Raum sehr trist und öde. Abgesehen von den gestapelten Dauben und den angehäuften Reifen und natürlich der Matratze des Doktors in der Ecke war der Raum vollkommen leer. Wir bauten uns behelfsmäßige Sitze und einen Tisch aus den Dauben und setzten uns zu unserer langen Nachtwache hin. Severall hatte einen Revolver für mich mitgebracht, er selbst war mit einer doppelläufigen Schrotflinte bewaffnet. Wir luden die Waffen und legten sie schussbereit in greifbarer Nähe ab. Unsere kleine Lampe und die dunklen Schatten um uns herum schufen eine so melancholische Atmosphäre, dass er noch einmal ins Haus ging, um zwei Kerzen zu holen. Auf einer Seite der Küferei gab es ein paar Fenster, also mussten wir die Kerzen in den Windschatten der Dauben setzen, damit sie nicht ausgingen.

Der Doktor schien eiserne Nerven zu haben. Er hatte sich mit einem Buch hingesezt. Ab und zu hielt er im Lesen inne, ließ das Buch sinken und sah sich mit ernstem Blick um. Ich für meinen Teil hatte auch versucht zu lesen, konnte mich aber nicht auf das Buch konzentrieren. Meine Gedanken wanderten immer wieder zurück zu diesem großen, stillen Raum und dem düsteren Geheimnis, das ihn überschattete. Ich grübelte über ein paar mögliche Erklärungen für das Verschwinden der beiden Männer nach. Es war schon eine üble Sache, dass sie verschwanden, ohne dass man sagen konnte, warum und wohin. Und hier saßen wir nun und warteten, ohne eine Ahnung zu haben, worauf. Ich hatte recht, als ich sagte, es wäre keine Aufgabe für einen alleine. Es war eine große Herausforderung und keine Macht der Welt hätte mich dazu bringen können, hier ohne einen Kameraden auszuharren.

Welch eine endlose, langweilige Nacht! Draußen hörten wir das Platschen und Gurgeln des großen Flusses und das Brausen des auffrischenden Windes. Hier drinnen herrschte, abgesehen von unserem Atmen, dem Blättern des Doktors und dem schrillen Summen eines Moskitos, eine belastende Stille. Auf einmal ließ Severall sein Buch fallen, sprang auf und blickte zu einem der Fenster – fast wäre mir dabei das Herz in die Hose gerutscht.

»Haben Sie etwas gesehen, Meldrum?«

»Nein, Sie?«

»Nun, es schien sich irgendetwas vor diesem Fenster zu bewegen.« Er ergriff sein Gewehr und ging zu dem Fenster. »Nein, nichts zu sehen, aber ich könnte schwören, das etwas langsam vorbeigekommen ist.«

»Vielleicht nur ein Palmblatt«, sagte ich, denn der Wind wurde immer stärker.



»Durchaus möglich«, antwortete er, setzte sich wieder hin und nahm sein Buch wieder zur Hand. Aber von nun an warf er oft einen misstrauischen Blick zum Fenster. Auch ich passte auf, aber draußen blieb alles ruhig.

Plötzlich wurden unsere Gedanken durch den ausbrechenden Sturm in eine ganz andere Richtung gelenkt. Einem blendenden Blitz folgte ein lauter Donnerschlag, der das Gebäude in seinen Grundfesten erschütterte. Wieder und wieder blitzte und donnerte es mit der Heftigkeit einer monströsen Artillerie-Batterie. Dann folgte ein tropischer Regenguss, der krachend auf das Wellblechdach niederging. In dem großen, leeren Raum dröhnte es wie in einer Trommel. Eine merkwürdige Mischung von Geräuschen drang zu uns aus der Dunkelheit, ein Gurgeln, Plätschern, Blubbern, Spritzen, Tropfen. Jedes Geräusch, das in der Natur von Flüssigkeiten erzeugt wird, vom Rinnen und Rauschen des Regens bis zum tiefen, gleichmäßigen Donnern des Flusses, war zu hören. Stunde um Stunde wurde der Ausbruch der Naturgewalten lauter und heftiger.

»Diesmal haben wir es offensichtlich mit einer Jahrhundertflut zu tun. Aber, es dämmt bereits und das ist ein Segen. Wir haben zumindest den Aberglauben von der dritten Nacht widerlegt.«

Ein graues Licht erhellte langsam den Raum; bald würde die Sonne aufgehen. Der Regen hatte nachgelassen, aber der kaffeebraune Fluss rauschte an uns vorbei wie ein Wasserfall. Ich befürchtete, dass der Anker der *Gamecock* diesen Gewalten bald nicht mehr gewachsen war.

»Ich muss zurück an Bord«, sagte ich. »Wenn sie sich losreißt, schafft sie es nicht mehr zurück den Fluss hinauf.«

»Die Insel ist ein guter Wellenbrecher«, sagte der Doktor. »Sie können ruhig mit zum Haus auf eine Tasse Kaffee kommen.«

Mir war kalt und ich fühlte mich schlecht, daher war sein Angebot willkommen. Wir verließen die unheilvolle Küferei mit ihrem ungelösten Geheimnis und platschten hinüber zum Haus.

»Zünden Sie bitte die Spiritus-Lampe an, während ich nachsehe, wie es Walker heute Morgen geht«, sagte Severall.

Er verließ mich, kam aber einen Augenblick später, mit einem sehr verstörten Gesichtsausdruck, wieder zurück.

»Er ist gestorben!« schrie er heiser.

Seine Worte ließen mich erschauern. Ich stand da mit der Lampe in der Hand und starrte ihn an.

»Ja, er ist gestorben!« wiederholte er, »kommen Sie und sehen Sie selbst.«

Ich folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen. Das erste, was ich sah, als ich das Zimmer betrat, war Walker in seinem grünen Flanell-Schlafanzug, den wir ihm am Abend zuvor angezogen hatten, zusammengesunken auf seinem Bett liegen.

»Ist er wirklich tot?« keuchte ich.

Der Doktor war fürchterlich erregt, seine Hände zitterten wie Blätter im Wind.

»Er ist schon ein paar Stunden tot.«

»War es das Fieber?«

»Fieber? Sehen Sie sich den Fuß an!«

Ich sah hinab und schrie vor Schreck auf. Ein Fuß war nicht nur verrenkt, sondern auf höchst groteske Weise komplett herumgedreht.

»Großer Gott!« schrie ich, »Wie konnte das geschehen?«

Severall hatte die Hand auf die Brust des toten Mannes gelegt.

»Fühlen Sie hier«, flüsterte er.

Ich legte meine Hand an die gleiche Stelle. Da war kein Widerstand. Der Körper war absolut weich und geschmeidig. Es fühlte sich an, als würde ich auf eine mit Sägespänen gefüllte Puppe drücken.

»Das Brustbein ist fort«, sagte Severall mit dem gleichen, furchtsamen Flüstern. »Es ist in Stücke zerbrochen. Gott sei Dank hatte er Laudanum genommen. An seinem Gesicht können Sie sehen, dass er starb, während er schlief.«

»Aber wer könnte das getan haben?«

»Ich habe genug«, sagte der Doktor. »Vielleicht bin ich ein größerer Feigling, als meine Mitmenschen, aber ich halte das nicht mehr aus. Wenn Sie zur *Gamecock* zurückkehren ...«

»Kommen Sie!« sagte ich, und wir gingen los. Dass wir nicht rannten, war nur dem Umstand zu verdanken, dass sich jeder von uns einen letzten Rest von Selbstachtung erhalten wollte. Das Übersetzen in einem leichten Kanu war bei der Strömung gefährlich, aber daran verschwendete keiner von uns einen Gedanken. Er steuerte, ich ruderte, so hielten wir es glücklicherweise über Wasser und erreichten die Jacht. Dort, mit 200 Meter Abstand zu der verfluchten Insel, fühlten wir uns wieder als Herren der Lage.

»Wir kehren in etwa einer Stunde zurück, bis dahin haben sich unsere Nerven beruhigt«, sagte er. »Aber im Moment würde ich mich nicht für ein Jahresgehalt den Negern zeigen.«

»Der Steward wird uns ein Frühstück servieren. Danach gehen wir zurück«, sagte ich. »Aber um Gottes Willen, Doktor Severall, haben Sie irgend eine Erklärung für das Ganze?«

»Ich habe absolut keine Ahnung. Ich habe schon von irgendwelchen Voodoo-Teufeleien gehört und mit den anderen darüber gelacht. Aber der gute, alte Walker, ein anständiger, gottesfürchtiger Engländer des 19. Jahrhunderts, ist ohne einen heilen Knochen im Leib dahingegangen – ich kann nicht verhehlen, dass mich das sehr erschüttert. Aber sehen Sie dort, Meldrum, ist Ihr Matrose da verrückt oder betrunken?«

Der alte Patterson, der älteste Mann in meiner Mannschaft – er war stets so standhaft wie die Pyramiden –, wehrte vorn im Bug mit einem Bootshaken Baumstämme ab, die mit der Strömung angeschwemmt wurden. Nun stand er dort in gebückter Haltung, starrte nach vorne und zeigte mit dem Finger wild in die gleiche Richtung.

»Seht euch das an!« schrie er. »Seht euch das an!«

Im gleichen Augenblick sahen wir es.

Ein riesiger, schwarzer Stamm kam den Fluss hinab, sein breiter, glänzender Rücken lag tief im Wasser. Vorne – nahezu einen Meter vor ihm – ragte ein schreckliches Gesicht empor, wie die Galionsfigur eines Schiffs; es schaukelte langsam von einer Seite zur anderen. Es war flach, bössartig, so groß wie ein kleines Bierfass und von blasser, pilzartiger Farbe. Aber der Hals, auf dem es saß, war mit matten, gelben und schwarzen Flecken gesprenkelt. Als es an der *Gamecock* vorbeitrieb, sah ich den riesigen Körper, der sich in zwei Schleifen in einer Höhlung des Stammes zusammengerollt hatte. Der abscheuliche Kopf schoss plötzlich auf eine Höhe von drei Metern empor und blickte mit matten, hautbedeckten Augen zur Jacht. Einen Augenblick später war der Stamm an uns vorüber getrieben und trug seinen fürchterlichen Passagier hinaus in den Atlantik.

»Was war das?« rief ich.

»Das war der Dämon aus der Küferei«, sagte Dr. Severall. Er war wieder zu dem rauhen, selbstbewussten Mann geworden, der er vorher war. »Ja, das war der Teufel, der unsere Insel heimsuchte; eine große Gabun-Python<sup>12</sup>.«

Da erinnerte ich mich wieder an die Geschichten, die ich überall an der Küste zu hören bekommen hatte; von den monströsen Würgeschlangen des Landesinneren, von deren periodischem Appetit und den tödlichen Auswirkungen der mörderischen Umklammerung. Nun wurde mir alles klar. Es hatte eine Woche zuvor ein kleines Hochwasser gegeben. Das hatte den riesigen Baumstamm mit seinem abscheulichen Insassen herbeigespült. Wer konnte schon wissen, aus welchem weit entfernten Dschungel das Tier stammte? Es war in der kleinen Bucht auf der Ostseite der Insel gestrandet. Die Küferei war das nächstgelegene Haus gewesen. Zweimal hatte das Tier Appetit bekommen und sich einen Wachmann geholt. Vorige Nacht war es zweifellos wiedergekommen, Severall hatte es vor dem Fenster vorbeikriechen sehen, war sich seiner Sache aber nicht sicher. Das Licht hatte es verscheucht. Es war weiter gekrochen und hatte den armen Walker im Schlaf erwischt.

»Warum hat sie ihn nicht mitgenommen?« fragte ich.

»Donner und Blitz haben das Monster wohl verjagt. Da kommt Ihr Steward, Meldrum. Je eher wir mit dem Frühstück fertig sind und auf die Insel zurückkehren, desto besser. Die Schwarzen könnten sonst denken, wir hätten uns gefürchtet.«

---

1 Kru-Neger. Der Zusatz »boy« war bei den Kolonialherren gebräuchlich.

2 Oxhoftfass; ein Fass mit etwa 240 l Volumen.

3 Hafenstadt in Angola.

4 Name der britischen Flagge.

5 Mitglied der Konservativen Partei

6 Chinin war das beste Mittel gegen Malaria und andere Fieber, das es seinerzeit, vor Erfindung der Antibiotika, gab.

- 7 Der Ogooué in Gabun
- 8 Paul Belloni Du Chaillu (1835-1903) war ein französischer Anthropologe und Afrikaforscher.
- 9 Massa = Master (Herr) – Anrede der afrikan. schwarzen Bevölkerung u. der schwarzen Sklaven Nordamerikas für Vertreter der weißen Herrenschaft.  
Sah = Sir
- 10 Doyle verwendet im Original, bei der direkten Rede des Doktors, den Ausdruck ›Nigger‹.
- 11 Sehr starkes opiumhaltiges Beruhigungs- und Schmerzmittel
- 12 Wahrscheinlich eine ›Nördliche Felsenpython‹ (Python sebae), die glaubwürdigen Berichten zur Folge maximal fünf Meter lang wird und damit eigentlich noch etwas zu klein ist, um einen ausgewachsenen Mann zu verschlingen. Berichte von größeren Exemplaren (bis zu neun Meter) sind nicht bestätigt.

## Jellands Reise

»Also schön«, sagte unser Anglo-Japaner, als wir unsere Stühle rund um die Feuerstelle im Rauchersalon gruppierten, »es ist eine alte Geschichte von drüben, die man schon längst gedruckt hat, soviel ich weiß. Ich will diesen Raucher-Salon nicht in eine Marktbude für olle Kamellen verwandeln, aber es ist ein weiter Weg bis zum Gelben Meer, daher ist es recht unwahrscheinlich, dass einer von Ihnen schon von der Jolle ›Matilda‹ gehört hat, und was an Bord mit Henry Jelland und Willy McEvoy geschah.«

\*

Mitte der Sechziger herrschte in Japan eine Zeit der großen Umwälzungen. Es ereignete sich nach dem Shimonoseki-Bombardement<sup>1</sup> und vor der Daimio-Affäre<sup>2</sup>. Unter den Einheimischen gab es eine kaisertreu-konservative und eine liberale Partei, und die Frage, die sie kontrovers diskutierten lautete, ob man den Gajin<sup>3</sup> die Kehle durchschneiden sollte oder nicht. Glauben Sie mir, seit jener Zeit ist empfinde ich die Politik eher als harmlos. Aber wenn man in einem Vertragshafen<sup>4</sup> lebt, ist man gezwungen aufzuwachen und sich dafür zu interessieren. Es war umso schlimmer, als ein Außenseiter nie erfuhr, wie sich die Angelegenheit entwickelte. Wenn die liberale Opposition sich durchsetzte, dann stand davon nichts in den Zeitungen. Wenn die Konservativen gewannen, dann erfuhr man die Neuigkeiten aus erster Hand von einem kaisertreuen Samurai in einem Kettenhemd, der mit einem Schwert in jeder Hand herbeistürmte und einem damit den Garaus machte.

Natürlich wird man mit der Zeit unbekümmert, wenn man auf so einem Pulverfass lebt. Zunächst wird man sehr nervös, dann aber kommt die Zeit, in der man lernt, das Leben zu genießen, solange es geht. Ich sage Ihnen, nichts macht das Leben so schön wie der Schatten des Todes, der langsam größer wird. Die Zeit wird zu wertvoll, um verschwendet zu werden, und man erfreut sich jeder einzelnen Minute. So ging es uns in Yokohama. Hier gab es viele europäische Kontore, die in Betrieb werden mussten, und die Menschen, die dort arbeiteten, machten den Ort für sieben Tage in der Woche lebendig.

Einer der bedeutendsten Händler der europäischen Kolonie war Randolph Moore, ein Kaufmann mit einem großen Exportgeschäft. Seine Geschäftsräume befanden sich in Yokohama, aber er verbrachte viel Zeit in seiner Filiale in Edo<sup>5</sup>, die er vor kurzem eröffnet hatte. In seiner Abwesenheit überließ er die Geschäfte seinem Handlungsbevollmächtigten Jelland, den er als energischen und entschlossenen Mann kennengelernt hatte. Aber Energie und Entschlossenheit sind ein zweischneidiges Schwert; wenn sie gegen einen eingesetzt werden, dann weiß man sie weit weniger zu schätzen.

Es war die Spieleleidenschaft, die Jelland auf die schiefe Bahn brachte. Er war ein kleiner, dunkeläugiger Bursche mit schwarzem, lockigem Haar – ich könnte mir vorstellen, dass seine Vorfahren zum größten Teil Kelten waren. An jedem Tag der Woche konnte man ihn abends am selben Ort antreffen, nämlich auf der linken Seite des Croupiers am ›Rouge-et-noir‹<sup>6</sup>-Spieltisch in Mathesons Kasino. Lange Zeit hatte er nur gewonnen und konnte sich einen besseren Lebensstil leisten als sein Arbeitgeber. Aber

dann wendete sich das Blatt gegen ihn und er verlor; am Ende der Woche waren er und sein Partner so arm wie eine Kirchenmaus, ohne einen einzigen Dollar in der Tasche.

Dieser Partner war ein Angestellter derselben Firma – ein großgewachsener, strohblonder, junger Engländer namens McEvoy. Zu Anfang war er ein recht anständiger Bursche, aber in Jellands Händen war er nur Ton, den jener zu einem schwachen Abklatsch seiner selbst formte. Sie trieben sich immer zusammen herum; Jelland führte, McEvoy folgte. Lynch, ich und ein paar andere versuchten, dem Jungen klar zu machen, dass dies zu nichts Gutem führen würde. Wenn wir mit ihm sprachen, konnten wir ihn leicht überzeugen, aber Jelland benötigte stets nur fünf Minuten, um ihn wieder auf seine Seite zu ziehen. Nennen Sie es animalische Anziehungskraft oder wie auch immer; jedenfalls konnte der kleine Mann den großen ins Schlepptau nehmen, wie ein 20-Meter-Bugsierdampfer ein voll aufgetakeltes Schiff. Selbst als sie all ihr Geld verloren hatten, standen sie immer noch am Spieltisch und beobachteten mit glänzenden Augen, wie andere ihr Spiel machten.

Eines Abends konnten sie es nicht länger aushalten. Rot war sechzehn Mal gefallen, das war einmal zu oft für Jelland. Er tuschelte kurz mit McEvoy und sprach dann mit dem Croupier.

»Aber natürlich Herr Jelland, Ihr Scheck ist genau so gut wie Bargeld«, antwortete der.

Jelland schrieb einen Scheck aus und setzte auf Schwarz. Es kam der Herz-König und der Croupier kassierte das kleine Stück Papier ein. Jelland wurde sehr ärgerlich und McEvoy erbleichte. Ein neuer, noch höherer Scheck wurde ausgestellt und auf den Tisch geworfen. Diesmal kam die Karo-Neun. Jellands Kopf sank in seine Hände und er sah aus, als würde er gleich in Ohnmacht fallen. »Bei Gott«, knurrte Jelland, »ich werde mich nicht geschlagen geben.« Er schrieb einen weiteren Scheck in Höhe der beiden anderen aus und setzte. Die Herz-Zwei beendete die Angelegenheit. Ein paar Minuten später gingen die beiden an der Hafenmole entlang; ein kühler Wind wehte ihnen in die erhitzten Gesichter.

»Natürlich weißt du, was das bedeutet«, sagte Jelland, als er sich eine Zigarre anzündete. »Wir müssen Geld vom Geschäftskonto auf unser privates Konto übertragen. Das ist gar keine Frage. Der alte Moore wird nicht vor Ostern in die Bücher sehen. Wenn wir nur ein bisschen Glück haben, können wir den Betrag bis dahin mit Leichtigkeit ausgleichen.«

»Was ist, wenn wir kein Glück haben?« fragte McEvoy.

»Dann müssen wir die Dinge eben nehmen, wie sie kommen. Du hältst zu mir und ich halte zu dir; und gemeinsam stehen wir die Sache durch. Morgen Abend wirst du die Schecks ausstellen, dann werden wir sehen, ob du mehr Glück hast, als ich.«

Aber es kam, wie es kommen musste. Als sich das Paar am darauffolgenden Abend vom Spieltisch erhob, hatten sie über 5.000 Pfund vom Geld ihres Arbeitgebers verspielt. Doch der resolute Jelland war so optimistisch wie immer.

»Wir haben noch gut neun Wochen Zeit, bevor die Bücher geprüft werden«, sagte er. »Wir müssen das Spiel bis zum Ende spielen, und alles wird gut sein.«

McEvoy wurde an diesem Abend heftig von Scham und Schuldgefühlen gepeinigt, als er zu seinem Quartier zurückkehrte. Solange er mit Jelland zusammen war, konnte er an dessen Stärke teilhaben, aber nun erkannte er die große Gefahr seiner Lage. Vor seinen Augen erschien das Gesicht seiner alten Mutter in England mit ihrer weißen Haube, die so stolz auf ihn gewesen war, als er seine Anstellung erhielt. Das machte ihn geradezu verrückt und erfüllte ihn mit Abscheu. Unruhig warf er sich auf seiner Schlafcouch hin und her, als ein japanischer Diener den Raum betrat. Zuerst dachte er, dass die schon seit langem erwarteten Feindseligkeiten endlich ausgebrochen wären und hastete zu seinem Revolver. Dann hörte er sich mit bangem Herzen an, was der Diener zu sagen hatte.

Jelland wartete unten und wollte ihn sehen.

Was in aller Welt konnte der zu dieser Stunde mitten in der Nacht noch wollen? McEvoy kleidete sich rasch an und eilte die Treppe hinab. Sein Partner saß da mit einem Lächeln – das die Blässe seines Gesichts Lügen strafte – im schwachen Licht einer einzelnen Kerze und hielt ein Stück Papier in der Hand.

»Es tut mir leid, dass ich dich aufgescheucht habe, Willy. Können wir hier offen reden?«

McEvoy nickte mit dem Kopf. Er hatte seine Sprache noch nicht wiedergefunden.

»Nun denn, wir haben ausgespielt. Diese Nachricht fand ich vor, als ich nach Hause kam. Sie ist von Moore und avisiert uns seinen Besuch am Montag, um die Bücher zu prüfen. Das lässt uns nicht viel Zeit.«

»Montag!« keuchte McEvoy. »Heute ist Freitag.«

»Samstag, mein Sohn, 3 Uhr morgens. Wir haben nicht viel Zeit, einen Ausweg zu finden.«

»Wir sind verloren«, heulte McEvoy.

»Das werden wir sogleich sein, wenn du so einen höllischen Lärm machst«, sagte Jelland brüsk. »Nun tu, was ich dir sage, Willy, dann werden wir die Sache überstehen.«

»Ich werde alles tun – alles!«

»Das ist schon besser. Wo ist dein Whiskey? Es ist eine bestialische Tageszeit, um sich auf die Hinterbeine zu stellen, aber wir dürfen nicht weich werden, sonst sind wir Geschichte. Zunächst einmal müssen wir unser Verhältnis untereinander klarstellen, nicht war?«

McEvoy starrte ihn nur an.

»Wir stehen es gemeinsam durch oder gehen zusammen unter. Nun, ich für meinen Teil lasse mich unter keinen Umständen einlochen. Verstehst du? Ich bin bereit das zu beschwören. Du auch?«

»Wie meinst du das?« fragte McEvoy zurückschreckend.

»Ist doch klar, Mann, wir müssen alle sterben, dazu braucht's nur ein Betätigen des Abzugs. Ich schwöre, dass sie mich niemals lebend kriegen werden. Du auch? Wenn nicht, dann gehe ich und überlasse dich deinem Schicksal.«

»Also gut, ich werde tun, was du für das Beste hältst.«

»Du schwörst es?«

»Ja.«

»Gut, ich werde dich beim Wort nehmen. Nun bleiben uns noch zwei Tage, um die Angelegenheit zu bereinigen. Die Jolle ›Matilda‹ steht zum Verkauf, sie ist voll ausgerüstet und hat jede Menge Proviant in Dosen an Bord. Wir werden sie morgen kaufen sowie alles, was wir sonst noch brauchen, und mit ihr verschwinden. Aber vorher werden wir noch im Kontor ›aufräumen‹. Da sind mindestens 5.000 Sovereigns<sup>7</sup> im Safe. Wenn es dunkel ist, holen wir die an Bord und machen uns auf in Richtung Kalifornien<sup>8</sup>. Es nutzt nichts zu zögern, mein Sohn, denn wir haben keine andere Wahl. Es geht nur so oder gar nicht.«

»Ich werde tun, was du vorschlägst.«

»Bestens. Und setz morgen ein freundliches Gesicht auf, denn wenn Moore einen Hinweis erhält und vor Montag aufkreuzt, bleibt uns nur noch ...« Er klopfte auf die Tasche seines Mantels und warf seinem Partner einen Blick zu, der die ganze, düstere Bedeutung des Gesagten erklärte.

Sie konnten am nächsten Tag alle ihre Vorhaben erfolgreich ausführen. Die ›Matilda‹ wurde ohne Probleme erworben; sie war zwar ein sehr kleines Schiff für so eine lange Reise, aber wäre sie größer gewesen, dann hätte sie von zwei Mann kaum noch gesteuert werden können. Während des Tages wurden die Wasservorräte ergänzt und nach Einbruch der Dunkelheit brachten die beiden Angestellten das Gold aus dem Büro auf das Boot. Noch vor Mitternacht hatten sie alle persönlichen Habseligkeiten eingepackt, ohne dass irgendein Verdacht aufkam. Um zwei Uhr morgens legten sie vom Anlegesteg ab und strebten in aller Stille der offenen See zu. Natürlich wurden sie gesehen, aber man hielt sie für Sportsegler, die zu einer langen, ausgedehnten Sonntagskreuzfahrt aufbrachen. Es gab niemanden, der sich auch nur in seinen kühnsten Träumen vorstellen konnte, dass dieser Ausflug entweder in Nord-Amerika oder auf dem Grund des Nord-Pazifiks enden sollte. Mit großer Anstrengung gelang es Ihnen, das Großsegel, die Fock und den Klüver zu setzen. Eine leichte Brise wehte von Südost und das kleine Schiff machte sich auf den Weg. Nachdem sie sieben Meilen vom Land entfernt waren, schief der Wind vollständig ein und sie dümpelten still auf der glasklaren See dahin.

Am Montagmorgen traf Randolph Moore aus Edo ein und begab sich geradewegs ins Kontor. Er hatte einen Tipp erhalten, dass einige seine Angestellten sich ein wenig ›verausgabt‹ hatten, das war der Anlass für diesen außerordentlichen Besuch. Als er seine Niederlassung erreichte und sah, wie drei Angestellte auf der Straße warteten – mit den Händen in den Taschen –, wusste er sofort, dass irgendetwas nicht stimmte.

»Was geht hier vor?« fragte er. Er war ein Mann der Tat und konnte sehr unangenehm werden, wenn er schlecht gelaunt war.

»Wir können nicht hinein«, sagte einer seiner Untergebenen.

»Wo ist Herr Jelland?«

»Er ist heute noch nicht gekommen.«

»Und Herr McEvoy?«

»Der ist auch nicht da.«



Randolf Moore wurde sehr ernst. »Wir müssen die Tür aufbrechen.«

Die Häuser waren wegen der Erdbeben nicht sehr massiv gebaut, also standen sie bald im Büro. Der Anblick, der sich ihnen bot, sprach Bände. Der Tresor stand offen, das Geld war verschwunden und die Angestellten geflohen. Moore verschwendete keine Zeit.

»Wann hat man sie zuletzt gesehen?«

»Am Samstag haben sie die ›Matilda‹ gekauft und sind zu einer Kreuzfahrt aufgebrochen.«

Samstag! Die Sache schien hoffnungslos zu sein, da sie zwei Tage Vorsprung hatten. Eine kleine Chance gab es noch. Er eilte zur Küste und suchte den Horizont mit dem Fernglas ab.

»Mein Gott!« rief er. »Da draußen ist die ›Matilda‹. Ich erkenne sie an der Neigung des Masts. Wir können diese Verbrecher immer noch erwischen.«

Aber es gab noch eine Schwierigkeit; kein Dampfboot hatte den Kessel geheizt und war bereit, abzulegen. Der ungeduldige Händler wollte nicht warten. Über den Hügeln ballten sich die Wolken zusammen und auch anderen Anzeichen ließen einen baldigen Wetterwechsel erwarten. Ein Polizeiboot mit zehn bewaffneten Männern wurde bereitgestellt und Moore übernahm persönlich das Steuer, als die Verfolgung der stillliegenden Jolle begann.

Jelland und McEvoy, die voller Sorgen vergeblich auf eine Brise warteten, sahen einen dunklen Punkt vom Land aus auf sich zukommen; er wurde mit jedem Ruderschlag größer. Als er näher kam, konnten sie erkennen, dass es sich um ein Boot voller Männer handelte, und der Schimmer der Waffen sagte ihnen, welcher Profession diese nachgingen. Jelland stand am Steuer und blickte immer wieder zum dräuenden Himmel, zum schlaffen Segel und zum ankommenden Boot.

»Es ist zum Haare-Ausraufen, Willy«, sagte er. »Bei Gott, wir sind die unglücklichsten Teufel weit und breit. Da hinten braut sich etwas zusammen und in einer Stunde hätte der Wind uns erreicht.«

McEvoy stöhnte.

»Es hat keinen Zweck zu jammern, alter Junge«, sagte Jelland. »Das ist ganz klar ein Polizeiboot und der alte Moore treibt die Ruderer an wie der Teufel. Bestimmt hat er jedem von ihnen zehn Dollar Belohnung versprochen.«

McEvoy kroch auf Knien zur Reling. »Meine Mutter! Meine arme, alte Mutter!« schluchzte er.

»Sie wird auf keinen Fall zu hören bekommen, dass du auf der Anklagebank gelandet bist. Meine Verwandten haben nie viel für mich getan, aber das werde ich ihnen ersparen. Es ist vorbei, Mac, wir sind erledigt. Gott segne dich, alter Knabe. Hier ist die Pistole.«

Er spannte den Hahn des Revolvers und hielt ihn dem Jungen hin. Keuchend und schreiend wich dieser zurück. Jelland sah nach dem ankommenden Boot, es war nur noch ein paar hundert Meter entfernt.

»Wir haben keine Zeit für Unsinn«, sagte er. »Verdammt, welchen Zweck hat es zu zaudern? Du hast es geschworen!«

»Nein, nein, Jelland!«

»Wie auch immer, *ich* habe geschworen, dass sie keinen von uns kriegen sollen. Wirst du es tun?«

»Ich kann nicht! Ich kann es nicht tun!«

»Dann tue ich es für dich.«

Die Ruderer im Boot sahen wie er sich vorbeugte und hörten zwei Schüsse. Dann sackte er über dem Ruderer zusammen, aber noch bevor sich der Rauch verzogen hatte, bemerkten Sie, dass sie ihre Aufmerksamkeit etwas anderem schenken sollten.

Denn in diesem Augenblick brach der Sturm aus – einer dieser kurzen, plötzlichen Stürme, die in diesem Meer häufig auftreten. Die ›Matilda‹ legte sich auf die Seite und ihre Segel wölbten sich. Die Reling auf der Lee-Seite tauchte ins Wasser und sie schoss davon wie ein erschrecktes Reh. Lelands Körper blockierte das Ruder, als hielt sie Kurs direkt vor dem Wind und flog über die schäumenden Wellen davon wie ein Blatt im Wind. Die Ruderer arbeiteten wie verrückt, hatten aber keine Chance, die Jolle noch zu erreichen. Nach fünf Minuten war sie in der aufgewühlten See verschwunden und ward nie wieder von einer Menschenseele gesehen. Mit knapper Not erreichte das Boot Yokohama; es hatte auf der Rückfahrt viel Wasser aufgenommen.

Das war die Geschichte von der Jolle ›Matilda‹, die mit einer Fracht von 5.000 Sovereigns und einer Besatzung von zwei toten, jungen Männern Segel gesetzt hatte, um den Pazifik zu überqueren. Wie Jellands Reise schließlich endete, wurde nie bekannt. Vielleicht ist sie in diesem Sturm untergegangen, oder sie wurde von einem pffrigen Kapitän gefunden, der dann das Geld eingesteckt hat und den Mund hielt. Vielleicht ist sie auch immer noch unterwegs in den Weiten des Ozeans, Richtung Norden in die Beringsee oder Richtung Süden, nach Malaysia. Es ist besser, die Geschichte unvollendet zu lassen, als sie durch ein erfundenes Ende zu verderben.

---

1 Das »Shimonoseki-Bombardement« war eine Kampagne internationaler See-Streitkräfte in den Jahren 1864 und 65 gegen die Truppen japanischer Feudalherren.

2 Ein Daimio ist ein adliger Feudalherr in Japan, in der Hierarchie unmittelbar unter dem Tenno. Es ist schwer zu sagen, welches Ereignis hier gemeint ist, schließlich hatte jedes militärische oder politische Ereignis damals irgendetwas mit irgendeinem der rund 300 Daimios zu tun. Vielleicht wird hier sogar die Meiji Restauration (1866-68) angesprochen, das würde zu dem einleitenden Satz sehr gut passen.

3 Respektlose Bezeichnung für einen Ausländer bzw. Fremden.

4 Häfen in China, Japan oder Korea, die von den Kolonialmächten zwangsweise geöffnet wurden.

5 Das heutige Tokio ca. 40 km entfernt von Yokohama.

6

Glücksspiel mit 6 Kartenspielen zu 52 Blatt.

- 7 Englische Goldmünze im Wert von 1,05 Pfund bzw. 21 Shilling. 5.000 Pfund sind nach heutigem Geldwert über 300.000 Pfund.
- 8 Das sind etwa 5.200 nm; selbst unter idealen Umständen ist das mit so einer Nusschale kaum zu schaffen.

## Ein Einbruch<sup>1</sup>

Ich habe meine Geschichte erzählt, als ich verhaftet wurde, aber niemand wollte zuhören. Dann habe ich sie vor Gericht noch mal erzählt – das ganze Ding, genau so wie es passiert ist, ohne auch nur ein Wort hinzuzufügen. So wahr mir Gott helfe, alles was ich über die Worte und Taten der Lady Mannering berichtet habe, ist genau so gesagt und getan worden. Und wie hat man es aufgenommen? »Der Angeklagte machte eine weitschweifige und zusammenhanglose Aussage, mit vielen unglaubwürdigen Details, für die es keinerlei Beweis gibt.« Das hat eine Londoner Zeitung geschrieben; die anderen stellten es so dar, als hätte ich mich überhaupt nicht verteidigt. Und dennoch, ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Lord Mannering ermordet wurde, und ich bin so schuldlos, wie die Richter, die mich verurteilten.

Mein Herr, es ist Ihre Aufgabe, die Eingaben der Gefangenen zu bearbeiten. Nun liegt alles bei Ihnen. Alles worum ich Sie bitte ist, dass Sie es lesen – nur lesen – und dann vielleicht die eine oder andere Untersuchung zum wahren Charakter dieser ›Lady‹ Mannering anstellen, wenn sie überhaupt noch so heißt, wie an dem Tag vor drei Jahren, an dem sie zu meinem Leid und Ruin wurde. Sie können einen Privatdetektiv oder klugen Juristen beauftragen, diese Untersuchung vorzunehmen, dann wird sich schnell zeigen, dass meine Geschichte wahr ist. Stellen Sie sich mal vor, wie ruhmreich es für Sie wäre, wenn nach all den Jahren ein schockierender Justizirrtum aufgeklärt werden würde und dies nur Ihrer Beharrlichkeit und Intelligenz zu verdanken wäre! Darin bestände Ihre Belohnung, denn ich bin ein armer Mann und habe leider nichts zu bieten. Wenn Sie aber nichts tun, dann hoffe ich, dass Sie nie wieder Ruhe finden. Dann soll keine Nacht vergehen, ohne dass Sie von dem Gedanken gequält werden, dass ein Mann im Gefängnis verrottet, weil Sie nicht Ihre Pflicht getan haben, wofür Sie schließlich bezahlt werden. Aber Sie werden Ihre Pflicht tun, das weiß ich. Stellen Sie nur ein paar Nachforschungen an, dann werden Sie schon sehen, woher der Wind weht. Denken Sie immer daran, dass die einzige Person, die von dem Verbrechen profitieren konnte, sie selbst war. Es machte die unglückliche Ehefrau zur reichen, jungen Witwe. Das ist das Ende der Spur und Sie müssen sie nur bis zum Anfang zurückverfolgen, dann werden Sie sehen, wohin das führt.

Wohl gemerkt, mein Herr, ich beschwere mich nicht, soweit es den Einbruch betrifft. Ich jammere nicht darüber, dass ich das bekomme, was ich verdient habe, und die drei Jahre, die ich inzwischen abgesehen habe, waren nicht zu viel dafür. Beim Prozess kam natürlich auch zur Sprache, dass ich meine Finger in den ›Merton-Cross-Geschäften‹<sup>2</sup> drin hatte, wofür man mir damals ein Jahr aufbrummte, und man glaubte meiner Geschichte deswegen noch weniger. Ein Mann mit einer Vorstrafe bekommt nun mal keinen wirklich fairen Prozess. Ja, ich bin ein Dieb, aber wenn es um den Mord geht, der mir lebenslänglich einbrachte – jeder andere Richter außer Sir James hätte mich aufhängen lassen – dann sage ich Ihnen, dass ich damit nichts zu tun habe; ich bin ein unschuldiger Mann. Und nun zu dieser Nacht, am 13. September 1894. Ich will Ihnen ganz

genau zu schildern, was passiert ist. Gott soll mich strafen, wenn ich nur ein Haarbreit von der Wahrheit abweiche.

Im Sommer war ich in Bristol und suchte nach Arbeit. Ich bekam einen Tipp, dass ich vielleicht in Portsmouth eine Stelle finden könnte, die meinen Fähigkeiten als qualifizierter Mechaniker entsprach. Also wanderte ich durch das südliche England und übernahm unterwegs Gelegenheitsarbeiten. Ich versuchte alles, um ›sauber‹ zu bleiben, denn ich hatte gerade erst ein Jahr im Gefängnis von Exeter hinter mir, und mehr als genug vom Aufenthalt in staatlichen Unterkünften. Aber es ist verdammt schwer, eine Arbeit zu finden, wenn erst mal der Makel der Vorstrafe an einem haftet. Zuletzt, nach zehn Tagen Holzfällen und Steinebrechen für einen Hungerlohn – das war alles, was ich tun konnte um Leib und Seele zusammenzuhalten –, befand ich mich in Salisbury mit ein paar Shilling in der Tasche; meine Stiefel und meine Geduld waren am Ende. Es gab da eine Kneipe namens ›The Willing Mind‹ an der Straße von Blanford nach Salisbury, und an diesem Tag nahm ich mir ein Zimmer dort. Zur Sperrstunde saß ich alleine im Schankraum, als der Wirt – Allen war sein Name – zu mir kam und anfang, über die Nachbarn zu tratschen. Der Mann redete offensichtlich gerne, wenn er jemanden fand, der ihm zuhörte, und so saß ich da rauchend und trinkend – er hatte mir einen Humpen Ale ausgegeben –, und hörte ohne großes Interesse zu, bis er anfang, von den Reichtümern von Mantering Hall zu erzählen. Der Teufel hätte es nicht besser einfädeln können.

»Meinen Sie das große Haus am Stadtrand auf der rechten Seite?« fragte ich. »Das mit dem großen Park?«

»Genau, das lange, weiße Haus mit den Säulen an der Straße nach Blanford«, sagte er. – Ich gebe hier das gesamte Gespräch wieder, damit Sie sehen, dass ich die Wahrheit sage und nichts verschweige.

Wie ich mir im Vorübergehen das Haus angesehen hatte, kam mir schon der Gedanke, dass es recht leicht sein müsste, irgendwo durch eines der großen Fenster oder eine der verglasten Türen einzusteigen. Ich hatte den Gedanken beiseite geschoben, doch jetzt erinnerte mich dieser Wirt wieder daran, als er mir von den Reichtümern darin erzählte. Ich sagte nichts und hörte bloß zu, und er kam immer wieder auf dieses Thema zurück.

»Er war schon als junger Mensch ein Geizkragen und das hat sich bis heute nicht geändert«, sagte er. »Naja, das viele Geld hat ihm schließlich etwas eingebracht.«

»Was könnte es ihm einbringen, wenn er's nicht ausgibt?«

»Nun, die schönste Frau von ganz England, das hat's ihm eingebracht. Sie dachte, sie könnte schon dafür sorgen, dass es ausgehen wird, aber heute weiß sie es besser.«

»Wer war sie denn?« fragte ich, nur um irgendetwas zu sagen.

»Sie war ein Niemand, bis sie der Lord zu seiner Lady gemacht hat. Sie stammt aus der Gegend von London und einige sagen, sie hätte dort als Schauspielerin gearbeitet, aber niemand weiß Näheres. Der alte Lord war für ein Jahr fort und brachte eine junge Frau mit nach Hause; seitdem ist sie da. Stephens, der Butler, erzählte mir einmal, dass mit Ihrer Ankunft Licht und Freude in das Haus gebracht worden sei. Aber die gemeine und

boshafte Art ihres Gatten und ihre Einsamkeit – er hasste Besucher –, ließen ihre Lebensfreude schwinden, und sie wurde eine blasse, stille Kreatur, die trübselig auf den Feldwegen herumwandert. Manche sagen, sie habe bereits einen anderen Mann geliebt, aber der Lord habe sie mit seinem Geld dazu verführt, diese Liebe aufzugeben. Und nun vergeht sie vor Kummer, denn sie hat das eine aufgegeben, ohne das andere zu gewinnen. Sie ist vielleicht die ärmste Frau der Gemeinde, wenn man das Geld betrachtet, das ihr zur Verfügung steht.«

Nun, mein Herr, Sie können sich sicher vorstellen, dass die familiären Probleme eines Lords und einer Lady mich kaum interessierten. Was kümmerte es mich, ob sie seine Stimme hasste und dass er sie bei jeder Gelegenheit erniedrigte, um ihren Willen zu brechen – er sprach angeblich mit ihr in einem Ton, den er nicht einmal gegenüber seinen Dienstboten anschlagen würde. Der Wirt erzählte mir von diesen Dingen und vieles andere, was ich schon wieder vergessen habe; schließlich ging es mich ja nichts an. Was mich aber interessierte war, wie Lord Mannering seine Reichtümer aufbewahrte. Eigentumsurkunden und Anteilsscheine waren Papiere, die für den Mann, der sie stahl, mehr Gefahr als Profit brachten. Aber dann, als wenn er meine Gedanken erraten hätte, erzählte mir der Wirt von Lord Mannerings Goldmedaillen. Es sei die größte und wertvollste Sammlung der Welt und man erzähle sich, dass der stärkste Mann der Gemeinde nicht in der Lage wäre, alle auf einmal zu tragen. Dann rief ihn seine Frau und ich ging zu Bett.

Ich suche nicht nach einer Entschuldigung für mein Tun, aber ich bitte Sie, sich die Fakten zu anzusehen und zu berücksichtigen, dass es kaum eine stärkere Versuchung für einen Mann in meiner Lage geben konnte. Da lag ich in dieser Nacht auf meinem Bett; ein verzweifelter Mann ohne Hoffnung und Arbeit, der nur noch einen Shilling in der Tasche hatte. Ich hatte versucht, ehrlich zu bleiben, aber die ehrlichen Bürger hatten mir den Rücken zugekehrt. Sie beschimpften mich als Dieb, und taten doch alles, um mich wieder zum Dieb zu machen. Ich stand wie im Nebel und fand keinen Ausweg. Und dann ergab sich diese Möglichkeit: ein großes Haus mit vielen Fenstern und haufenweise Goldmedaillen, die leicht eingeschmolzen werden konnten. Es war wie wenn man einen Brotlaib einem Verhungerten vorsetzt und dann erwartete, dass der ihn nicht aufisst. Ich blieb eine Weile standfest, aber es war zwecklos. Zuletzt saß ich auf meinem Bett und schwor mir, dass ich in dieser Nacht entweder so reich werden würde, dass ich nie wieder ein Verbrechen begehen musste, oder erneut in Ketten gelegt werden würde. Ich schlüpfte in meine Kleidung und legte einen Shilling auf den Tisch, denn der Wirt hatte mich gut behandelt und ich wollte ihn nicht betrügen. Dann kletterte ich durch das Fenster in den Garten des Gasthauses.

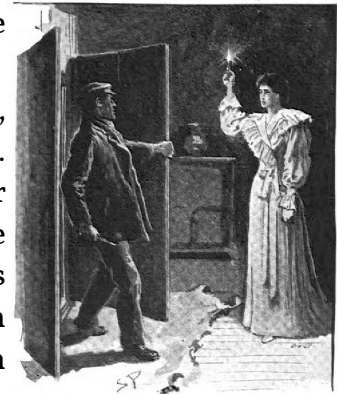
Der Garten war von einer hohen Mauer umgeben und ich hatte Mühe, darüber zu klettern, doch sobald ich die andere Seite erreicht hatte, ging alles glatt. Ich traf keine Menschenseele auf der Straße und das eiserne Tor zum Anwesen stand offen. Beim Pförtnerhaus war alles ruhig. Der Mond schien und ich konnte das große, weiße Haus am Ende der Allee schimmern sehen. Ich ging darauf zu – mehrere hundert Meter – bis ich das Ende der Auffahrt erreichte, von dem ein breiter, gekiefter Weg zum Haupteingang

führte. Dort stand ich im Schatten und betrachtete das große Gebäude; der Mond schien in jedes Fenster und tauchte die Fassade in silbernes Licht. Ich kroch dort eine Weile herum und suchte nach dem leichtesten Zugang. Ein Fenster an der Ecke schien dasjenige zu sein, wo es am schwersten war, mich zu beobachten, denn es war fast ganz mit Efeu überwuchert. Das war offensichtlich die beste Stelle. Also schlich ich unter den Bäumen bis zur Rückseite des Hauses und von dort im dunklen Schatten des Gebäudes weiter. Ein Hund bellte und zerrte an seiner Kette, also stand ich eine Weile still und wartete, bis er wieder ruhig war. Dann schlich ich weiter bis zu dem Fenster, das ich mir ausgesucht hatte.

Es ist schon erstaunlich, wie sorglos die Leute auf dem Land sind; in Orten, die weit von den großen Städten entfernt liegen, scheint niemand einen Gedanken an Einbrecher zu verschwenden. Ich nenne das eine böse Falle, mit der man einen armen Mann in Versuchung führt, wenn dieser auf seinem Weg mit der Hand auf eine Türklinke drücken kann – ohne böse Hintergedanken natürlich –, und dann herausfindet, dass die Tür nicht abgeschlossen ist. In meinem Fall war es nicht ganz so schlimm, aber das Fenster wurde auch nur durch einen einfachen Haken gesichert, den ich mit meinem Messer leicht beiseite schieben konnte. Dann öffnete ich rasch das Fenster, steckte mein Messer in den Schlitz der Jalousie und drückte diese auf. Die Faltjalousie ließ sich leicht beiseite schieben, und schon stand ich im Zimmer.

»Guten Abend, mein Herr! Sie sind sehr willkommen!« sagte eine Stimme.

Ich habe schon viele Überraschungen in meinem Leben erlebt, aber so erschrocken, wie in diesem Augenblick, war ich noch nie. Dort, neben dem Fenster, kaum eine Armeslänge von mir entfernt, stand eine Frau mit einer Spulenkerze<sup>3</sup> in der Hand. Sie war groß, aufrecht und schlank, hatte ein hübsches weißes Gesicht wie aus Elfenbein geschnitzt; ihr Haar und ihre Augen waren schwarz wie die Nacht. Sie trug eine Art weißen Hausmantel, der bis zu ihren Füßen herabreichte. Mit dieser Kleidung und diesem Gesicht erschien sie mir wie ein Geist von oben, der vor mir stand. Meine Knie wurden weich und ich musste mich mit einer Hand an der Jalousie festhalten. Ich hätte mich sofort umdrehen und davonlaufen sollen, aber ich konnte nur dastehen und sie anstarren.



Sie brachte mich schnell zur Besinnung zurück.

»Erschrecken Sie nicht«, sagte sie. Das waren schon sehr merkwürdige Worte einer Hausherrin an einen Einbrecher. »Ich sah Sie von meinem Schlafzimmerfenster, als Sie sich unter diesen Bäumen versteckten, also schlüpfte ich nach unten, und da hörte ich Sie schon am Fenster. Ich hätte es Ihnen geöffnet, wenn Sie länger gebraucht hätten, aber Sie haben es alleine geschafft, gerade als ich herein kam.«

Ich hielt immer noch mein langes Klappmesser in der Hand, mit dem ich die Jalousie geöffnet hatte. Ich war unrasiert und trieb mich seit einer Woche auf der Landstraße herum. Alles in allen: es gab nur wenige Leute, denen es nichts ausmachen würde, mir

allein in den Morgenstunden zu begegnen. Aber diese Frau – wenn ich ihr Liebhaber gewesen wäre, der sich zu einem Stelldichein einfand: ihr Blick hätte kein größeres Willkommen ausdrücken können. Sie legte Ihre Hand auf meinen Ärmel und zog mich weiter in den Raum.

»Was hat das zu bedeuten? Spielen Sie keine kleinen Spielchen mit mir«, sagte ich in meinem gröbsten Tonfall – ich kann sehr grob werden, wenn ich will. »Es wird schlimm für Sie ausgehen, wenn Sie mich reinlegen wollen«, fügte ich hinzu und zeigte ihr mein Messer.

»Ich will Sie nicht reinlegen«, antwortete sie, »im Gegenteil, ich bin Ihre Freundin und möchte Ihnen helfen.«

»Es fällt mir schwer, das zu glauben«, sagte ich. »Warum sollten Sie mir helfen wollen?«

»Ich habe meine Gründe«, sagte sie; plötzlich blitzten die schwarzen Augen in ihrem weißen Gesicht auf: »Weil ich ihn hasse! hasse! hasse! Verstehen Sie jetzt?«

Ich erinnerte mich an die Erzählung des Wirtes und verstand. Ich sah in das Gesicht der Dame und wusste, dass ich ihr vertrauen konnte. Sie wollte Rache an ihrem Gatten üben. Sie wollte ihn an seinem empfindlichsten Körperteil treffen – an seinem Geldbeutel. Sie hasste ihn so sehr, dass sie ihren Stolz beiseite schob und einen Mann wie mich ins Vertrauen zog, um ihr Ziel zu erreichen. Ich habe auch schon ein paar Leute gehasst, aber was Hass wirklich bedeutet, verstand ich erst, als ich das Gesicht dieser Frau im Kerzenschein sah.

»Trauen Sie mir jetzt?« sagte sie und legte ihre Hand erneut auf meinen Arm.

»Ja, gnädige Frau.«

»Kennen Sie mich?«

»Ich kann mir denken, wer Sie sind.«

»Ich wage zu behaupten, dass jeder in dieser Gegend von dem Unrecht spricht, dass mir widerfährt. Aber das kümmert ihn nicht. Er sorgt sich nur um eine Sache auf dieser Welt, und die können Sie ihm heute Nacht nehmen. Haben Sie eine Tasche?«

»Nein, gnädige Frau.«

»Schließen Sie die Jalousie hinter sich, damit niemand das Licht sieht. Sie sind in Sicherheit; die Diener schlafen alle im anderen Flügel. Ich kann Ihnen zeigen, wo die wertvollsten Stücke liegen. Sie können nicht alles mitnehmen, also müssen Sie sich das Beste aussuchen.«

Der Raum, in dem ich mich befand war lang und niedrig. Auf dem polierten Parkett lagen viele Teppiche und Felle. Überall standen Schaukästen herum und an den Wänden hingen Waffen und andere Dinge, die man auch in einem Museum findet. Es gab da auch ein paar ungewöhnliche Kleidungsstücke aus exotischen Ländern, und die Dame zog aus diesen einen großen Ledersack heraus.

»Dieser Sack wird genügen«, sagte sie. »Kommen Sie, ich zeige Ihnen, wo die Medaillen sind.«



Ich kam mir vor wie im Traum, wenn ich daran dachte, dass mich die weiß gekleidete Hausherrin beim Plündern ihres Heimes unterstützte. Ich hätte darüber lachen können, aber irgendetwas in ihrem blassen Gesicht hielt mich davon ab und versetzte mich in eine kühle, ernsthafte Stimmung. Sie schwebte vor mir wie ein Geist, mit der Kerze in der Hand, und ich folgte ihr mit dem Sack bis zum Ende dieses Museums. Die Tür dort war verschlossen, aber der Schlüssel steckte und sie führte mich hindurch.

Der Raum dahinter war kleiner. Die Wand rundherum bedeckte einem Vorhang, der mit einer Szene bemalt war, der Jagd auf einen Hirsch, und im flackernden Licht der Kerze schien mir, als würden die Hunde und Pferde sich tatsächlich bewegen. Ansonsten gab es in diesem Zimmer noch eine Reihe von Schaukästen aus Wallnussholz mit Messingornamenten. Die Deckel der Kästen bestanden aus Glas, darunter sah ich lange Reihen von Goldmedaillen auf rotem Samt liegen – einige davon waren so groß wie ein Teller und einen Zentimeter dick. Sie blitzten und blinkten in der Dunkelheit. Es juckte mich in allen Fingern, sie mir zu nehmen und ich steckte mein Messer unter das Schloss eines der Kästen, um es aufzuhebeln.

»Warten Sie einen Moment«, sagte sie und legte ihre Hand auf meinen Arm. »Ich habe eine bessere Idee.«

»Ich bin sehr zufrieden und danke Ihnen sehr für Ihre freundliche Unterstützung, gnädige Frau.«

»Ich habe eine bessere Idee«, wiederholte sie. »Wären nicht goldene Sovereigns für Sie wertvoller als diese Dinge?«

»Aber natürlich, das wäre das Allerbeste.«

»Nun, er schläft genau über uns. Es ist nur eine kurze Treppe. Unter seinem Bett befindet sich eine Metallkiste mit genug Geld, um diesen Sack zu füllen.«

»Wie kommen wir da 'ran, ohne ihn zu wecken?«

»Was macht es schon, wenn er aufwacht?« sagte sie mit einem sehr harten Blick. »Sie können ihn davon abhalten, nach Hilfe zu rufen.«

»Nein, mit so was will ich nichts zu tun haben.«

»Wie Sie wünschen. Sie schienen mir ein beherzter Mann zu sein, aber ich sehe, ich habe mich getäuscht. Wenn Sie Angst vor einem alten Mann haben, dann kommen Sie natürlich auch nicht an das Gold unter seinem Bett. Sie können sicher am besten beurteilen, was das Beste für Sie ist, aber ich meine, es wäre besser für Sie meinem Vorschlag zu folgen.«

»Ich habe bis jetzt noch keinen Mord auf dem Gewissen.«

»Sie können ihn sicher überwältigen, ohne ihm zu schaden. Ich habe nichts von einem Mord gesagt. Das Geld liegt unter seinem Bett. Aber wenn Sie ängstlich sind, dann sollten Sie es besser nicht versuchen.«

Sie behandelte mich mit Verachtung und lockte mich gleichzeitig mit seinem Gold, so dass ich fast bereit war, mein Glück da oben zu versuchen, wenn ich nicht gemerkt hätte, wie sie meinen inneren Kampf auf arglistige und bösertige Weise verfolgte. Offensichtlich wollte sie mich zum Werkzeug Ihrer Rache machen und sie würde mich in eine Situation

manövrieren, in der ich nur die Wahl hatte, den alten Mann zu verletzen, oder mich von ihm gefangen nehmen zu lassen. Sie merkte plötzlich, dass sie sich verriet und setzte ein freundliches Lächeln auf. Aber es war zu spät; ich war gewarnt.

»Ich werde nicht nach oben gehen, hier gibt es alles, was ich will«, sagte ich.

Sie sah mich mit Verachtung an; nie gab es je ein Gesicht, das mehr Geringschätzung ausdrückte.

»Also gut. Dann nehmen Sie diese Medaillen. Ich wäre erfreut, wenn Sie auf dieser Seite anfangen würden. Ich vermute, sie haben alle den gleichen Wert, wenn sie eingeschmolzen sind, aber diese hier sind die seltensten und haben daher den höchsten Wert für ihn. Es ist nicht nötig, die Schlösser aufzubrechen, wenn Sie auf den Messingknopf drücken, werden Sie eine geheime Feder finden; so! nehmen Sie die kleine hier zuerst – das ist seine Lieblingsmedaille, sein Ein und Alles.«

Sie hatte einen der Kästen geöffnet und die schönen Sachen lagen offen vor mir. Ich wollte mir gerade die eine nehmen, die sie mir gezeigt hatte, als sich plötzlich ihr Gesichtsausdruck änderte. Sie hob warnend einen Finger. »Psst!« flüsterte sie, »was ist das?«

In der Stille des Hauses hörten wir weit entfernt eine leises, schlurfendes Geräusch und entfernte Schritte. Sie schloss und sicherte den Schaukasten in einem Augenblick.

»Es ist mein Mann!« flüsterte sie. »Na schön, keine Bange. Ich kümmere mich darum. Hier! Schnell hinter den Wandteppich.«

Sie schob mich hinter den bemalten Vorhang. Den leeren Ledersack hatte ich immer noch in der Hand. Dann nahm sie die Kerze und ging in den Raum, durch den wir gekommen waren. Von meinem Standort aus konnte ich sie durch die offene Tür sehen.

»Bis du das Robert?« rief sie.

Das Licht der Kerze schien durch die Tür zum Museum, und die schlurfenden Schritte kamen näher. Dann sah ich ein Gesicht in der Tür, ein großes, ernstes Gesicht, mit Falten bedeckt und mit einer riesigen, gekrümmten Nase, auf der eine goldene Brille saß. Er hatte den Kopf zurückgelegt, um besser durch die Brille sehen zu können, und seine Nase ragte dabei aus seinem Gesicht wie der Schnabel eines Vogels. Er war ein großer, stämmiger Mann, so dass er, mit seinem Hausmantel bekleidet, die Tür vollständig auszufüllen schien. Ein Kranz grauer Haare zierte seinen Kopf, und er war glatt rasiert. Sein kleiner, spröder Mund wurde fast vollständig von seiner langen, dominierenden Nase verdeckt. Er stand da mit einer Kerze in der Hand und sah seine Frau mit einem merkwürdigen, tückischen Blick an. Man sah auf den ersten Blick, dass ihre einzige Gemeinsamkeit in ihrer gegenseitigen Abneigung bestand.

»Was ist los?« fragte er. »Eine neue Marotte? Warum geisterst du durch das Haus? Warum liegst du nicht in deinem Bett?«

»Ich konnte nicht schlafen«, antwortete sie schleppend und müde. Wenn sie wirklich einst Schauspielerin war, dann hatte sie nichts verlernt.

»Darf ich daran erinnern«, sagte er mit demselben Spott in der Stimme, »dass ein reines Gewissen sehr hilfreich beim Einschlafen ist?«

»Das kann nicht stimmen, denn du schläfst sehr gut.«

»Es gibt nur eine Sache in meinem Leben, für die ich mich schämen muss«, sagte er. Sein Haar stellte sich dabei vor Ärger auf, dass er fast aussah wie ein alter Kakadu. »Du weißt am besten, was ich meine. Es war ein Fehler, der seine Strafe in sich trug.«

»Das gilt auch für mich, vergiss das nicht!«

»Du hast kaum Grund, dich zu beklagen. Ich war es, der sich herabgelassen hat, und du bist aufgestiegen.«

»Aufgestiegen?«

»Jawohl, aufgestiegen. Du wirst mir doch nicht weismachen wollen, dass es kein Aufstieg war, die Music-Hall<sup>4</sup> gegen Mannering Hall auszutauschen. Ich war ein Narr, als ich dich aus deiner Welt zu mir holte.«

»Wenn du so denkst, warum trennst du dich dann nicht von mir.«

»Weil eine private Misere besser ist als eine öffentliche Bloßstellung. Weil es besser ist, unter einem Fehler zu leiden, als ihn sich einzugestehen. Und nicht zuletzt, damit ich immer ein Auge auf dich haben kann und du nicht zu ihm zurückgehen kannst.«

»Du Schuft! Du feiger Schuft!«

»Ja, meine Teuerste, ich kenne deine geheimen Wünsche. Aber solange ich lebe, wird das nie geschehen und ich werde dafür sorgen, dass du nach meinem Tod nur als Bettlerin zu ihm zurück kannst. Du und dein geliebter Edward werdet nie die Befriedigung haben, meine Ersparnisse zu verprassen zu können. Was ist mit dieser Jalousie und dem offenen Fenster?«

»Ich fand die Luft hier drin sehr stickig.«

»Das ist nicht sicher. Woher willst du wissen, dass sich da draußen kein Landstreicher herumtreibt. Ist dir klar, dass meine Sammlung die wertvollste ihrer Art auf der ganzen Welt ist? Du hast auch die Tür offen stehen lassen. Was gibt es jetzt noch, um irgendjemanden vom Plündern abzuhalten?«

»Ich bin da.«

»Das sehe ich. Ich habe Geräusche in dem Zimmer gehört, daher bin ich heruntergekommen. Was machst du hier?«

»Ich sehe mir die Medaillen an, was sonst könnte ich hier tun?«

»Dieses Interesse ist ja ganz was Neues.« Er sah sie misstrauisch an und bewegte sich in Richtung des Zimmers. Sie blieb an seiner Seite.

In diesem Augenblick sah ich etwas, das mich erschreckte. Ich hatte mein Klappmesser offen auf einen der Kästen gelegt, und da lag es noch; es war kaum zu übersehen. Sie entdeckte es vor ihm. Mit der Gewitztheit einer Frau hielt sie ihre Kerze so, dass das Licht zwischen die Augen Lord Mannerings und das Messer kam. Dann nahm sie es mit der linken Hand und verbarg es in den Falten ihres Mantels. Er sah sich einen Schaukasten nach dem anderen an – ich hätte einmal sogar seine lange Nase mit der Hand berühren können –, aber er fand nichts Verdächtiges, also schlurfte er knurrend und brummend in den anderen Raum zurück.

Nun muss ich berichten, was ich hörte, denn sehen konnte ich es nicht. Ich schwöre Ihnen, es ist die Wahrheit – so wahr, wie ich eines Tages vor meinem Schöpfer stehen werde.

Als sie in den anderen Raum gingen, sah ich, wie er seine Kerze auf einem Tisch abstellte und sich so auf einen Stuhl setzte, dass er gerade aus meinem Blickfeld verschwand. Sie trat hinter ihn, wie ich an dem unförmigen Schatten vor seinen Füßen erkennen konnte. Er begann von diesem Edward zu sprechen, und jedes Wort das er sagte, musste sie treffen, wie ein Spritzer Schwefelsäure. Er sprach leise, so dass ich nicht alles verstehen konnte, doch ich entnahm seinen Worten, dass er vorhatte, sie mit der Peitsche zu züchtigen. Zuerst hatte sie einige scharfe Worte erwidert, doch dann war sie still. Er fuhr fort, mit kalter, spöttischer Stimme an ihr herumzunörgeln, sie zu beleidigen und zu quälen. Ich war erstaunt, dass sie einfach nur still dastand und zuhörte. Dann sagte er plötzlich mit lauter Stimme: »Geh da hinter mir weg! Lass meinen Kragen los! Was? Du wagst es, mich zu schlagen?« Ich hörte das Geräusch eines Schlages, einen dumpfen Aufprall, und dann schrie er auf: »Mein Gott, ich blute!« Er bewegte seine Beine, als ob er aufstehen wollte, dann hörte ich einen weiteren Schlag und er schrie auf: »Du Teufelin!« Danach war es still, lediglich ein leises Tröpfeln und Plätschern auf dem Boden war noch zu hören.

Von Entsetzen geschüttelt kam ich aus meinem Versteck hervor und rannte in den anderen Raum. Der alte Mann war von seinem Stuhl heruntergerutscht, dabei hatte sich sein Mantel nach oben geschoben, so dass man meinen konnte, er hätte einen Buckel. Die Brille saß immer noch auf seiner Nase, obwohl sein Kopf seitlich nach unten hing, und sein kleiner Mund war geöffnet, wie der eines toten Fisches. Ich konnte nicht erkennen, woher das Blut kam, aber ich hörte immer noch das Tröpfeln auf den Boden. Sie stand hinter ihm und ich konnte ihr Gesicht im Schein der Kerze genau erkennen. Ihre Lippen waren zusammengepresst, aber ihre Augen leuchteten und ihre Wangen waren leicht gerötet. So schien sie die schönste Frau zu sein, die ich in meinem Leben je gesehen hatte.

»Sie haben es getan!« sagte ich.

»Ja, ich habe es endlich getan.«

»Was werden Sie jetzt tun? Man wird Sie für den Mord zur Verantwortung ziehen!«

»Sorgen Sie sich nicht um mich, ich habe nichts, wofür es sich zu leben lohnt. Es spielt keine Rolle. Helfen Sie mir, ihn in seinen Stuhl zu setzen. Es ist schrecklich, ihn so zu sehen.«

Ich tat es und es fröstelte mich, als ich ihn berührte. Etwas von seinem Blut kam an meine Hand und das ekelte mich.

»Nun, ist es egal, wer die Medaillen bekommt. Nehmen Sie sie und gehen Sie.«

»Ich will sie nicht, ich will nur fort. An so etwas war ich noch nie beteiligt.«

»Unsinn!« sagte sie. »Sie kamen wegen der Medaillen und hier sind sie zu Ihrer Verfügung. Warum wollen Sie sie liegenlassen? Niemand wird Sie hindern.«

Ich hatte den Sack immer noch in der Hand. Sie öffnete eine Vitrine und ich warf an die einhundert Stück in den Sack, alle aus diesem einen Kasten. Dann konnte ich es nicht

länger aushalten, denn nach allem, was ich gesehen und gehört hatte, schien die Atmosphäre dieses Hauses mich zu vergiften. Ich ging zum Fenster. Als ich zurückblickte, sah ich sie dort stehen, groß und anmutig, mit der Kerze in der Hand, genau so, wie ich sie beim ersten Mal gesehen hatte. Sie winkte zum Abschied und ich winkte zurück, dann sprang ich aus dem Fenster auf den gekiesten Weg.

Ich danke Gott, dass ich mit der Hand auf meinem Herzen sagen kann, dass ich noch nie einen Mord begangen habe. Vielleicht wäre das heute anders, wenn ich in der Lage gewesen wäre, die Gedanken dieser Frau zu lesen. Wenn ich ihr letztes Lächeln durchschaut hätte, dann könnte es sein, dass man dort zwei Körper gefunden hätte, anstelle von einem. Aber ich dachte an nichts anderes, als schleunigst das Weite zu suchen und es kam mir gar nicht in den Sinn, dass Sie gerade dabei war, mir den Strick um den Hals zu legen. Ich hatte noch keine fünf Schritte auf dem Weg, den ich gekommen war, getan, als ich einen Schrei hörte, der geeignet war, die gesamte Gemeinde zu wecken; dann noch einen und noch einen.

»Mörder!« schrie sie. »Mörder! Mörder! Hilfe!« schallte ihre Stimme durch die stille Nacht über die ganze Umgebung. Dieser fürchterliche Schrei fuhr mir in die Glieder. In einem Moment wurden Lichter angezündet und Fenster geöffnet, nicht nur im Haus hinter mir, sondern auch im Pförtnerhaus und beim Stall. Wie ein erschreckter Hase rannte ich die Auffahrt hinab, aber ich hörte an einem lauten Klirren, dass man das Tor geschlossen hatte. Ich versteckte den Sack mit den Medaillen in einem Gebüsch und versuchte quer durch den Park zu fliehen. Irgendjemand sah mich im Mondlicht, und sofort klebte ein halbes Dutzend von ihnen mit Hunden an meinen Fersen. Ich kroch durch ein Dornengestrüpp, aber es waren zu viele Hunde hinter mir her. Ich hatte das Glück, dass die Männer gleich da waren und verhinderten, dass die Hunde mich in Stücke rissen. Sie nahmen mich fest und brachten mich zurück in den Raum, aus dem ich gekommen war.

»Ist dies der Mann, gnädige Frau?« fragte der älteste von ihnen – wie ich später erfuhr, war es der Butler.

Sie hatte sich über den Körper gebeugt und trocknete mit einem Taschentuch ihre Tränen, bevor sie sich mit größter Wut zu mir wandte. Ja, sie war eine hervorragende Schauspielerin.

»Ja, ja, das ist der Mann«, schrie sie. »Oh Sie Verbrecher, Sie brutaler Verbrecher, wie konnten Sie das dem alten Mann antun?«

Der Mann, anscheinend der örtliche Polizist, legte seine Hand auf meine Schulter.

»Was haben Sie dazu zu sagen?« fragte er.

»Sie hat es getan«, schrie ich und zeigte auf die Frau, die jedoch meinem Blick standhielt.

»Ach kommen Sie, versuchen Sie es noch mal«, sagte der Polizist und einer der Diener verpasste mir mit der Faust einen Schlag in den Rücken.

»Ich sage nur, was ich gesehen habe. Sie stach ihn zweimal mit einem Messer. Zuerst half sie mir, ihn auszuplündern, und dann brachte sie ihn um.«

Der Diener versuchte erneut, mich zu schlagen, aber sie hob ihre Hand.

»Schlagen Sie in nicht. Ich denke, wir können die Bestrafung getrost dem Gesetz überlassen.«

»Dafür will ich sorgen, gnädige Frau«, sagte der Polizist. »Haben Sie gesehen, wie das Verbrechen verübt wurde?«

»Ja, ja, ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Wir hörten ein Geräusch und kamen herunter. Mein armer Gatte ging voraus. Der Mann hatte gerade eine Vitrine geöffnet und warf die Medaillen in einen schwarzen Lederbeutel. Er wollte an uns vorbeilaufen, aber mein Mann packte ihn. Es gab einen Kampf und er stach zweimal zu. Da, Sie können noch das Blut an seinen Händen sehen. Wenn ich mich nicht irre, steckt das Messer immer noch in Lord Mannerings Körper.«

»Sehen Sie sich doch das Blut an *ihren* Händen an!« schrie ich.

»Sie hat den Kopf des Lords hochgehalten, Sie verlogener Verbrecher!« sagte der Butler.

»Und hier ist der Sack, von dem die Dame sprach«, sagte der Polizist, als ein Knecht mit dem Sack hereinkam, den ich auf meiner Flucht verborgen hatte. »Darin sind die Medaillen. Das genügt mir. Wir werden ihn heute Nacht hier einsperren und morgen kommt ein Inspektor aus Salisbury, der ihn mitnehmen wird.«

»Arme Geschöpf«, sagte die Frau, »Ich für meinen Teil vergebe ihm das, was er mir angetan hat. Wer weiß, welche Versuchung ihn zum Verbrechen gelockt hat? Sein Gewissen und das Gesetz werden ihn angemessen bestrafen, es ist nicht nötig, die Strafe durch irgendwelche Vorwürfe meinerseits noch zu verschärfen.«

Ich war sprachlos – ich sage Ihnen, mein Herr, ich war vollkommen sprachlos, so verblüfft war ich von der Dreistigkeit dieser Frau. Die anderen nahmen mein Schweigen natürlich als Bestätigung Ihrer Worte. Der Polizist und der Butler brachten mich in den Keller, wo ich für die Nacht eingesperrt wurde.

Das, mein Herr, ist die vollständige Geschichte der Ereignisse, die zur Ermordung von Lord Mannering durch seine Frau in der Nacht des 14. September 1894 führten. Vielleicht legen Sie die Aussage zur Seite, so wie der Polizist in Mannering Towers und der Richter es taten. Oder Sie erkennen die Wahrheit in meiner Geschichte, verfolgen den Fall weiter und machen sich einen Namen als Mann, der keine Mühen scheut, wenn es darum geht, Gerechtigkeit walten zu lassen. Sie sind der einzige, von dem ich Hilfe bekommen kann, um meinen Namen von dieser falschen Beschuldigung reinzuwaschen. Wenn es Ihnen gelingt, dann werde ich Ihnen über alle Maßen die gebührende Wertschätzung erweisen. Aber wenn Sie mich im Stich lassen, dann verspreche ich Ihnen feierlich, dass ich mich noch in diesen Monat an meinem Zellenfenster erhängen werde. Und dann werde ich zurückkehren und Sie in Ihren Träumen verfolgen, sofern es einem Menschen möglich ist, einen anderen als Geist heimzusuchen. Worum ich Sie bitte, ist sehr einfach. Ziehen Sie Erkundigungen über diese Frau ein, beobachten Sie sie, forschen Sie nach ihrer Herkunft, stellen Sie fest, was sie mit dem geerbten Geld macht und ob es diesen Edward, von dem ich berichtet habe, wirklich gibt. Von all dem werden Sie ihren wahren

Charakter erkennen, und dass dieser zu der Geschichte passt, die ich Ihnen erzählt habe. Dann, da bin ich sicher, werden Sie als integrierter Mann für die Rettung eines Unschuldigen sorgen.

---

- 1 Der Originaltitel lautet ›B. 24‹. In den Buchausgaben von 1908 (New York oder London) erscheint der Untertitel ›As addressed to Major Merivale, inspector of prisons‹ *nicht*. Es ist unklar, was damit gemeint ist, wahrscheinlich die Zellen- oder Häftlingsnummer. Daher find' ich ›Ein Einbruch‹ passender.
- 2 Merton Cross business: Die Bedeutung des Begriffs ist unklar, wahrscheinlich handelt es sich um die krummen Geschäfte einer Gaunerbande in einem Vorort von London (1900!, heute ein Stadtteil).
- 3 Ein mit Wachs beschichteter Docht wird auf eine Spule in der ›Lampe‹ gewickelt. Ein Ende wird nach oben durch ein über der Spule abgebrachtes Blech gesteckt und angezündet.
- 4 Ein schwer zu übersetzendes Wortspiel: Music-Hall → Mannering Hall. Daher wird hier auf eine Übersetzung (in ›Konzerthalle‹ oder ›Variete-Theater‹) verzichtet.

## Quellen

Die Sammlung ›Round the Fire Stories‹ wurde 1908 in London und New York veröffentlicht. Alle Geschichten sind schon vorher in verschiedenen Zeitschriften erschienen. Die Titel wurden für die Buchausgabe in der Regel gegenüber dem Original gekürzt und in einem Fall sogar geändert.

1. Der Ledertrichter

*The Leather Funnel*, Nov. 1902 – *McClure's Magazine* – 5 Illustr. von *André Castaigne* (1860-1929)  
Veröffentlichung im Juni 1903 – *The Strand Magazine* – 4 Illustr. von *A. Forestier*

2. Der Käfersammler

*The Story of the the Beetle-Hunter*, Juni 1898 – *The Strand Magazine* – 8 Illustr. von *Archibald S. Hartrick* (1864-1950)

3. Der Mann mit den Uhren

*The Story of the Man with the Watches*, Juli 1898 – *The Strand Magazine* – 7 Illustr. von *Frank Craig* (1874-1918)

4. Das Glas Kaviar

*The Pot of Caviare*, März 1908 – *The Strand Magazine* – 3 Illustr. von *Richard Caton Woodville* (1856-1927)

5. Das schwarz lackierte Kästchen

*The Story of the Japanned Box*, Jan. 1899 – *The Strand Magazine* – 7 Illustr. von *Sidney Paget* (1860-1908)

6. Der schwarze Doktor

*The Story of the Black Doctor*, Okt. 1898 – *The Strand Magazine* – 7 Illustr. von *Joseph Finnemore* (1860-1939)

7. Spiel mit dem Feuer

*Playing with Fire*, März 1900 – *The Strand Magazine* – 6 Illustr. von *Sidney Paget*

8. Die jüdische Brustplatte

*The Story of the Jew's Breastplate*, Feb. 1899 – *The Strand Magazine* – 8 Illustr. von *Sidney Paget*

9. Der verschwundene Sonderzug

*The Story of the Lost Special*, Aug. 1898. – *The Strand Magazine* – 7 Illustr. von *Max Cowper* (1860-1911)

10. Der klumpfüßige Händler

*The Story of the Club-footed Grocer*, Nov. 1898 – *The Strand Magazine* – 7 Illustr. von *Sidney Paget*

11. Der versiegelte Raum

*The Story of the Sealed Room*, Sep. 1898 – *The Strand Magazine* – 7 Illustr. von *Claude A. Shepperson* (1867-1921)

12. Die brasilianische Katze

*The Story of the Brazilian Cat*, Dez. 1898 – *The Strand Magazine* – 10 Illustr. von *Sidney Paget*

13. Der Hilfslehrer an der ›Lea House School‹

*The Story of the Latin Tutor*, April 1899 – *The Strand Magazine* – 9 Illustr. von *Sidney Paget*  
In vorliegendem Buch und allen späteren Publikationen: *The Usher of Lea House School*

14. Die braune Hand



*The Story of the Brown Hand*,<sup>Mai 1899</sup> – *The Strand Magazine* – <sup>7</sup> Illustr. von *Sidney Paget*

15. Der Teufel aus der Käferei

*The Fiend of the Cooperage*,<sup>Okt. 1897</sup> – *The Manchester Weekly Times*

Erste illustrierte Publikation: Okt. 1998 – *Ainslee's Magazine* – <sup>5</sup> Illustr. von *Russell*

16. Jellands Reise

*Jelland's Voyage*,<sup>Nov. 1892</sup> – *Harper's Weekly* and *Phil May's Illustrated Winter Annual*

17. Ein Einbruch

*The Story of B. 24*,<sup>März 1899</sup> – *The Strand Magazine* – <sup>7</sup> Illustr. von *Sidney Paget*

Bei Erstveröffentlichung mit Untertitel: *As addressed to Major Merivale, inspector of prisons*

-

ROUND THE FIRE  
STORIES

BY  
ARTHUR CONAN DOYLE

*WITH A FRONTISPIECE*  
*BY A. CASTAIGNE*  
1908



## PREFACE

In a previous volume, "The Green Flag," I have assembled a number of my stories which deal with warfare or with sport. In the present collection those have been brought together which are concerned with the grotesque and with the terrible—such tales as might well be read "round the fire" upon a winter's night. This would be my ideal atmosphere for such stories, if an author might choose his time and place as an artist does the light and hanging of his picture. However, if they have the good fortune to give pleasure to any one, at any time or place, their author will be very satisfied.

ARTHUR CONAN DOYLE.

Windlesham,  
Crowborough.

## CONTENTS

- I. [The Leather Funnel](#)
- II. [The Beetle-Hunter](#)
- III. [The Man with the Watches](#)
- IV. [The Pot of Caviare](#)
- V. [The Japanned Box](#)
- VI. [The Black Doctor](#)
- VII. [Playing with Fire](#)
- VIII. [The Jew's Breastplate](#)
- IX. [The Lost Special](#)
- X. [The Club-footed Grocer](#)
- XI. [The Sealed Room](#)
- XII. [The Brazilian Cat](#)
- XIII. [The Usher of Lea House School](#)
- XIV. [The Brown Hand](#)
- XV. [The Fiend of the Cooperage](#)
- XVI. [Jelland's Voyage](#)
- XVII. [B. 24](#)

"I burst with a Shriek into my own Life." *Frontispice.*  
(From a drawing by A. Castaigne.)

## THE LEATHER FUNNEL

My friend, Lionel Dacre, lived in the Avenue de Wagram, Paris. His house was that small one, with the iron railings and grass plot in front of it, on the left-hand side as you pass down from the Arc de Triomphe. I fancy that it had been there long before the avenue was constructed, for the grey tiles were stained with lichens, and the walls were mildewed and discoloured with age. It looked a small house from the street, five windows in front, if I remember right, but it deepened into a single long chamber at the back. It was here that Dacre had that singular library of occult literature, and the fantastic curiosities which served as a hobby for himself, and an amusement for his friends. A wealthy man of refined and eccentric tastes, he had spent much of his life and fortune in gathering together what was said to be a unique private collection of Talmudic, cabalistic, and magical works, many of them of great rarity and value. His tastes leaned toward the marvellous and the monstrous, and I have heard that his experiments in the direction of the unknown have passed all the bounds of civilization and of decorum. To his English friends he never alluded to such matters, and took the tone of the student and virtuoso; but a Frenchman whose tastes were of the same nature has assured me that the worst excesses of the black mass have been perpetrated in that large and lofty hall, which is lined with the shelves of his books, and the cases of his museum.

Dacre's appearance was enough to show that his deep interest in these psychic matters was intellectual rather than spiritual. There was no trace of asceticism upon his heavy face, but there was much mental force in his huge, dome-like skull, which curved upward from amongst his thinning locks, like a snowpeak above its fringe of fir trees. His knowledge was greater than his wisdom, and his powers were far superior to his character. The small bright eyes, buried deeply in his fleshy face, twinkled with intelligence and an unabated curiosity of life, but they were the eyes of a sensualist and an egotist. Enough of the man, for he is dead now, poor devil, dead at the very time that he had made sure that he had at last discovered the elixir of life. It is not with his complex character that I have to deal, but with the very strange and inexplicable incident which had its rise in my visit to him in the early spring of the year '82.

I had known Dacre in England, for my researches in the Assyrian Room of the British Museum had been conducted at the time when he was endeavouring to establish a mystic and esoteric meaning in the Babylonian tablets, and this community of interests had brought us together. Chance remarks had led to daily conversation, and that to something verging upon friendship. I had promised him that on my next visit to Paris I would call upon him. At the time when I was able to fulfil my compact I was living in a cottage at Fontainebleau, and as the evening trains were inconvenient, he asked me to spend the night in his house.

"I have only that one spare couch," said he, pointing to a broad sofa in his large salon; "I hope that you will manage to be comfortable there."

It was a singular bedroom, with its high walls of brown volumes, but there could be no more agreeable furniture to a bookworm like myself, and there is no scent so pleasant to my nostrils as that faint, subtle reek which comes from an ancient book. I assured him that I could desire no more charming chamber, and no more congenial surroundings.

"If the fittings are neither convenient nor conventional, they are at least costly," said he, looking round at his shelves. "I have expended nearly a quarter of a million of money upon these objects which surround you. Books, weapons, gems, carvings, tapestries, images—there is hardly a thing here which has not its history, and it is generally one worth telling."

He was seated as he spoke at one side of the open fire-place, and I at the other. His reading-table was on his right, and the strong lamp above it ringed it with a very vivid circle of golden light. A half-rolled palimpsest lay in the centre, and around it were many quaint articles of bric-a-brac. One of these was a large funnel, such as is used for filling wine casks. It appeared to be made of black wood, and to be rimmed with discoloured brass.

"That is a curious thing," I remarked. "What is the history of that?"

"Ah!" said he, "it is the very question which I have had occasion to ask myself. I would give a good deal to know. Take it in your hands and examine it."

I did so, and found that what I had imagined to be wood was in reality leather, though age had dried it into an extreme hardness. It was a large funnel, and might hold a quart when full. The brass rim encircled the wide end, but the narrow was also tipped with metal.

"What do you make of it?" asked Dacre.

"I should imagine that it belonged to some vintner or maltster in the Middle Ages," said I. "I have seen in England leathern drinking flagons of the seventeenth century—'black jacks' as they were called—which were of the same colour and hardness as this filler."

"I dare say the date would be about the same," said Dacre, "and, no doubt, also, it was used for filling a vessel with liquid. If my suspicions are correct, however, it was a queer vintner who used it, and a very singular cask which was filled. Do you observe nothing strange at the spout end of the funnel?"

As I held it to the light I observed that at a spot some five inches above the brass tip the narrow neck of the leather funnel was all haggled and scored, as if someone had notched it round with a blunt knife. Only at that point was there any roughening of the dead black surface.

"Someone has tried to cut off the neck."

"Would you call it a cut?"

"It is torn and lacerated. It must have taken some strength to leave these marks on such tough material, whatever the instrument may have been. But what do you think of it? I can tell that you know more than you say."

Dacre smiled, and his little eyes twinkled with knowledge.

“Have you included the psychology of dreams among your learned studies?” he asked.

“I did not even know that there was such a psychology.”

“My dear sir, that shelf above the gem case is filled with volumes, from Albertus Magnus onward, which deal with no other subject. It is a science in itself.”

“A science of charlatans!”

“The charlatan is always the pioneer. From the astrologer came the astronomer, from the alchemist the chemist, from the mesmerist the experimental psychologist. The quack of yesterday is the professor of tomorrow. Even such subtle and elusive things as dreams will in time be reduced to system and order. When that time comes the researches of our friends on the bookshelf yonder will no longer be the amusement of the mystic, but the foundations of a science.”

“Supposing that is so, what has the science of dreams to do with a large, black, brass-rimmed funnel?”

“I will tell you. You know that I have an agent who is always on the look-out for rarities and curiosities for my collection. Some days ago he heard of a dealer upon one of the Quais who had acquired some old rubbish found in a cupboard in an ancient house at the back of the Rue Mathurin, in the Quartier Latin. The dining-room of this old house is decorated with a coat of arms, chevrons, and bars rouge upon a field argent, which prove, upon inquiry, to be the shield of Nicholas de la Reynie, a high official of King Louis XIV. There can be no doubt that the other articles in the cupboard date back to the early days of that king. The inference is, therefore, that they were all the property of this Nicholas de la Reynie, who was, as I understand, the gentleman specially concerned with the maintenance and execution of the Draconic laws of that epoch.”

“What then?”

“I would ask you now to take the funnel into your hands once more and to examine the upper brass rim. Can you make out any lettering upon it?”

There were certainly some scratches upon it, almost obliterated by time. The general effect was of several letters, the last of which bore some resemblance to a B.

“You make it a B?”

“Yes, I do.”

“So do I. In fact, I have no doubt whatever that it is a B.”

“But the nobleman you mentioned would have had R for his initial.”

“Exactly! That’s the beauty of it. He owned this curious object, and yet he had someone else’s initials upon it. Why did he do this?”

“I can’t imagine; can you?”

“Well, I might, perhaps, guess. Do you observe something drawn a little farther along the rim?”

“I should say it was a crown.”

“It is undoubtedly a crown; but if you examine it in a good light, you will convince yourself that it is not an ordinary crown. It is a heraldic crown—a badge of rank, and it consists of an alternation of four pearls and strawberry leaves, the proper badge of a



marquis. We may infer, therefore, that the person whose initials end in B was entitled to wear that coronet."

"Then this common leather filler belonged to a marquis?"

Dacre gave a peculiar smile.

"Or to some member of the family of a marquis," said he. "So much we have clearly gathered from this engraved rim."

"But what has all this to do with dreams?" I do not know whether it was from a look upon Dacre's face, or from some subtle suggestion in his manner, but a feeling of repulsion, of unreasoning horror, came upon me as I looked at the gnarled old lump of leather.

"I have more than once received important information through my dreams," said my companion in the didactic manner which he loved to affect. "I make it a rule now when I am in doubt upon any material point to place the article in question beside me as I sleep, and to hope for some enlightenment. The process does not appear to me to be very obscure, though it has not yet received the blessing of orthodox science. According to my theory, any object which has been intimately associated with any supreme paroxysm of human emotion, whether it be joy or pain, will retain a certain atmosphere or association which it is capable of communicating to a sensitive mind. By a sensitive mind I do not mean an abnormal one, but such a trained and educated mind as you or I possess."

"You mean, for example, that if I slept beside that old sword upon the wall, I might dream of some bloody incident in which that very sword took part?"

"An excellent example, for, as a matter of fact, that sword was used in that fashion by me, and I saw in my sleep the death of its owner, who perished in a brisk skirmish, which I have been unable to identify, but which occurred at the time of the wars of the Frondists. If you think of it, some of our popular observances show that the fact has already been recognized by our ancestors, although we, in our wisdom, have classed it among superstitions."

"For example?"

"Well, the placing of the bride's cake beneath the pillow in order that the sleeper may have pleasant dreams. That is one of several instances which you will find set forth in a small brochure which I am myself writing upon the subject. But to come back to the point, I slept one night with this funnel beside me, and I had a dream which certainly throws a curious light upon its use and origin."

"What did you dream?"

"I dreamed——" He paused, and an intent look of interest came over his massive face. "By Jove, that's well thought of," said he. "This really will be an exceedingly interesting experiment. You are yourself a psychic subject—with nerves which respond readily to any impression."

"I have never tested myself in that direction."

"Then we shall test you tonight. Might I ask you as a very great favour, when you occupy that couch tonight, to sleep with this old funnel placed by the side of your pillow?"

The request seemed to me a grotesque one; but I have myself, in my complex nature, a hunger after all which is bizarre and fantastic. I had not the faintest belief in Dacre's theory, nor any hopes for success in such an experiment; yet it amused me that the experiment should be made. Dacre, with great gravity, drew a small stand to the head of my settee, and placed the funnel upon it. Then, after a short conversation, he wished me good night and left me.

I sat for some little time smoking by the smouldering fire, and turning over in my mind the curious incident which had occurred, and the strange experience which might lie before me. Sceptical as I was, there was something impressive in the assurance of Dacre's manner, and my extraordinary surroundings, the huge room with the strange and often sinister objects which were hung round it, struck solemnity into my soul. Finally I undressed, and turning out the lamp, I lay down. After long tossing I fell asleep. Let me try to describe as accurately as I can the scene which came to me in my dreams. It stands out now in my memory more clearly than anything which I have seen with my waking eyes. There was a room which bore the appearance of a vault. Four spandrels from the corners ran up to join a sharp, cup-shaped roof. The architecture was rough, but very strong. It was evidently part of a great building.

Three men in black, with curious, top-heavy, black velvet hats, sat in a line upon a red-carpeted dais. Their faces were very solemn and sad. On the left stood two long-gowned men with port-folios in their hands, which seemed to be stuffed with papers. Upon the right, looking toward me, was a small woman with blonde hair and singular, light-blue eyes—the eyes of a child. She was past her first youth, but could not yet be called middle-aged. Her figure was inclined to stoutness and her bearing was proud and confident. Her face was pale, but serene. It was a curious face, comely and yet feline, with a subtle suggestion of cruelty about the straight, strong little mouth and chubby jaw. She was draped in some sort of loose, white gown. Beside her stood a thin, eager priest, who whispered in her ear, and continually raised a crucifix before her eyes. She turned her head and looked fixedly past the crucifix at the three men in black, who were, I felt, her judges.

As I gazed the three men stood up and said something, but I could distinguish no words, though I was aware that it was the central one who was speaking. They then swept out of the room, followed by the two men with the papers. At the same instant several rough-looking fellows in stout jerkins came bustling in and removed first the red carpet, and then the boards which formed the dais, so as to entirely clear the room. When this screen was removed I saw some singular articles of furniture behind it. One looked like a bed with wooden rollers at each end, and a winch handle to regulate its length. Another was a wooden horse. There were several other curious objects, and a number of swinging cords which played over pulleys. It was not unlike a modern gymnasium.

When the room had been cleared there appeared a new figure upon the scene. This was a tall, thin person clad in black, with a gaunt and austere face. The aspect of the man made me shudder. His clothes were all shining with grease and mottled with stains. He bore himself with a slow and impressive dignity, as if he took command of all things from the

instant of his entrance. In spite of his rude appearance and sordid dress, it was now his business, his room, his to command. He carried a coil of light ropes over his left forearm. The lady looked him up and down with a searching glance, but her expression was unchanged. It was confident—even defiant. But it was very different with the priest. His face was ghastly white, and I saw the moisture glisten and run on his high, sloping forehead. He threw up his hands in prayer and he stooped continually to mutter frantic words in the lady's ear.

The man in black now advanced, and taking one of the cords from his left arm, he bound the woman's hands together. She held them meekly toward him as he did so. Then he took her arm with a rough grip and led her toward the wooden horse, which was little higher than her waist. On to this she was lifted and laid, with her back upon it, and her face to the ceiling, while the priest, quivering with horror, had rushed out of the room. The woman's lips were moving rapidly, and though I could hear nothing I knew that she was praying. Her feet hung down on either side of the horse, and I saw that the rough varlets in attendance had fastened cords to her ankles and secured the other ends to iron rings in the stone floor.

My heart sank within me as I saw these ominous preparations, and yet I was held by the fascination of horror, and I could not take my eyes from the strange spectacle. A man had entered the room with a bucket of water in either hand. Another followed with a third bucket. They were laid beside the wooden horse. The second man had a wooden dipper—a bowl with a straight handle—in his other hand. This he gave to the man in black. At the same moment one of the varlets approached with a dark object in his hand, which even in my dream filled me with a vague feeling of familiarity. It was a leathern filler. With horrible energy he thrust it—but I could stand no more. My hair stood on end with horror. I writhed, I struggled, I broke through the bonds of sleep, and I burst with a shriek into my own life, and found myself lying shivering with terror in the huge library, with the moonlight flooding through the window and throwing strange silver and black traceries upon the opposite wall. Oh, what a blessed relief to feel that I was back in the nineteenth century—back out of that mediaeval vault into a world where men had human hearts within their bosoms. I sat up on my couch, trembling in every limb, my mind divided between thankfulness and horror. To think that such things were ever done—that they could be done without God striking the villains dead. Was it all a fantasy, or did it really stand for something which had happened in the black, cruel days of the world's history? I sank my throbbing head upon my shaking hands. And then, suddenly, my heart seemed to stand still in my bosom, and I could not even scream, so great was my terror. Something was advancing toward me through the darkness of the room.

It is a horror coming upon a horror which breaks a man's spirit. I could not reason, I could not pray; I could only sit like a frozen image, and glare at the dark figure which was coming down the great room. And then it moved out into the white lane of moonlight, and I breathed once more. It was Dacre, and his face showed that he was as frightened as myself.

“Was that you? For God's sake what's the matter?” he asked in a husky voice.

“Oh, Dacre, I am glad to see you! I have been down into hell. It was dreadful.”

“Then it was you who screamed?”

“I dare say it was.”

“It rang through the house. The servants are all terrified.” He struck a match and lit the lamp. “I think we may get the fire to burn up again,” he added, throwing some logs upon the embers. “Good God, my dear chap, how white you are! You look as if you had seen a ghost.”

“So I have—several ghosts.”

“The leather funnel has acted, then?”

“I wouldn’t sleep near the infernal thing again for all the money you could offer me.”

Dacre chuckled.

“I expected that you would have a lively night of it,” said he. “You took it out of me in return, for that scream of yours wasn’t a very pleasant sound at two in the morning. I suppose from what you say that you have seen the whole dreadful business.”

“What dreadful business?”

“The torture of the water—the ‘Extraordinary Question,’ as it was called in the genial days of ‘Le Roi Soleil.’ Did you stand it out to the end?”

“No, thank God, I awoke before it really began.”

“Ah! it is just as well for you. I held out till the third bucket. Well, it is an old story, and they are all in their graves now, anyhow, so what does it matter how they got there? I suppose that you have no idea what it was that you have seen?”

“The torture of some criminal. She must have been a terrible malefactor indeed if her crimes are in proportion to her penalty.”

“Well, we have that small consolation,” said Dacre, wrapping his dressing-gown round him and crouching closer to the fire. “They WERE in proportion to her penalty. That is to say, if I am correct in the lady’s identity.”

“How could you possibly know her identity?”

For answer Dacre took down an old vellum-covered volume from the shelf.

“Just listen to this,” said he; “it is in the French of the seventeenth century, but I will give a rough translation as I go. You will judge for yourself whether I have solved the riddle or not.

“‘The prisoner was brought before the Grand Chambers and Tournelles of Parliament, sitting as a court of justice, charged with the murder of Master Dreux d’Aubray, her father, and of her two brothers, MM. d’Aubray, one being civil lieutenant, and the other a counsellor of Parliament. In person it seemed hard to believe that she had really done such wicked deeds, for she was of a mild appearance, and of short stature, with a fair skin and blue eyes. Yet the Court, having found her guilty, condemned her to the ordinary and to the extraordinary question in order that she might be forced to name her accomplices, after which she should be carried in a cart to the Place de Greve, there to have her head cut off, her body being afterwards burned and her ashes scattered to the winds.’

“The date of this entry is July 16, 1676.”

“It is interesting,” said I, “but not convincing. How do you prove the two women to be the same?”

“I am coming to that. The narrative goes on to tell of the woman’s behaviour when questioned. ‘When the executioner approached her she recognized him by the cords which he held in his hands, and she at once held out her own hands to him, looking at him from head to foot without uttering a word.’ How’s that?”

“Yes, it was so.”

“She gazed without wincing upon the wooden horse and rings which had twisted so many limbs and caused so many shrieks of agony. When her eyes fell upon the three pails of water, which were all ready for her, she said with a smile, “All that water must have been brought here for the purpose of drowning me, Monsieur. You have no idea, I trust, of making a person of my small stature swallow it all.” Shall I read the details of the torture?”

“No, for Heaven’s sake, don’t.”

“Here is a sentence which must surely show you that what is here recorded is the very scene which you have gazed upon tonight: ‘The good Abbe Pirot, unable to contemplate the agonies which were suffered by his penitent, had hurried from the room.’ Does that convince you?”

“It does entirely. There can be no question that it is indeed the same event. But who, then, is this lady whose appearance was so attractive and whose end was so horrible?”

For answer Dacre came across to me, and placed the small lamp upon the table which stood by my bed. Lifting up the ill-omened filler, he turned the brass rim so that the light fell full upon it. Seen in this way the engraving seemed clearer than on the night before.

“We have already agreed that this is the badge of a marquis or of a marquise,” said he. “We have also settled that the last letter is B.”

“It is undoubtedly so.”

“I now suggest to you that the other letters from left to right are, M, M, a small d, A, a small d, and then the final B.”

“Yes, I am sure that you are right. I can make out the two small d’s quite plainly.”

“What I have read to you tonight,” said Dacre, “is the official record of the trial of Marie Madeleine d’Aubray, Marquise de Brinvilliers, one of the most famous poisoners and murderers of all time.”

I sat in silence, overwhelmed at the extraordinary nature of the incident, and at the completeness of the proof with which Dacre had exposed its real meaning. In a vague way I remembered some details of the woman’s career, her unbridled debauchery, the cold-blooded and protracted torture of her sick father, the murder of her brothers for motives of petty gain. I recollected also that the bravery of her end had done something to atone for the horror of her life, and that all Paris had sympathized with her last moments, and blessed her as a martyr within a few days of the time when they had cursed her as a murderess. One objection, and one only, occurred to my mind.

“How came her initials and her badge of rank upon the filler? Surely they did not carry their mediaeval homage to the nobility to the point of decorating instruments of torture with their titles?”

“I was puzzled with the same point,” said Dacre, “but it admits of a simple explanation. The case excited extraordinary interest at the time, and nothing could be more natural than that La Reynie, the head of the police, should retain this filler as a grim souvenir. It was not often that a marchioness of France underwent the extraordinary question. That he should engrave her initials upon it for the information of others was surely a very ordinary proceeding upon his part.”

“And this?” I asked, pointing to the marks upon the leathern neck.

“She was a cruel tigress,” said Dacre, as he turned away. “I think it is evident that like other tigresses her teeth were both strong and sharp.”

## THE BEETLE-HUNTER

A curious experience? said the Doctor. Yes, my friends, I have had one very curious experience. I never expect to have another, for it is against all doctrines of chances that two such events would befall any one man in a single lifetime. You may believe me or not, but the thing happened exactly as I tell it.

I had just become a medical man, but I had not started in practice, and I lived in rooms in Gower Street. The street has been renumbered since then, but it was in the only house which has a bow-window, upon the left-hand side as you go down from the Metropolitan Station. A widow named Murchison kept the house at that time, and she had three medical students and one engineer as lodgers. I occupied the top room, which was the cheapest, but cheap as it was it was more than I could afford. My small resources were dwindling away, and every week it became more necessary that I should find something to do. Yet I was very unwilling to go into general practice, for my tastes were all in the direction of science, and especially of zoology, towards which I had always a strong leaning. I had almost given the fight up and resigned myself to being a medical drudge for life, when the turning-point of my struggles came in a very extraordinary way.

One morning I had picked up the Standard and was glancing over its contents. There was a complete absence of news, and I was about to toss the paper down again, when my eyes were caught by an advertisement at the head of the personal column. It was worded in this way:

“Wanted for one or more days the services of a medical man. It is essential that he should be a man of strong physique, of steady nerves, and of a resolute nature. Must be an entomologist—coleopterist preferred. Apply, in person, at 77B, Brook Street. Application must be made before twelve o’clock today.”

Now, I have already said that I was devoted to zoology. Of all branches of zoology, the study of insects was the most attractive to me, and of all insects beetles were the species with which I was most familiar. Butterfly collectors are numerous, but beetles are far more varied, and more accessible in these islands than are butterflies. It was this fact which had attracted my attention to them, and I had myself made a collection which numbered some hundred varieties. As to the other requisites of the advertisement, I knew that my nerves could be depended upon, and I had won the weight-throwing competition at the inter-hospital sports. Clearly, I was the very man for the vacancy. Within five minutes of my having read the advertisement I was in a cab and on my way to Brook Street.

As I drove, I kept turning the matter over in my head and trying to make a guess as to what sort of employment it could be which needed such curious qualifications. A strong physique, a resolute nature, a medical training, and a knowledge of beetles—what connection could there be between these various requisites? And then there was the disheartening fact that the situation was not a permanent one, but terminable from day to day, according to the terms of the advertisement. The more I pondered over it the more

unintelligible did it become; but at the end of my meditations I always came back to the ground fact that, come what might, I had nothing to lose, that I was completely at the end of my resources, and that I was ready for any adventure, however desperate, which would put a few honest sovereigns into my pocket. The man fears to fail who has to pay for his failure, but there was no penalty which Fortune could exact from me. I was like the gambler with empty pockets, who is still allowed to try his luck with the others.

No. 77B, Brook Street, was one of those dingy and yet imposing houses, dun-coloured and flat-faced, with the intensely respectable and solid air which marks the Georgian builder. As I alighted from the cab, a young man came out of the door and walked swiftly down the street. In passing me, I noticed that he cast an inquisitive and somewhat malevolent glance at me, and I took the incident as a good omen, for his appearance was that of a rejected candidate, and if he resented my application it meant that the vacancy was not yet filled up. Full of hope, I ascended the broad steps and rapped with the heavy knocker.

A footman in powder and livery opened the door. Clearly I was in touch with the people of wealth and fashion.

“Yes, sir?” said the footman.

“I came in answer to——”

“Quite so, sir,” said the footman. “Lord Linchmere will see you at once in the library.”

Lord Linchmere! I had vaguely heard the name, but could not for the instant recall anything about him. Following the footman, I was shown into a large, book-lined room in which there was seated behind a writing-desk a small man with a pleasant, clean-shaven, mobile face, and long hair shot with grey, brushed back from his forehead. He looked me up and down with a very shrewd, penetrating glance, holding the card which the footman had given him in his right hand. Then he smiled pleasantly, and I felt that externally at any rate I possessed the qualifications which he desired.

“You have come in answer to my advertisement, Dr. Hamilton?” he asked.

“Yes, sir.”

“Do you fulfil the conditions which are there laid down?”

“I believe that I do.”

“You are a powerful man, or so I should judge from your appearance.

“I think that I am fairly strong.”

“And resolute?”

“I believe so.”

“Have you ever known what it was to be exposed to imminent danger?”

“No, I don’t know that I ever have.”

“But you think you would be prompt and cool at such a time?”

“I hope so.”

“Well, I believe that you would. I have the more confidence in you because you do not pretend to be certain as to what you would do in a position that was new to you. My



impression is that, so far as personal qualities go, you are the very man of whom I am in search. That being settled, we may pass on to the next point."

"Which is?"

"To talk to me about beetles."

I looked across to see if he was joking, but, on the contrary, he was leaning eagerly forward across his desk, and there was an expression of something like anxiety in his eyes.

"I am afraid that you do not know about beetles," he cried.

"On the contrary, sir, it is the one scientific subject about which I feel that I really do know something."

"I am overjoyed to hear it. Please talk to me about beetles."

I talked. I do not profess to have said anything original upon the subject, but I gave a short sketch of the characteristics of the beetle, and ran over the more common species, with some allusions to the specimens in my own little collection and to the article upon "Burying Beetles" which I had contributed to the Journal of Entomological Science.

"What! not a collector?" cried Lord Linchmere. "You don't mean that you are yourself a collector?" His eyes danced with pleasure at the thought.

"You are certainly the very man in London for my purpose. I thought that among five millions of people there must be such a man, but the difficulty is to lay one's hands upon him. I have been extraordinarily fortunate in finding you."

He rang a gong upon the table, and the footman entered.

"Ask Lady Rossiter to have the goodness to step this way," said his lordship, and a few moments later the lady was ushered into the room. She was a small, middle-aged woman, very like Lord Linchmere in appearance, with the same quick, alert features and grey-black hair. The expression of anxiety, however, which I had observed upon his face was very much more marked upon hers. Some great grief seemed to have cast its shadow over her features. As Lord Linchmere presented me she turned her face full upon me, and I was shocked to observe a half-healed scar extending for two inches over her right eyebrow. It was partly concealed by plaster, but none the less I could see that it had been a serious wound and not long inflicted.

"Dr. Hamilton is the very man for our purpose, Evelyn," said Lord Linchmere. "He is actually a collector of beetles, and he has written articles upon the subject."

"Really!" said Lady Rossiter. "Then you must have heard of my husband. Everyone who knows anything about beetles must have heard of Sir Thomas Rossiter."

For the first time a thin little ray of light began to break into the obscure business. Here, at last, was a connection between these people and beetles. Sir Thomas Rossiter—he was the greatest authority upon the subject in the world. He had made it his lifelong study, and had written a most exhaustive work upon it. I hastened to assure her that I had read and appreciated it.

"Have you met my husband?" she asked.

"No, I have not."

“But you shall,” said Lord Linchmere, with decision.

The lady was standing beside the desk, and she put her hand upon his shoulder. It was obvious to me as I saw their faces together that they were brother and sister.

“Are you really prepared for this, Charles? It is noble of you, but you fill me with fears.” Her voice quavered with apprehension, and he appeared to me to be equally moved, though he was making strong efforts to conceal his agitation.

“Yes, yes, dear; it is all settled, it is all decided; in fact, there is no other possible way, that I can see.”

“There is one obvious way.”

“No, no, Evelyn, I shall never abandon you—never. It will come right—depend upon it; it will come right, and surely it looks like the interference of Providence that so perfect an instrument should be put into our hands.”

My position was embarrassing, for I felt that for the instant they had forgotten my presence. But Lord Linchmere came back suddenly to me and to my engagement.

“The business for which I want you, Dr. Hamilton, is that you should put yourself absolutely at my disposal. I wish you to come for a short journey with me, to remain always at my side, and to promise to do without question whatever I may ask you, however unreasonable it may appear to you to be.”

“That is a good deal to ask,” said I.

“Unfortunately I cannot put it more plainly, for I do not myself know what turn matters may take. You may be sure, however, that you will not be asked to do anything which your conscience does not approve; and I promise you that, when all is over, you will be proud to have been concerned in so good a work.”

“If it ends happily,” said the lady.

“Exactly; if it ends happily,” his lordship repeated.

“And terms?” I asked.

“Twenty pounds a day.”

I was amazed at the sum, and must have showed my surprise upon my features.

“It is a rare combination of qualities, as must have struck you when you first read the advertisement,” said Lord Linchmere; “such varied gifts may well command a high return, and I do not conceal from you that your duties might be arduous or even dangerous. Besides, it is possible that one or two days may bring the matter to an end.”

“Please God!” sighed his sister.

“So now, Dr. Hamilton, may I rely upon your aid?”

“Most undoubtedly,” said I. “You have only to tell me what my duties are.”

“Your first duty will be to return to your home. You will pack up whatever you may need for a short visit to the country. We start together from Paddington Station at 3:40 this afternoon.”

“Do we go far?”

“As far as Pangbourne. Meet me at the bookstall at 3:30. I shall have the tickets. Goodbye, Dr. Hamilton! And, by the way, there are two things which I should be very glad if you would bring with you, in case you have them. One is your case for collecting beetles, and the other is a stick, and the thicker and heavier the better.”

You may imagine that I had plenty to think of from the time that I left Brook Street until I set out to meet Lord Linchmere at Paddington. The whole fantastic business kept arranging and rearranging itself in kaleidoscopic forms inside my brain, until I had thought out a dozen explanations, each of them more grotesquely improbable than the last. And yet I felt that the truth must be something grotesquely improbable also. At last I gave up all attempts at finding a solution, and contented myself with exactly carrying out the instructions which I had received. With a hand valise, specimen-case, and a loaded cane, I was waiting at the Paddington bookstall when Lord Linchmere arrived. He was an even smaller man than I had thought—frail and peaky, with a manner which was more nervous than it had been in the morning. He wore a long, thick travelling ulster, and I observed that he carried a heavy blackthorn cudgel in his hand.

“I have the tickets,” said he, leading the way up the platform.

“This is our train. I have engaged a carriage, for I am particularly anxious to impress one or two things upon you while we travel down.”

And yet all that he had to impress upon me might have been said in a sentence, for it was that I was to remember that I was there as a protection to himself, and that I was not on any consideration to leave him for an instant. This he repeated again and again as our journey drew to a close, with an insistence which showed that his nerves were thoroughly shaken.

“Yes,” he said at last, in answer to my looks rather than to my words, “I AM nervous, Dr. Hamilton. I have always been a timid man, and my timidity depends upon my frail physical health. But my soul is firm, and I can bring myself up to face a danger which a less-nervous man might shrink from. What I am doing now is done from no compulsion, but entirely from a sense of duty, and yet it is, beyond doubt, a desperate risk. If things should go wrong, I will have some claims to the title of martyr.”

This eternal reading of riddles was too much for me. I felt that I must put a term to it.

“I think it would very much better, sir, if you were to trust me entirely,” said I. “It is impossible for me to act effectively, when I do not know what are the objects which we have in view, or even where we are going.”

“Oh, as to where we are going, there need be no mystery about that,” said he; “we are going to Delamere Court, the residence of Sir Thomas Rossiter, with whose work you are so conversant. As to the exact object of our visit, I do not know that at this stage of the proceedings anything would be gained, Dr. Hamilton, by taking you into my complete confidence. I may tell you that we are acting—I say ‘we,’ because my sister, Lady Rossiter, takes the same view as myself—with the one object of preventing anything in the nature of a family scandal. That being so, you can understand that I am loath to give any explanations which are not absolutely necessary. It would be a different matter, Dr.

Hamilton, if I were asking your advice. As matters stand, it is only your active help which I need, and I will indicate to you from time to time how you can best give it."

There was nothing more to be said, and a poor man can put up with a good deal for twenty pounds a day, but I felt none the less that Lord Linchmere was acting rather scurvily towards me. He wished to convert me into a passive tool, like the blackthorn in his hand. With his sensitive disposition I could imagine, however, that scandal would be abhorrent to him, and I realized that he would not take me into his confidence until no other course was open to him. I must trust to my own eyes and ears to solve the mystery, but I had every confidence that I should not trust to them in vain.

Delamere Court lies a good five miles from Pangbourne Station, and we drove for that distance in an open fly. Lord Linchmere sat in deep thought during the time, and he never opened his mouth until we were close to our destination. When he did speak it was to give me a piece of information which surprised me.

"Perhaps you are not aware," said he, "that I am a medical man like yourself?"

"No, sir, I did not know it."

"Yes, I qualified in my younger days, when there were several lives between me and the peerage. I have not had occasion to practise, but I have found it a useful education, all the same. I never regretted the years which I devoted to medical study. These are the gates of Delamere Court."

We had come to two high pillars crowned with heraldic monsters which flanked the opening of a winding avenue. Over the laurel bushes and rhododendrons, I could see a long, many-gabled mansion, girdled with ivy, and toned to the warm, cheery, mellow glow of old brick-work. My eyes were still fixed in admiration upon this delightful house when my companion plucked nervously at my sleeve.

"Here's Sir Thomas," he whispered. "Please talk beetle all you can."

A tall, thin figure, curiously angular and bony, had emerged through a gap in the hedge of laurels. In his hand he held a spud, and he wore gauntleted gardener's gloves. A broad-brimmed, grey hat cast his face into shadow, but it struck me as exceedingly austere, with an ill-nourished beard and harsh, irregular features. The fly pulled up and Lord Linchmere sprang out.

"My dear Thomas, how are you?" said he, heartily.

But the heartiness was by no means reciprocal. The owner of the grounds glared at me over his brother-in-law's shoulder, and I caught broken scraps of sentences—"well-known wishes ... hatred of strangers ... unjustifiable intrusion ... perfectly inexcusable." Then there was a muttered explanation, and the two of them came over together to the side of the fly.

"Let me present you to Sir Thomas Rossiter, Dr. Hamilton," said Lord Linchmere. "You will find that you have a strong community of tastes."

I bowed. Sir Thomas stood very stiffly, looking at me severely from under the broad brim of his hat.

“Lord Linchmere tells me that you know something about beetles,” said he. “What do you know about beetles?”

“I know what I have learned from your work upon the coleoptera, Sir Thomas,” I answered.

“Give me the names of the better-known species of the British scarabaei,” said he.

I had not expected an examination, but fortunately I was ready for one. My answers seemed to please him, for his stern features relaxed.

“You appear to have read my book with some profit, sir,” said he. “It is a rare thing for me to meet anyone who takes an intelligent interest in such matters. People can find time for such trivialities as sport or society, and yet the beetles are overlooked. I can assure you that the greater part of the idiots in this part of the country are unaware that I have ever written a book at all—I, the first man who ever described the true function of the elytra. I am glad to see you, sir, and I have no doubt that I can show you some specimens which will interest you.” He stepped into the fly and drove up with us to the house, expounding to me as we went some recent researches which he had made into the anatomy of the lady-bird.

I have said that Sir Thomas Rossiter wore a large hat drawn down over his brows. As he entered the hall he uncovered himself, and I was at once aware of a singular characteristic which the hat had concealed. His forehead, which was naturally high, and higher still on account of receding hair, was in a continual state of movement. Some nervous weakness kept the muscles in a constant spasm, which sometimes produced a mere twitching and sometimes a curious rotary movement unlike anything which I had ever seen before. It was strikingly visible as he turned towards us after entering the study, and seemed the more singular from the contrast with the hard, steady, grey eyes which looked out from underneath those palpitating brows.

“I am sorry,” said he, “that Lady Rossiter is not here to help me to welcome you. By the way, Charles, did Evelyn say anything about the date of her return?”

“She wished to stay in town for a few more days,” said Lord Linchmere. “You know how ladies’ social duties accumulate if they have been for some time in the country. My sister has many old friends in London at present.”

“Well, she is her own mistress, and I should not wish to alter her plans, but I shall be glad when I see her again. It is very lonely here without her company.”

“I was afraid that you might find it so, and that was partly why I ran down. My young friend, Dr. Hamilton, is so much interested in the subject which you have made your own, that I thought you would not mind his accompanying me.”

“I lead a retired life, Dr. Hamilton, and my aversion to strangers grows upon me,” said our host. “I have sometimes thought that my nerves are not so good as they were. My travels in search of beetles in my younger days took me into many malarious and unhealthy places. But a brother coleopterist like yourself is always a welcome guest, and I shall be delighted if you will look over my collection, which I think that I may without exaggeration describe as the best in Europe.”

And so no doubt it was. He had a huge, oaken cabinet arranged in shallow drawers, and here, neatly ticketed and classified, were beetles from every corner of the earth, black, brown, blue, green, and mottled. Every now and then as he swept his hand over the lines and lines of impaled insects he would catch up some rare specimen, and, handling it with as much delicacy and reverence as if it were a precious relic, he would hold forth upon its peculiarities and the circumstances under which it came into his possession. It was evidently an unusual thing for him to meet with a sympathetic listener, and he talked and talked until the spring evening had deepened into night, and the gong announced that it was time to dress for dinner. All the time Lord Linchmere said nothing, but he stood at his brother-in-law's elbow, and I caught him continually shooting curious little, questioning glances into his face. And his own features expressed some strong emotion, apprehension, sympathy, expectation: I seemed to read them all. I was sure that Lord Linchmere was fearing something and awaiting something, but what that something might be I could not imagine.

The evening passed quietly but pleasantly, and I should have been entirely at my ease if it had not been for that continual sense of tension upon the part of Lord Linchmere. As to our host, I found that he improved upon acquaintance. He spoke constantly with affection of his absent wife, and also of his little son, who had recently been sent to school. The house, he said, was not the same without them. If it were not for his scientific studies, he did not know how he could get through the days. After dinner we smoked for some time in the billiard-room, and finally went early to bed.

And then it was that, for the first time, the suspicion that Lord Linchmere was a lunatic crossed my mind. He followed me into my bedroom, when our host had retired.

"Doctor," said he, speaking in a low, hurried voice, "you must come with me. You must spend the night in my bedroom."

"What do you mean?"

"I prefer not to explain. But this is part of your duties. My room is close by, and you can return to your own before the servant calls you in the morning."

"But why?" I asked.

"Because I am nervous of being alone," said he. "That's the reason, since you must have a reason."

It seemed rank lunacy, but the argument of those twenty pounds would overcome many objections. I followed him to his room.

"Well," said I, "there's only room for one in that bed."

"Only one shall occupy it," said he.

"And the other?"

"Must remain on watch."

"Why?" said I. "One would think you expected to be attacked."

"Perhaps I do."

"In that case, why not lock your door?"

"Perhaps I WANT to be attacked."

It looked more and more like lunacy. However, there was nothing for it but to submit. I shrugged my shoulders and sat down in the arm-chair beside the empty fireplace.

"I am to remain on watch, then?" said I, ruefully.

"We will divide the night. If you will watch until two, I will watch the remainder."

"Very good."

"Call me at two o'clock, then."

"I will do so."

"Keep your ears open, and if you hear any sounds wake me instantly—instantly, you hear?"

"You can rely upon it." I tried to look as solemn as he did.

"And for God's sake don't go to sleep," said he, and so, taking off only his coat, he threw the coverlet over him and settled down for the night.

It was a melancholy vigil, and made more so by my own sense of its folly. Supposing that by any chance Lord Linchmere had cause to suspect that he was subject to danger in the house of Sir Thomas Rossiter, why on earth could he not lock his door and so protect himself? His own answer that he might wish to be attacked was absurd. Why should he possibly wish to be attacked? And who would wish to attack him? Clearly, Lord Linchmere was suffering from some singular delusion, and the result was that on an imbecile pretext I was to be deprived of my night's rest. Still, however absurd, I was determined to carry out his injunctions to the letter as long as I was in his employment. I sat, therefore, beside the empty fireplace, and listened to a sonorous chiming clock somewhere down the passage which gurgled and struck every quarter of an hour. It was an endless vigil. Save for that single clock, an absolute silence reigned throughout the great house. A small lamp stood on the table at my elbow, throwing a circle of light round my chair, but leaving the corners of the room draped in shadow. On the bed Lord Linchmere was breathing peacefully. I envied him his quiet sleep, and again and again my own eyelids drooped, but every time my sense of duty came to my help, and I sat up, rubbing my eyes and pinching myself with a determination to see my irrational watch to an end.

And I did so. From down the passage came the chimes of two o'clock, and I laid my hand upon the shoulder of the sleeper. Instantly he was sitting up, with an expression of the keenest interest upon his face.

"You have heard something?"

"No, sir. It is two o'clock."

"Very good. I will watch. You can go to sleep."

I lay down under the coverlet as he had done and was soon unconscious. My last recollection was of that circle of lamplight, and of the small, hunched-up figure and strained, anxious face of Lord Linchmere in the centre of it.

How long I slept I do not know; but I was suddenly aroused by a sharp tug at my sleeve. The room was in darkness, but a hot smell of oil told me that the lamp had only that instant been extinguished.

“Quick! Quick!” said Lord Linchmere’s voice in my ear.

I sprang out of bed, he still dragging at my arm.

“Over here!” he whispered, and pulled me into a corner of the room. “Hush! Listen!”

In the silence of the night I could distinctly hear that someone was coming down the corridor. It was a stealthy step, faint and intermittent, as of a man who paused cautiously after every stride. Sometimes for half a minute there was no sound, and then came the shuffle and creak which told of a fresh advance. My companion was trembling with excitement. His hand, which still held my sleeve, twitched like a branch in the wind.

“What is it?” I whispered.

“It’s he!”

“Sir Thomas?”

“Yes.”

“What does he want?”

“Hush! Do nothing until I tell you.”

I was conscious now that someone was trying the door. There was the faintest little rattle from the handle, and then I dimly saw a thin slit of subdued light. There was a lamp burning somewhere far down the passage, and it just sufficed to make the outside visible from the darkness of our room. The greyish slit grew broader and broader, very gradually, very gently, and then outlined against it I saw the dark figure of a man. He was squat and crouching, with the silhouette of a bulky and misshapen dwarf. Slowly the door swung open with this ominous shape framed in the centre of it. And then, in an instant, the crouching figure shot up, there was a tiger spring across the room and thud, thud, thud, came three tremendous blows from some heavy object upon the bed.

I was so paralysed with amazement that I stood motionless and staring until I was aroused by a yell for help from my companion. The open door shed enough light for me to see the outline of things, and there was little Lord Linchmere with his arms round the neck of his brother-in-law, holding bravely on to him like a game bull-terrier with its teeth into a gaunt deerhound. The tall, bony man dashed himself about, writhing round and round to get a grip upon his assailant; but the other, clutching on from behind, still kept his hold, though his shrill, frightened cries showed how unequal he felt the contest to be. I sprang to the rescue, and the two of us managed to throw Sir Thomas to the ground, though he made his teeth meet in my shoulder. With all my youth and weight and strength, it was a desperate struggle before we could master his frenzied struggles; but at last we secured his arms with the waist-cord of the dressing-gown which he was wearing. I was holding his legs while Lord Linchmere was endeavouring to relight the lamp, when there came the pattering of many feet in the passage, and the butler and two footmen, who had been alarmed by the cries, rushed into the room. With their aid we had no further difficulty in securing our prisoner, who lay foaming and glaring upon the ground. One glance at his face was enough to prove that he was a dangerous maniac, while the short, heavy hammer which lay beside the bed showed how murderous had been his intentions.



“Do not use any violence!” said Lord Linchmere, as we raised the struggling man to his feet. “He will have a period of stupor after this excitement. I believe that it is coming on already.” As he spoke the convulsions became less violent, and the madman’s head fell forward upon his breast, as if he were overcome by sleep. We led him down the passage and stretched him upon his own bed, where he lay unconscious, breathing heavily.

“Two of you will watch him,” said Lord Linchmere. “And now, Dr. Hamilton, if you will return with me to my room, I will give you the explanation which my horror of scandal has perhaps caused me to delay too long. Come what may, you will never have cause to regret your share in this night’s work.

“The case may be made clear in a very few words,” he continued, when we were alone. “My poor brother-in-law is one of the best fellows upon earth, a loving husband and an estimable father, but he comes from a stock which is deeply tainted with insanity. He has more than once had homicidal outbreaks, which are the more painful because his inclination is always to attack the very person to whom he is most attached. His son was sent away to school to avoid this danger, and then came an attempt upon my sister, his wife, from which she escaped with injuries that you may have observed when you met her in London. You understand that he knows nothing of the matter when he is in his sound senses, and would ridicule the suggestion that he could under any circumstances injure those whom he loves so dearly. It is often, as you know, a characteristic of such maladies that it is absolutely impossible to convince the man who suffers from them of their existence.

“Our great object was, of course, to get him under restraint before he could stain his hands with blood, but the matter was full of difficulty. He is a recluse in his habits, and would not see any medical man. Besides, it was necessary for our purpose that the medical man should convince himself of his insanity; and he is sane as you or I, save on these very rare occasions. But, fortunately, before he has these attacks he always shows certain premonitory symptoms, which are providential danger-signals, warning us to be upon our guard. The chief of these is that nervous contortion of the forehead which you must have observed. This is a phenomenon which always appears from three to four days before his attacks of frenzy. The moment it showed itself his wife came into town on some pretext, and took refuge in my house in Brook Street.

“It remained for me to convince a medical man of Sir Thomas’s insanity, without which it was impossible to put him where he could do no harm. The first problem was how to get a medical man into his house. I bethought me of his interest in beetles, and his love for anyone who shared his tastes. I advertised, therefore, and was fortunate enough to find in you the very man I wanted. A stout companion was necessary, for I knew that the lunacy could only be proved by a murderous assault, and I had every reason to believe that that assault would be made upon myself, since he had the warmest regard for me in his moments of sanity. I think your intelligence will supply all the rest. I did not know that the attack would come by night, but I thought it very probable, for the crises of such cases usually do occur in the early hours of the morning. I am a very nervous man myself, but I

saw no other way in which I could remove this terrible danger from my sister's life. I need not ask you whether you are willing to sign the lunacy papers."

"Undoubtedly. But TWO signatures are necessary."

"You forget that I am myself a holder of a medical degree. I have the papers on a side-table here, so if you will be good enough to sign them now, we can have the patient removed in the morning."

So that was my visit to Sir Thomas Rossiter, the famous beetle-hunter, and that was also my first step upon the ladder of success, for Lady Rossiter and Lord Linchmere have proved to be staunch friends, and they have never forgotten my association with them in the time of their need. Sir Thomas is out and said to be cured, but I still think that if I spent another night at Delamere Court, I should be inclined to lock my door upon the inside.

## THE MAN WITH THE WATCHES

There are many who will still bear in mind the singular circumstances which, under the heading of the Rugby Mystery, filled many columns of the daily Press in the spring of the year 1892. Coming as it did at a period of exceptional dullness, it attracted perhaps rather more attention than it deserved, but it offered to the public that mixture of the whimsical and the tragic which is most stimulating to the popular imagination. Interest drooped, however, when, after weeks of fruitless investigation, it was found that no final explanation of the facts was forthcoming, and the tragedy seemed from that time to the present to have finally taken its place in the dark catalogue of inexplicable and unexpiated crimes. A recent communication (the authenticity of which appears to be above question) has, however, thrown some new and clear light upon the matter. Before laying it before the public it would be as well, perhaps, that I should refresh their memories as to the singular facts upon which this commentary is founded. These facts were briefly as follows:

At five o'clock on the evening of the 18th of March in the year already mentioned a train left Euston Station for Manchester. It was a rainy, squally day, which grew wilder as it progressed, so it was by no means the weather in which anyone would travel who was not driven to do so by necessity. The train, however, is a favourite one among Manchester business men who are returning from town, for it does the journey in four hours and twenty minutes, with only three stoppages upon the way. In spite of the inclement evening it was, therefore, fairly well filled upon the occasion of which I speak. The guard of the train was a tried servant of the company—a man who had worked for twenty-two years without a blemish or complaint. His name was John Palmer.

The station clock was upon the stroke of five, and the guard was about to give the customary signal to the engine-driver when he observed two belated passengers hurrying down the platform. The one was an exceptionally tall man, dressed in a long black overcoat with astrakhan collar and cuffs. I have already said that the evening was an inclement one, and the tall traveller had the high, warm collar turned up to protect his throat against the bitter March wind. He appeared, as far as the guard could judge by so hurried an inspection, to be a man between fifty and sixty years of age, who had retained a good deal of the vigour and activity of his youth. In one hand he carried a brown leather Gladstone bag. His companion was a lady, tall and erect, walking with a vigorous step which outpaced the gentleman beside her. She wore a long, fawn-coloured dust-cloak, a black, close-fitting toque, and a dark veil which concealed the greater part of her face. The two might very well have passed as father and daughter. They walked swiftly down the line of carriages, glancing in at the windows, until the guard, John Palmer, overtook them.

“Now then, sir, look sharp, the train is going,” said he.

“First-class,” the man answered.

The guard turned the handle of the nearest door. In the carriage which he had opened, there sat a small man with a cigar in his mouth. His appearance seems to have impressed

itself upon the guard's memory, for he was prepared, afterwards, to describe or to identify him. He was a man of thirty-four or thirty-five years of age, dressed in some grey material, sharp-nosed, alert, with a ruddy, weather-beaten face, and a small, closely cropped, black beard. He glanced up as the door was opened. The tall man paused with his foot upon the step.

"This is a smoking compartment. The lady dislikes smoke," said he, looking round at the guard.

"All right! Here you are, sir!" said John Palmer. He slammed the door of the smoking carriage, opened that of the next one, which was empty, and thrust the two travellers in. At the same moment he sounded his whistle and the wheels of the train began to move. The man with the cigar was at the window of his carriage, and said something to the guard as he rolled past him, but the words were lost in the bustle of the departure. Palmer stepped into the guard's van, as it came up to him, and thought no more of the incident.

Twelve minutes after its departure the train reached Willesden Junction, where it stopped for a very short interval. An examination of the tickets has made it certain that no one either joined or left it at this time, and no passenger was seen to alight upon the platform. At 5:14 the journey to Manchester was resumed, and Rugby was reached at 6:50, the express being five minutes late.

At Rugby the attention of the station officials was drawn to the fact that the door of one of the first-class carriages was open. An examination of that compartment, and of its neighbour, disclosed a remarkable state of affairs.

The smoking carriage in which the short, red-faced man with the black beard had been seen was now empty. Save for a half-smoked cigar, there was no trace whatever of its recent occupant. The door of this carriage was fastened. In the next compartment, to which attention had been originally drawn, there was no sign either of the gentleman with the astrakhan collar or of the young lady who accompanied him. All three passengers had disappeared. On the other hand, there was found upon the floor of this carriage—the one in which the tall traveller and the lady had been—a young man fashionably dressed and of elegant appearance. He lay with his knees drawn up, and his head resting against the farther door, an elbow upon either seat. A bullet had penetrated his heart and his death must have been instantaneous. No one had seen such a man enter the train, and no railway ticket was found in his pocket, neither were there any markings upon his linen, nor papers nor personal property which might help to identify him. Who he was, whence he had come, and how he had met his end were each as great a mystery as what had occurred to the three people who had started an hour and a half before from Willesden in those two compartments.

I have said that there was no personal property which might help to identify him, but it is true that there was one peculiarity about this unknown young man which was much commented upon at the time. In his pockets were found no fewer than six valuable gold watches, three in the various pockets of his waist-coat, one in his ticket-pocket, one in his breast-pocket, and one small one set in a leather strap and fastened round his left wrist. The obvious explanation that the man was a pickpocket, and that this was his plunder,

was discounted by the fact that all six were of American make and of a type which is rare in England. Three of them bore the mark of the Rochester Watchmaking Company; one was by Mason, of Elmira; one was unmarked; and the small one, which was highly jewelled and ornamented, was from Tiffany, of New York. The other contents of his pocket consisted of an ivory knife with a corkscrew by Rodgers, of Sheffield; a small, circular mirror, one inch in diameter; a readmission slip to the Lyceum Theatre; a silver box full of vesta matches, and a brown leather cigar-case containing two cheroots—also two pounds fourteen shillings in money. It was clear, then, that whatever motives may have led to his death, robbery was not among them. As already mentioned, there were no markings upon the man's linen, which appeared to be new, and no tailor's name upon his coat. In appearance he was young, short, smooth-cheeked, and delicately featured. One of his front teeth was conspicuously stopped with gold.

On the discovery of the tragedy an examination was instantly made of the tickets of all passengers, and the number of the passengers themselves was counted. It was found that only three tickets were unaccounted for, corresponding to the three travellers who were missing. The express was then allowed to proceed, but a new guard was sent with it, and John Palmer was detained as a witness at Rugby. The carriage which included the two compartments in question was uncoupled and side-tracked. Then, on the arrival of Inspector Vane, of Scotland Yard, and of Mr. Henderson, a detective in the service of the railway company, an exhaustive inquiry was made into all the circumstances.

That crime had been committed was certain. The bullet, which appeared to have come from a small pistol or revolver, had been fired from some little distance, as there was no scorching of the clothes. No weapon was found in the compartment (which finally disposed of the theory of suicide), nor was there any sign of the brown leather bag which the guard had seen in the hand of the tall gentleman. A lady's parasol was found upon the rack, but no other trace was to be seen of the travellers in either of the sections. Apart from the crime, the question of how or why three passengers (one of them a lady) could get out of the train, and one other get in during the unbroken run between Willesden and Rugby, was one which excited the utmost curiosity among the general public, and gave rise to much speculation in the London Press.

John Palmer, the guard was able at the inquest to give some evidence which threw a little light upon the matter. There was a spot between Tring and Cheddington, according to his statement, where, on account of some repairs to the line, the train had for a few minutes slowed down to a pace not exceeding eight or ten miles an hour. At that place it might be possible for a man, or even for an exceptionally active woman, to have left the train without serious injury. It was true that a gang of platelayers was there, and that they had seen nothing, but it was their custom to stand in the middle between the metals, and the open carriage door was upon the far side, so that it was conceivable that someone might have alighted unseen, as the darkness would by that time be drawing in. A steep embankment would instantly screen anyone who sprang out from the observation of the navvies.

The guard also deposed that there was a good deal of movement upon the platform at Willesden Junction, and that though it was certain that no one had either joined or left the train there, it was still quite possible that some of the passengers might have changed unseen from one compartment to another. It was by no means uncommon for a gentleman to finish his cigar in a smoking carriage and then to change to a clearer atmosphere. Supposing that the man with the black beard had done so at Willesden (and the half-smoked cigar upon the floor seemed to favour the supposition), he would naturally go into the nearest section, which would bring him into the company of the two other actors in this drama. Thus the first stage of the affair might be surmised without any great breach of probability. But what the second stage had been, or how the final one had been arrived at, neither the guard nor the experienced detective officers could suggest.

A careful examination of the line between Willesden and Rugby resulted in one discovery which might or might not have a bearing upon the tragedy. Near Tring, at the very place where the train slowed down, there was found at the bottom of the embankment a small pocket Testament, very shabby and worn. It was printed by the Bible Society of London, and bore an inscription: "From John to Alice. Jan. 13th, 1856," upon the fly-leaf. Underneath was written: "James. July 4th, 1859," and beneath that again: "Edward. Nov. 1st, 1869," all the entries being in the same handwriting. This was the only clue, if it could be called a clue, which the police obtained, and the coroner's verdict of "Murder by a person or persons unknown" was the unsatisfactory ending of a singular case. Advertisement, rewards, and inquiries proved equally fruitless, and nothing could be found which was solid enough to form the basis for a profitable investigation.

It would be a mistake, however, to suppose that no theories were formed to account for the facts. On the contrary, the Press, both in England and in America, teemed with suggestions and suppositions, most of which were obviously absurd. The fact that the watches were of American make, and some peculiarities in connection with the gold stopping of his front tooth, appeared to indicate that the deceased was a citizen of the United States, though his linen, clothes and boots were undoubtedly of British manufacture. It was surmised, by some, that he was concealed under the seat, and that, being discovered, he was for some reason, possibly because he had overheard their guilty secrets, put to death by his fellow-passengers. When coupled with generalities as to the ferocity and cunning of anarchical and other secret societies, this theory sounded as plausible as any.

The fact that he should be without a ticket would be consistent with the idea of concealment, and it was well known that women played a prominent part in the Nihilistic propaganda. On the other hand, it was clear, from the guard's statement, that the man must have been hidden there BEFORE the others arrived, and how unlikely the coincidence that conspirators should stray exactly into the very compartment in which a spy was already concealed! Besides, this explanation ignored the man in the smoking carriage, and gave no reason at all for his simultaneous disappearance. The police had little difficulty in showing that such a theory would not cover the facts, but they were unprepared in the absence of evidence to advance any alternative explanation.

There was a letter in the Daily Gazette, over the signature of a well-known criminal investigator, which gave rise to considerable discussion at the time. He had formed a hypothesis which had at least ingenuity to recommend it, and I cannot do better than append it in his own words.

“Whatever may be the truth,” said he, “it must depend upon some bizarre and rare combination of events, so we need have no hesitation in postulating such events in our explanation. In the absence of data we must abandon the analytic or scientific method of investigation, and must approach it in the synthetic fashion. In a word, instead of taking known events and deducing from them what has occurred, we must build up a fanciful explanation if it will only be consistent with known events. We can then test this explanation by any fresh facts which may arise. If they all fit into their places, the probability is that we are upon the right track, and with each fresh fact this probability increases in a geometrical progression until the evidence becomes final and convincing.

“Now, there is one most remarkable and suggestive fact which has not met with the attention which it deserves. There is a local train running through Harrow and King’s Langley, which is timed in such a way that the express must have overtaken it at or about the period when it eased down its speed to eight miles an hour on account of the repairs of the line. The two trains would at that time be travelling in the same direction at a similar rate of speed and upon parallel lines. It is within every one’s experience how, under such circumstances, the occupant of each carriage can see very plainly the passengers in the other carriages opposite to him. The lamps of the express had been lit at Willesden, so that each compartment was brightly illuminated, and most visible to an observer from outside.

“Now, the sequence of events as I reconstruct them would be after this fashion. This young man with the abnormal number of watches was alone in the carriage of the slow train. His ticket, with his papers and gloves and other things, was, we will suppose, on the seat beside him. He was probably an American, and also probably a man of weak intellect. The excessive wearing of jewellery is an early symptom in some forms of mania.

“As he sat watching the carriages of the express which were (on account of the state of the line) going at the same pace as himself, he suddenly saw some people in it whom he knew. We will suppose for the sake of our theory that these people were a woman whom he loved and a man whom he hated—and who in return hated him. The young man was excitable and impulsive. He opened the door of his carriage, stepped from the footboard of the local train to the footboard of the express, opened the other door, and made his way into the presence of these two people. The feat (on the supposition that the trains were going at the same pace) is by no means so perilous as it might appear.

“Having now got our young man, without his ticket, into the carriage in which the elder man and the young woman are travelling, it is not difficult to imagine that a violent scene ensued. It is possible that the pair were also Americans, which is the more probable as the man carried a weapon—an unusual thing in England. If our supposition of incipient mania is correct, the young man is likely to have assaulted the other. As the upshot of the quarrel the elder man shot the intruder, and then made his escape from the carriage,

taking the young lady with him. We will suppose that all this happened very rapidly, and that the train was still going at so slow a pace that it was not difficult for them to leave it. A woman might leave a train going at eight miles an hour. As a matter of fact, we know that this woman DID do so.

“And now we have to fit in the man in the smoking carriage. Presuming that we have, up to this point, reconstructed the tragedy correctly, we shall find nothing in this other man to cause us to reconsider our conclusions. According to my theory, this man saw the young fellow cross from one train to the other, saw him open the door, heard the pistol-shot, saw the two fugitives spring out on to the line, realized that murder had been done, and sprang out himself in pursuit. Why he has never been heard of since—whether he met his own death in the pursuit, or whether, as is more likely, he was made to realize that it was not a case for his interference—is a detail which we have at present no means of explaining. I acknowledge that there are some difficulties in the way. At first sight, it might seem improbable that at such a moment a murderer would burden himself in his flight with a brown leather bag. My answer is that he was well aware that if the bag were found his identity would be established. It was absolutely necessary for him to take it with him. My theory stands or falls upon one point, and I call upon the railway company to make strict inquiry as to whether a ticket was found unclaimed in the local train through Harrow and King’s Langley upon the 18th of March. If such a ticket were found my case is proved. If not, my theory may still be the correct one, for it is conceivable either that he travelled without a ticket or that his ticket was lost.”

To this elaborate and plausible hypothesis the answer of the police and of the company was, first, that no such ticket was found; secondly, that the slow train would never run parallel to the express; and, thirdly, that the local train had been stationary in King’s Langley Station when the express, going at fifty miles an hour, had flashed past it. So perished the only satisfying explanation, and five years have elapsed without supplying a new one. Now, at last, there comes a statement which covers all the facts, and which must be regarded as authentic. It took the shape of a letter dated from New York, and addressed to the same criminal investigator whose theory I have quoted. It is given here in extenso, with the exception of the two opening paragraphs, which are personal in their nature:

“You’ll excuse me if I’m not very free with names. There’s less reason now than there was five years ago when mother was still living. But for all that, I had rather cover up our tracks all I can. But I owe you an explanation, for if your idea of it was wrong, it was a mighty ingenious one all the same. I’ll have to go back a little so as you may understand all about it.

“My people came from Bucks, England, and emigrated to the States in the early fifties. They settled in Rochester, in the State of New York, where my father ran a large dry goods store. There were only two sons: myself, James, and my brother, Edward. I was ten years older than my brother, and after my father died I sort of took the place of a father to him, as an elder brother would. He was a bright, spirited boy, and just one of the most beautiful creatures that ever lived. But there was always a soft spot in him, and it was like mould in cheese, for it spread and spread, and nothing that you could do would stop it. Mother saw



it just as clearly as I did, but she went on spoiling him all the same, for he had such a way with him that you could refuse him nothing. I did all I could to hold him in, and he hated me for my pains.

“At last he fairly got his head, and nothing that we could do would stop him. He got off into New York, and went rapidly from bad to worse. At first he was only fast, and then he was criminal; and then, at the end of a year or two, he was one of the most notorious young crooks in the city. He had formed a friendship with Sparrow MacCoy, who was at the head of his profession as a bunco-steerer, green goodsman and general rascal. They took to card-sharping, and frequented some of the best hotels in New York. My brother was an excellent actor (he might have made an honest name for himself if he had chosen), and he would take the parts of a young Englishman of title, of a simple lad from the West, or of a college undergraduate, whichever suited Sparrow MacCoy’s purpose. And then one day he dressed himself as a girl, and he carried it off so well, and made himself such a valuable decoy, that it was their favourite game afterwards. They had made it right with Tammany and with the police, so it seemed as if nothing could ever stop them, for those were in the days before the Lexow Commission, and if you only had a pull, you could do pretty nearly everything you wanted.

“And nothing would have stopped them if they had only stuck to cards and New York, but they must needs come up Rochester way, and forge a name upon a cheque. It was my brother that did it, though everyone knew that it was under the influence of Sparrow MacCoy. I bought up that cheque, and a pretty sum it cost me. Then I went to my brother, laid it before him on the table, and swore to him that I would prosecute if he did not clear out of the country. At first he simply laughed. I could not prosecute, he said, without breaking our mother’s heart, and he knew that I would not do that. I made him understand, however, that our mother’s heart was being broken in any case, and that I had set firm on the point that I would rather see him in Rochester gaol than in a New York hotel. So at last he gave in, and he made me a solemn promise that he would see Sparrow MacCoy no more, that he would go to Europe, and that he would turn his hand to any honest trade that I helped him to get. I took him down right away to an old family friend, Joe Willson, who is an exporter of American watches and clocks, and I got him to give Edward an agency in London, with a small salary and a 15 per cent commission on all business. His manner and appearance were so good that he won the old man over at once, and within a week he was sent off to London with a case full of samples.

“It seemed to me that this business of the cheque had really given my brother a fright, and that there was some chance of his settling down into an honest line of life. My mother had spoken with him, and what she said had touched him, for she had always been the best of mothers to him and he had been the great sorrow of her life. But I knew that this man Sparrow MacCoy had a great influence over Edward and my chance of keeping the lad straight lay in breaking the connection between them. I had a friend in the New York detective force, and through him I kept a watch upon MacCoy. When, within a fortnight of my brother’s sailing, I heard that MacCoy had taken a berth in the Etruria, I was as certain as if he had told me that he was going over to England for the purpose of coaxing

Edward back again into the ways that he had left. In an instant I had resolved to go also, and to pit my influence against MacCoy's. I knew it was a losing fight, but I thought, and my mother thought, that it was my duty. We passed the last night together in prayer for my success, and she gave me her own Testament that my father had given her on the day of their marriage in the Old Country, so that I might always wear it next my heart.

"I was a fellow-traveller, on the steamship, with Sparrow MacCoy, and at least I had the satisfaction of spoiling his little game for the voyage. The very first night I went into the smoking-room, and found him at the head of a card-table, with a half a dozen young fellows who were carrying their full purses and their empty skulls over to Europe. He was settling down for his harvest, and a rich one it would have been. But I soon changed all that.

"Gentlemen,' said I, 'are you aware whom you are playing with?'

"What's that to you? You mind your own business!' said he, with an oath.

"Who is it, anyway?' asked one of the dudes.

"He's Sparrow MacCoy, the most notorious card-sharper in the States.'

"Up he jumped with a bottle in his hand, but he remembered that he was under the flag of the effete Old Country, where law and order run, and Tammany has no pull. Gaol and the gallows wait for violence and murder, and there's no slipping out by the back door on board an ocean liner.

"Prove your words, you——!' said he.

"I will!' said I. 'If you will turn up your right shirt-sleeve to the shoulder, I will either prove my words or I will eat them.'

"He turned white and said not a word. You see, I knew something of his ways, and I was aware of that part of the mechanism which he and all such sharpers use consists of an elastic down the arm with a clip just above the wrist. It is by means of this clip that they withdraw from their hands the cards which they do not want, while they substitute other cards from another hiding place. I reckoned on it being there, and it was. He cursed me, slunk out of the saloon, and was hardly seen again during the voyage. For once, at any rate, I got level with Mister Sparrow MacCoy.

"But he soon had his revenge upon me, for when it came to influencing my brother he outweighed me every time. Edward had kept himself straight in London for the first few weeks, and had done some business with his American watches, until this villain came across his path once more. I did my best, but the best was little enough. The next thing I heard there had been a scandal at one of the Northumberland Avenue hotels: a traveller had been fleeced of a large sum by two confederate card-sharpers, and the matter was in the hands of Scotland Yard. The first I learned of it was in the evening paper, and I was at once certain that my brother and MacCoy were back at their old games. I hurried at once to Edward's lodgings. They told me that he and a tall gentleman (whom I recognized as MacCoy) had gone off together, and that he had left the lodgings and taken his things with him. The landlady had heard them give several directions to the cabman, ending with

Euston Station, and she had accidentally overheard the tall gentleman saying something about Manchester. She believed that that was their destination.

“A glance at the time-table showed me that the most likely train was at five, though there was another at 4:35 which they might have caught. I had only time to get the later one, but found no sign of them either at the depot or in the train. They must have gone on by the earlier one, so I determined to follow them to Manchester and search for them in the hotels there. One last appeal to my brother by all that he owed to my mother might even now be the salvation of him. My nerves were overstrung, and I lit a cigar to steady them. At that moment, just as the train was moving off, the door of my compartment was flung open, and there were MacCoy and my brother on the platform.

“They were both disguised, and with good reason, for they knew that the London police were after them. MacCoy had a great astrakhan collar drawn up, so that only his eyes and nose were showing. My brother was dressed like a woman, with a black veil half down his face, but of course it did not deceive me for an instant, nor would it have done so even if I had not known that he had often used such a dress before. I started up, and as I did so MacCoy recognized me. He said something, the conductor slammed the door, and they were shown into the next compartment. I tried to stop the train so as to follow them, but the wheels were already moving, and it was too late.

“When we stopped at Willesden, I instantly changed my carriage. It appears that I was not seen to do so, which is not surprising, as the station was crowded with people. MacCoy, of course, was expecting me, and he had spent the time between Euston and Willesden in saying all he could to harden my brother’s heart and set him against me. That is what I fancy, for I had never found him so impossible to soften or to move. I tried this way and I tried that; I pictured his future in an English gaol; I described the sorrow of his mother when I came back with the news; I said everything to touch his heart, but all to no purpose. He sat there with a fixed sneer upon his handsome face, while every now and then Sparrow MacCoy would throw in a taunt at me, or some word of encouragement to hold my brother to his resolutions.

“‘Why don’t you run a Sunday-school?’ he would say to me, and then, in the same breath: ‘He thinks you have no will of your own. He thinks you are just the baby brother and that he can lead you where he likes. He’s only just finding out that you are a man as well as he.’

“It was those words of his which set me talking bitterly. We had left Willesden, you understand, for all this took some time. My temper got the better of me, and for the first time in my life I let my brother see the rough side of me. Perhaps it would have been better had I done so earlier and more often.

“‘A man!’ said I. ‘Well, I’m glad to have your friend’s assurance of it, for no one would suspect it to see you like a boarding-school missy. I don’t suppose in all this country there is a more contemptible-looking creature than you are as you sit there with that Dolly pinafore upon you.’ He coloured up at that, for he was a vain man, and he winced from ridicule.

“‘It’s only a dust-cloak,’ said he, and he slipped it off. ‘One has to throw the coppers off one’s scent, and I had no other way to do it.’ He took his toque off with the veil attached, and he put both it and the cloak into his brown bag. ‘Anyway, I don’t need to wear it until the conductor comes round,’ said he.

“‘Nor then, either,’ said I, and taking the bag I slung it with all my force out of the window. ‘Now,’ said I, ‘you’ll never make a Mary Jane of yourself while I can help it. If nothing but that disguise stands between you and a gaol, then to gaol you shall go.’

“That was the way to manage him. I felt my advantage at once. His supple nature was one which yielded to roughness far more readily than to entreaty. He flushed with shame, and his eyes filled with tears. But MacCoy saw my advantage also, and was determined that I should not pursue it.

“‘He’s my pard, and you shall not bully him,’ he cried.

“‘He’s my brother, and you shall not ruin him,’ said I. ‘I believe a spell of prison is the very best way of keeping you apart, and you shall have it, or it will be no fault of mine.’

“‘Oh, you would squeal, would you?’ he cried, and in an instant he whipped out his revolver. I sprang for his hand, but saw that I was too late, and jumped aside. At the same instant he fired, and the bullet which would have struck me passed through the heart of my unfortunate brother.

“He dropped without a groan upon the floor of the compartment, and MacCoy and I, equally horrified, knelt at each side of him, trying to bring back some signs of life. MacCoy still held the loaded revolver in his hand, but his anger against me and my resentment towards him had both for the moment been swallowed up in this sudden tragedy. It was he who first realized the situation. The train was for some reason going very slowly at the moment, and he saw his opportunity for escape. In an instant he had the door open, but I was as quick as he, and jumping upon him the two of us fell off the footboard and rolled in each other’s arms down a steep embankment. At the bottom I struck my head against a stone, and I remembered nothing more. When I came to myself I was lying among some low bushes, not far from the railroad track, and somebody was bathing my head with a wet handkerchief. It was Sparrow MacCoy.

“‘I guess I couldn’t leave you,’ said he. ‘I didn’t want to have the blood of two of you on my hands in one day. You loved your brother, I’ve no doubt; but you didn’t love him a cent more than I loved him, though you’ll say that I took a queer way to show it. Anyhow, it seems a mighty empty world now that he is gone, and I don’t care a continental whether you give me over to the hangman or not.’

“He had turned his ankle in the fall, and there we sat, he with his useless foot, and I with my throbbing head, and we talked and talked until gradually my bitterness began to soften and to turn into something like sympathy. What was the use of revenging his death upon a man who was as much stricken by that death as I was? And then, as my wits gradually returned, I began to realize also that I could do nothing against MacCoy which would not recoil upon my mother and myself. How could we convict him without a full account of my brother’s career being made public—the very thing which of all others we

wished to avoid? It was really as much our interest as his to cover the matter up, and from being an avenger of crime I found myself changed to a conspirator against Justice. The place in which we found ourselves was one of those pheasant preserves which are so common in the Old Country, and as we groped our way through it I found myself consulting the slayer of my brother as to how far it would be possible to hush it up.

“I soon realized from what he said that unless there were some papers of which we knew nothing in my brother’s pockets, there was really no possible means by which the police could identify him or learn how he had got there. His ticket was in MacCoy’s pocket, and so was the ticket for some baggage which they had left at the depot. Like most Americans, he had found it cheaper and easier to buy an outfit in London than to bring one from New York, so that all his linen and clothes were new and unmarked. The bag, containing the dust-cloak, which I had thrown out of the window, may have fallen among some bramble patch where it is still concealed, or may have been carried off by some tramp, or may have come into the possession of the police, who kept the incident to themselves. Anyhow, I have seen nothing about it in the London papers. As to the watches, they were a selection from those which had been intrusted to him for business purposes. It may have been for the same business purposes that he was taking them to Manchester, but—well, it’s too late to enter into that.

“I don’t blame the police for being at fault. I don’t see how it could have been otherwise. There was just one little clue that they might have followed up, but it was a small one. I mean that small, circular mirror which was found in my brother’s pocket. It isn’t a very common thing for a young man to carry about with him, is it? But a gambler might have told you what such a mirror may mean to a card-sharper. If you sit back a little from the table, and lay the mirror, face upwards, upon your lap, you can see, as you deal, every card that you give to your adversary. It is not hard to say whether you see a man or raise him when you know his cards as well as your own. It was as much a part of a sharper’s outfit as the elastic clip upon Sparrow MacCoy’s arm. Taking that, in connection with the recent frauds at the hotels, the police might have got hold of one end of the string.

“I don’t think there is much more for me to explain. We got to a village called Amersham that night in the character of two gentlemen upon a walking tour, and afterwards we made our way quietly to London, whence MacCoy went on to Cairo and I returned to New York. My mother died six months afterwards, and I am glad to say that to the day of her death she never knew what happened. She was always under the delusion that Edward was earning an honest living in London, and I never had the heart to tell her the truth. He never wrote; but, then, he never did write at any time, so that made no difference. His name was the last upon her lips.

“There’s just one other thing that I have to ask you, sir, and I should take it as a kind return for all this explanation, if you could do it for me. You remember that Testament that was picked up. I always carried it in my inside pocket, and it must have come out in my fall. I value it very highly, for it was the family book with my birth and my brother’s marked by my father in the beginning of it. I wish you would apply at the proper place and

have it sent to me. It can be of no possible value to anyone else. If you address it to X, Bassano's Library, Broadway, New York, it is sure to come to hand."

## THE POT OF CAVIARE

It was the fourth day of the siege. Ammunition and provisions were both nearing an end. When the Boxer insurrection had suddenly flamed up, and roared, like a fire in dry grass, across Northern China, the few scattered Europeans in the outlying provinces had huddled together at the nearest defensible post and had held on for dear life until rescue came—or until it did not. In the latter case, the less said about their fate the better. In the former, they came back into the world of men with that upon their faces which told that they had looked very closely upon such an end as would ever haunt their dreams.

Ichau was only fifty miles from the coast, and there was a European squadron in the Gulf of Liantong. Therefore the absurd little garrison, consisting of native Christians and railway men, with a German officer to command them and five civilian Europeans to support him, held on bravely with the conviction that help must soon come sweeping down to them from the low hills to eastward. The sea was visible from those hills, and on the sea were their armed countrymen. Surely, then, they could not feel deserted. With brave hearts they manned the loopholes in the crumbling brick walls outlining the tiny European quarter, and they fired away briskly, if ineffectively, at the rapidly advancing sangars of the Boxers. It was certain that in another day or so they would be at the end of their resources, but then it was equally certain that in another day or so they must be relieved. It might be a little sooner or it might be a little later, but there was no one who ever ventured to hint that the relief would not arrive in time to pluck them out of the fire. Up to Tuesday night there was no word of discouragement.

It was true that on Wednesday their robust faith in what was going forward behind those eastern hills had weakened a little. The grey slopes lay bare and unresponsive while the deadly sangars pushed ever nearer, so near that the dreadful faces which shrieked imprecations at them from time to time over the top could be seen in every hideous feature. There was not so much of that now since young Ainslie, of the Diplomatic service, with his neat little .303 sporting rifle, had settled down in the squat church tower, and had devoted his days to abating the nuisance. But a silent sangar is an even more impressive thing than a clamorous one, and steadily, irresistibly, inevitably, the lines of brick and rubble grew closer. Soon they would be so near that one rush would assuredly carry the frantic swordsmen over the frail entrenchment. It all seemed very black upon the Wednesday evening. Colonel Dresler, the German ex-infantry soldier, went about with an imperturbable face, but a heart of lead. Ralston, of the railway, was up half the night writing farewell letters. Professor Mercer, the old entomologist, was even more silent and grimly thoughtful than ever. Ainslie had lost some of his flippancy. On the whole, the ladies—Miss Sinclair, the nurse of the Scotch Mission, Mrs. Patterson, and her pretty daughter Jessie—were the most composed of the party. Father Pierre, of the French Mission, was also unaffected, as was natural to one who regarded martyrdom as a glorious crown. The Boxers yelling for his blood beyond the walls disturbed him less than his forced association with the sturdy Scotch Presbyterian presence of Mr. Patterson, with whom for ten years he had wrangled over the souls of the natives. They passed each other

now in the corridors as dog passes cat, and each kept a watchful eye upon the other lest even in the trenches he might filch some sheep from the rival fold, whispering heresy in his ear.

But the Wednesday night passed without a crisis, and on the Thursday all was bright once more. It was Ainslie up in the clock tower who had first heard the distant thud of a gun. Then Dresler heard it, and within half an hour it was audible to all—that strong iron voice, calling to them from afar and bidding them to be of good cheer, since help was coming. It was clear that the landing party from the squadron was well on its way. It would not arrive an hour too soon. The cartridges were nearly finished. Their half-rations of food would soon dwindle to an even more pitiful supply. But what need to worry about that now that relief was assured? There would be no attack that day, as most of the Boxers could be seen streaming off in the direction of the distant firing, and the long lines of sangars were silent and deserted. They were all able, therefore, to assemble at the lunch-table, a merry, talkative party, full of that joy of living which sparkles most brightly under the imminent shadow of death.

“The pot of caviare!” cried Ainslie. “Come, Professor, out with the pot of caviare!”

“Potz-tausend! yes,” grunted old Dresler. “It is certainly time that we had that famous pot.”

The ladies joined in, and from all parts of the long, ill-furnished table there came the demand for caviare.

It was a strange time to ask for such a delicacy, but the reason is soon told. Professor Mercer, the old Californian entomologist, had received a jar of caviare in a hamper of goods, arriving a day or two before the outbreak. In the general pooling and distribution of provisions this one dainty and three bottles of *Lachryma Christi* from the same hamper had been excepted and set aside. By common consent they were to be reserved for the final joyous meal when the end of their peril should be in sight. Even as they sat the thud-thud of the relieving guns came to their ears—more luxurious music to their lunch than the most sybaritic restaurant of London could have supplied. Before evening the relief would certainly be there. Why, then, should their stale bread not be glorified by the treasured caviare?

But the Professor shook his gnarled old head and smiled his inscrutable smile.

“Better wait,” said he.

“Wait! Why wait?” cried the company.

“They have still far to come,” he answered.

“They will be here for supper at the latest,” said Ralston, of the railway—a keen, bird-like man, with bright eyes and long, projecting nose. “They cannot be more than ten miles from us now. If they only did two miles an hour it would make them due at seven.”

“There is a battle on the way,” remarked the Colonel. “You will grant two hours or three hours for the battle.”



“Not half an hour,” cried Ainslie. “They will walk through them as if they were not there. What can these rascals with their matchlocks and swords do against modern weapons?”

“It depends on who leads the column of relief,” said Dresler. “If they are fortunate enough to have a German officer—”

“An Englishman for my money!” cried Ralston.

“The French commodore is said to be an excellent strategist,” remarked Father Pierre.

“I don’t see that it matters a toss,” cried the exuberant Ainslie. “Mr. Mauser and Mr. Maxim are the two men who will see us through, and with them on our side no leader can go wrong. I tell you they will just brush them aside and walk through them. So now, Professor, come on with that pot of caviare!”

But the old scientist was unconvinced.

“We shall reserve it for supper,” said he.

“After all,” said Mr. Patterson, in his slow, precise Scottish intonation, “it will be a courtesy to our guests—the officers of the relief—if we have some palatable food to lay before them. I’m in agreement with the Professor that we reserve the caviare for supper.”

The argument appealed to their sense of hospitality. There was something pleasantly chivalrous, too, in the idea of keeping their one little delicacy to give a savour to the meal of their preservers. There was no more talk of the caviare.

“By the way, Professor,” said Mr. Patterson, “I’ve only heard to-day that this is the second time that you have been besieged in this way. I’m sure we should all be very interested to hear some details of your previous experience.”

The old man’s face set very grimly.

“I was in Sung-tong, in South China, in ‘eighty-nine,” said he.

“It’s a very extraordinary coincidence that you should twice have been in such a perilous situation,” said the missionary. “Tell us how you were relieved at Sung-tong.”

The shadow deepened upon the weary face.

“We were not relieved,” said he.

“What! the place fell?”

“Yes, it fell.”

“And you came through alive.”

“I am a doctor as well as an entomologist. They had many wounded; they spared me.”

“And the rest?”

“Assez! assez!” cried the little French priest, raising his hand in protest. He had been twenty years in China. The professor had said nothing, but there was something, some lurking horror, in his dull, grey eyes which had turned the ladies pale.

“I am sorry,” said the missionary. “I can see that it is a painful subject. I should not have asked.”

“No,” the Professor answered, slowly. “It is wiser not to ask. It is better not to speak about such things at all. But surely those guns are very much nearer?”

There could be no doubt of it. After a silence the thud-thud had recommenced with a lively ripple of rifle-fire playing all round that deep bass master-note. It must be just at the farther side of the nearest hill. They pushed back their chairs and ran out to the ramparts. The silent-footed native servants came in and cleared the scanty remains from the table. But after they had left, the old Professor sat on there, his massive, grey-crowned head leaning upon his hands and the same pensive look of horror in his eyes. Some ghosts may be laid for years, but when they do rise it is not so easy to drive them back to their slumbers. The guns had ceased outside, but he had not observed it, lost as he was in the one supreme and terrible memory of his life.

His thoughts were interrupted at last by the entrance of the Commandant. There was a complacent smile upon his broad German face.

"The Kaiser will be pleased," said he, rubbing his hands. "Yes, certainly it should mean a decoration. 'Defence of Ichau against the Boxers by Colonel Dresler, late Major of the 114th Hanoverian Infantry. Splendid resistance of small garrison against overwhelming odds.' It will certainly appear in the Berlin papers."

"Then you think we are saved?" said the old man, with neither emotion nor exultation in his voice.

The Colonel smiled.

"Why, Professor," said he, "I have seen you more excited on the morning when you brought back *Lepidus Mercerensis* in your collecting box."

"The fly was safe in my collecting-box first," the entomologist answered. "I have seen so many strange turns of Fate in my long life that I do not grieve nor do I rejoice until I know that I have cause. But tell me the news."

"Well," said the Colonel, lighting his long pipe, and stretching his gaitered legs in the bamboo chair, "I'll stake my military reputation that all is well. They are advancing swiftly, the firing has died down to show that resistance is at an end, and within an hour we'll see them over the brow. Ainslie is to fire his gun three times from the church tower as a signal, and then we shall make a little sally on our own account."

"And you are waiting for this signal?"

"Yes, we are waiting for Ainslie's shots. I thought I would spend the time with you, for I had something to ask you."

"What was it?"

"Well, you remember your talk about the other siege—the siege of Sung-tong. It interests me very much from a professional point of view. Now that the ladies and civilians are gone you will have no objection to discussing it."

"It is not a pleasant subject."

"No, I dare say not. Mein Gott! it was indeed a tragedy. But you have seen how I have conducted the defence here. Was it wise? Was it good? Was it worthy of the traditions of the German army?"

"I think you could have done no more."

"Thank you. But this other place, was it as ably defended? To me a comparison of this sort is very interesting. Could it have been saved?"

"No; everything possible was done—save only one thing."

"Ah! there was one omission. What was it?"

"No one—above all, no woman—should have been allowed to fall alive into the hands of the Chinese."

The Colonel held out his broad red hand and enfolded the long, white, nervous fingers of the Professor.

"You are right—a thousand times right. But do not think that this has escaped my thoughts. For myself I would die fighting, so would Ralston, so would Ainslie. I have talked to them, and it is settled. But the others, I have spoken with them, but what are you to do? There are the priest, and the missionary, and the women?"

"Would they wish to be taken alive?"

"They would not promise to take steps to prevent it. They would not lay hands upon their own lives. Their consciences would not permit it. Of course, it is all over now, and we need not speak of such dreadful things. But what would you have done in my place?"

"Kill them."

"Mein Gott! You would murder them!"

"In mercy I would kill them. Man, I have been through it. I have seen the death of the hot eggs; I have seen the death of the boiling kettle; I have seen the women—my God! I wonder that I have ever slept sound again." His usually impassive face was working and quivering with the agony of the remembrance. "I was strapped to a stake with thorns in my eyelids to keep them open, and my grief at their torture was a less thing than my self-reproach when I thought that I could with one tube of tasteless tablets have snatched them at the last instant from the hands of their tormentors. Murder! I am ready to stand at the Divine bar and answer for a thousand murders such as that! Sin! Why, it is such an act as might well cleanse the stain of real sin from the soul. But if, knowing what I do, I should have failed this second time to do it, then, by Heaven! there is no hell deep enough or hot enough to receive my guilty craven spirit."

The Colonel rose, and again his hand clasped that of the Professor.

"You speak sense," said he. "You are a brave, strong man, who know your own mind. Yes, by the Lord! you would have been my great help had things gone the other way. I have often thought and wondered in the dark, early hours of the morning, but I did not know how to do it. But we should have heard Ainslie's shots before now; I will go and see."

Again the old scientist sat alone with his thoughts. Finally, as neither the guns of the relieving force nor yet the signal of their approach sounded upon his ears, he rose, and was about to go himself upon the ramparts to make inquiry when the door flew open, and Colonel Dresler staggered into the room. His face was of a ghastly yellow-white, and his chest heaved like that of a man exhausted with running. There was brandy on the side-table, and he gulped down a glassful. Then he dropped heavily into a chair.

"Well," said the Professor, coldly, "they are not coming?"

“No, they cannot come.”

There was silence for a minute or more, the two men staring blankly at each other.

“Do they all know?”

“No one knows but me.”

“How did you learn?”

“I was at the wall near the postern gate—a little wooden gate that opens on the rose garden. I saw something crawling among the bushes. There was a knocking at the door. I opened it. It was a Christian Tartar, badly cut about with swords. He had come from the battle. Commodore Wyndham, the Englishman, had sent him. The relieving force had been checked. They had shot away most of their ammunition. They had entrenched themselves and sent back to the ships for more. Three days must pass before they could come. That was all. Mein Gott! it was enough.”

The Professor bent his shaggy grey brows.

“Where is the man?” he asked.

“He is dead. He died of loss of blood. His body lies at the postern gate.”

“And no one saw him?”

“Not to speak to.”

“Oh! they did see him, then?”

“Ainslie must have seen him from the church tower. He must know that I have had tidings. He will want to know what they are. If I tell him they must all know.”

“How long can we hold out?”

“An hour or two at the most.”

“Is that absolutely certain?”

“I pledge my credit as a soldier upon it.”

“Then we must fall?”

“Yes, we must fall.”

“There is no hope for us?”

“None.”

The door flew open and young Ainslie rushed in. Behind him crowded Ralston, Patterson, and a crowd of white men and of native Christians.

“You’ve had news, Colonel?”

Professor Mercer pushed to the front.

“Colonel Dresler has just been telling me. It is all right. They have halted, but will be here in the early morning. There is no longer any danger.”

A cheer broke from the group in the doorway. Everyone was laughing and shaking hands.

“But suppose they rush us before to-morrow morning?” cried Ralston, in a petulant voice. “What infernal fools these fellows are not to push on! Lazy devils, they should be court-martialled, every man of them.”

“It’s all safe,” said Ainslie. “These fellows have had a bad knock. We can see their wounded being carried by the hundred over the hill. They must have lost heavily. They won’t attack before morning.”

“No, no,” said the Colonel; “it is certain that they won’t attack before morning. None the less, get back to your posts. We must give no point away.” He left the room with the rest, but as he did so he looked back, and his eyes for an instant met those of the old Professor. “I leave it in your hands,” was the message which he flashed.

A stern set smile was his answer.

The afternoon wore away without the Boxers making their last attack. To Colonel Dresler it was clear that the unwonted stillness meant only that they were reassembling their forces from their fight with the relief column, and were gathering themselves for the inevitable and final rush. To all the others it appeared that the siege was indeed over, and that the assailants had been crippled by the losses which they had already sustained. It was a joyous and noisy party, therefore, which met at the supper-table, when the three bottles of *Lachryma Christi* were uncorked and the famous pot of caviare was finally opened. It was a large jar, and, though each had a tablespoonful of the delicacy, it was by no means exhausted. Ralston, who was an epicure, had a double allowance. He pecked away at it like a hungry bird. Ainslie, too, had a second helping. The Professor took a large spoonful himself, and Colonel Dresler, watching him narrowly, did the same. The ladies ate freely, save only pretty Miss Patterson, who disliked the salty, pungent taste. In spite of the hospitable entreaties of the Professor, her portion lay hardly touched at the side of her plate.

“You don’t like my little delicacy. It is a disappointment to me when I had kept it for your pleasure,” said the old man. “I beg that you will eat the caviare.”

“I have never tasted it before. No doubt I should like it in time.”

“Well, you must make a beginning. Why not start to educate your taste now? Do, please!”

Pretty Jessie Patterson’s bright face shone with her sunny, boyish smile.

“Why, how earnest you are!” she laughed. “I had no idea you were so polite, Professor Mercer. Even if I do not eat it I am just as grateful.”

“You are foolish not to eat it,” said the Professor, with such intensity that the smile died from her face and her eyes reflected the earnestness of his own. “I tell you it is foolish not to eat caviare to-night.”

“But why—why?” she asked.

“Because you have it on your plate. Because it is sinful to waste it.”

“There! there!” said stout Mrs. Patterson, leaning across. “Don’t trouble her any more. I can see that she does not like it. But it shall not be wasted.” She passed the blade of her knife under it, and scraped it from Jessie’s plate on to her own. “Now it won’t be wasted. Your mind will be at ease, Professor.”

But it did not seem at ease. On the contrary his face was agitated like that of a man who encounters an unexpected and formidable obstacle. He was lost in thought.

The conversation buzzed cheerily. Everyone was full of his future plans.

“No, no, there is no holiday for me,” said Father Pierre. “We priests don’t get holidays. Now that the mission and school are formed I am to leave it to Father Amiel, and to push westwards to found another.”

“You are leaving?” said Mr. Patterson. “You don’t mean that you are going away from Ichau?”

Father Pierre shook his venerable head in waggish reproof. “You must not look so pleased, Mr. Patterson.”

“Well, well, our views are very different,” said the Presbyterian, “but there is no personal feeling towards you, Father Pierre. At the same time, how any reasonable educated man at this time of the world’s history can teach these poor benighted heathen that—”

A general buzz of remonstrance silenced the theology.

“What will you do yourself, Mr. Patterson?” asked someone.

“Well, I’ll take three months in Edinburgh to attend the annual meeting. You’ll be glad to do some shopping in Princes Street, I’m thinking, Mary. And you, Jessie, you’ll see some folk your own age. Then we can come back in the fall, when your nerves have had a rest.”

“Indeed, we shall all need it,” said Miss Sinclair, the mission nurse. “You know, this long strain takes me in the strangest way. At the present moment I can hear such a buzzing in my ears.”

“Well, that’s funny, for it’s just the same with me,” cried Ainslie. “An absurd up-and-down buzzing, as if a drunken bluebottle were trying experiments on his register. As you say, it must be due to nervous strain. For my part I am going back to Peking, and I hope I may get some promotion over this affair. I can get good polo here, and that’s as fine a change of thought as I know. How about you, Ralston?”

“Oh, I don’t know. I’ve hardly had time to think. I want to have a real good sunny, bright holiday and forget it all. It was funny to see all the letters in my room. It looked so black on Wednesday night that I had settled up my affairs and written to all my friends. I don’t quite know how they were to be delivered, but I trusted to luck. I think I will keep those papers as a souvenir. They will always remind me of how close a shave we have had.”

“Yes, I would keep them,” said Dresler.

His voice was so deep and solemn that every eye was turned upon him.

“What is it, Colonel? You seem in the blues to-night.” It was Ainslie who spoke.

“No, no; I am very contented.”

“Well, so you should be when you see success in sight. I am sure we are all indebted to you for your science and skill. I don’t think we could have held the place without you. Ladies and gentlemen, I ask you to drink to the health of Colonel Dresler, of the Imperial German Army. Er soll leben—hoch!”

They all stood up and raised their glasses to the soldier, with smiles and bows.

His pale face flushed with professional pride.

"I have always kept my books with me. I have forgotten nothing," said he. "I do not think that more could be done. If things had gone wrong with us and the place had fallen you would, I am sure, have freed me from any blame or responsibility." He looked wistfully round him.

"I'm voicing the sentiments of this company, Colonel Dresler," said the Scotch minister, "when I say—but, Lord save us! what's amiss with Mr. Ralston?"

He had dropped his face upon his folded arms and was placidly sleeping.

"Don't mind him," said the Professor, hurriedly. "We are all in a stage of reaction now. I have no doubt that we are all liable to collapse. It is only to-night that we shall feel what we have gone through."

"I'm sure I can fully sympathize with him," said Mrs. Patterson. "I don't know when I have been more sleepy. I can hardly hold my own head up." She cuddled back in her chair and shut her eyes.

"Well, I've never known Mary to do that before," cried her husband, laughing heartily. "Gone to sleep over her supper! Whatever will she think when we tell her of it afterwards? But the air does seem hot and heavy. I can certainly excuse anyone who falls asleep to-night. I think that I shall turn in early myself."

Ainslie was in a talkative, excited mood. He was on his feet once more with his glass in his hand.

"I think that we ought to have one drink all together, and then sing 'Auld Lang Syne,'" said he, smiling round at the company. "For a week we have all pulled in the same boat, and we've got to know each other as people never do in the quiet days of peace. We've learned to appreciate each other, and we've learned to appreciate each other's nations. There's the Colonel here stands for Germany. And Father Pierre is for France. Then there's the Professor for America. Ralston and I are Britishers. Then there's the ladies, God bless 'em! They have been angels of mercy and compassion all through the siege. I think we should drink the health of the ladies. Wonderful thing—the quiet courage, the patience, the—what shall I say?—the fortitude—the—the—by George, look at the Colonel! He's gone to sleep, too—most infernal sleepy weather." His glass crashed down upon the table, and he sank back, mumbling and muttering, into his seat. Miss Sinclair, the pale mission nurse, had dropped off also. She lay like a broken lily across the arm of her chair. Mr. Patterson looked round him and sprang to his feet. He passed his hand over his flushed forehead.

"This isn't natural, Jessie," he cried. "Why are they all asleep? There's Father Pierre—he's off too. Jessie, Jessie, your mother is cold. Is it sleep? Is it death? Open the windows! Help! help! help!" He staggered to his feet and rushed to the windows, but midway his head spun round, his knees sank under him, and he pitched forward upon his face.

The young girl had also sprung to her feet. She looked round her with horror-stricken eyes at her prostrate father and the silent ring of figures.

“Professor Mercer! What is it? What is it?” she cried. “Oh, my God, they are dying! They are dead!”

The old man had raised himself by a supreme effort of his will, though the darkness was already gathering thickly round him.

“My dear young lady,” he said, stuttering and stumbling over the words, “we would have spared you this. It would have been painless to mind and body. It was cyanide. I had it in the caviare. But you would not have it.”

“Great Heaven!” She shrank away from him with dilated eyes. “Oh, you monster! You monster! You have poisoned them!”

“No! no! I saved them. You don’t know the Chinese. They are horrible. In another hour we should all have been in their hands. Take it now, child.” Even as he spoke a burst of firing broke out under the very windows of the room. “Hark! There they are! Quick, dear, quick, you may cheat them yet!” But his words fell upon deaf ears, for the girl had sunk back senseless in her chair. The old man stood listening for an instant to the firing outside. But what was that? Merciful Father, what was that? Was he going mad? Was it the effect of the drug? Surely it was a European cheer? Yes, there were sharp orders in English. There was the shouting of sailors. He could no longer doubt it. By some miracle the relief had come after all. He threw his long arms upwards in despair. “What have I done? Oh, good Lord, what *have* I done?” he cried.

It was Commodore Wyndham himself who was the first, after his desperate and successful night attack, to burst into that terrible supper-room. Round the table sat the white and silent company. Only in the young girl who moaned and faintly stirred was any sign of life to be seen. And yet there was one in the circle who had the energy for a last supreme duty. The Commodore, standing stupefied at the door, saw a grey head slowly lifted from the table, and the tall form of the Professor staggered for an instant to its feet.

“Take care of the caviare! For God’s sake don’t touch the caviare!” he croaked.

Then he sank back once more and the circle of death was complete.



## THE JAPPANED BOX

It was a curious thing, said the private tutor; one of those grotesque and whimsical incidents which occur to one as one goes through life. I lost the best situation which I am ever likely to have through it. But I am glad that I went to Thorpe Place, for I gained—well, as I tell you the story you will learn what I gained.

I don't know whether you are familiar with that part of the Midlands which is drained by the Avon. It is the most English part of England. Shakespeare, the flower of the whole race, was born right in the middle of it. It is a land of rolling pastures, rising in higher folds to the westwards, until they swell into the Malvern Hills. There are no towns, but numerous villages, each with its grey Norman church. You have left the brick of the southern and eastern counties behind you, and everything is stone—stone for the walls, and lichened slabs of stone for the roofs. It is all grim and solid and massive, as befits the heart of a great nation.

It was in the middle of this country, not very far from Evesham, that Sir John Bollamore lived in the old ancestral home of Thorpe Place, and thither it was that I came to teach his two little sons. Sir John was a widower—his wife had died three years before—and he had been left with these two lads aged eight and ten, and one dear little girl of seven. Miss Witherton, who is now my wife, was governess to this little girl. I was tutor to the two boys. Could there be a more obvious prelude to an engagement? She governs me now, and I tutor two little boys of our own. But, there—I have already revealed what it was which I gained in Thorpe Place!

It was a very, very old house, incredibly old—preNorman, some of it—and the Bollamores claimed to have lived in that situation since long before the Conquest. It struck a chill to my heart when first I came there, those enormously thick grey walls, the rude crumbling stones, the smell as from a sick animal which exhaled from the rotting plaster of the aged building. But the modern wing was bright and the garden was well kept. No house could be dismal which had a pretty girl inside it and such a show of roses in front.

Apart from a very complete staff of servants there were only four of us in the household. These were Miss Witherton, who was at that time four-and-twenty and as pretty—well, as pretty as Mrs. Colmore is now—myself, Frank Colmore, aged thirty, Mrs. Stevens, the housekeeper, a dry, silent woman, and Mr. Richards, a tall military-looking man, who acted as steward to the Bollamore estates. We four always had our meals together, but Sir John had his usually alone in the library. Sometimes he joined us at dinner, but on the whole we were just as glad when he did not.

For he was a very formidable person. Imagine a man six feet three inches in height, majestically built, with a high-nosed, aristocratic face, brindled hair, shaggy eyebrows, a small, pointed Mephistophelian beard, and lines upon his brow and round his eyes as deep as if they had been carved with a penknife. He had grey eyes, weary, hopeless-looking eyes, proud and yet pathetic, eyes which claimed your pity and yet dared you to

show it. His back was rounded with study, but otherwise he was as fine a looking man of his age—five-and-fifty perhaps—as any woman would wish to look upon.

But his presence was not a cheerful one. He was always courteous, always refined, but singularly silent and retiring. I have never lived so long with any man and known so little of him. If he were indoors he spent his time either in his own small study in the Eastern Tower, or in the library in the modern wing. So regular was his routine that one could always say at any hour exactly where he would be. Twice in the day he would visit his study, once after breakfast, and once about ten at night. You might set your watch by the slam of the heavy door. For the rest of the day he would be in his library—save that for an hour or two in the afternoon he would take a walk or a ride, which was solitary like the rest of his existence. He loved his children, and was keenly interested in the progress of their studies, but they were a little awed by the silent, shaggy-browed figure, and they avoided him as much as they could. Indeed, we all did that.

It was some time before I came to know anything about the circumstances of Sir John Bollamore's life, for Mrs. Stevens, the housekeeper, and Mr. Richards, the land-steward, were too loyal to talk easily of their employer's affairs. As to the governess, she knew no more than I did, and our common interest was one of the causes which drew us together. At last, however, an incident occurred which led to a closer acquaintance with Mr. Richards and a fuller knowledge of the life of the man whom I served.

The immediate cause of this was no less than the falling of Master Percy, the youngest of my pupils, into the mill-race, with imminent danger both to his life and to mine, since I had to risk myself in order to save him. Dripping and exhausted—for I was far more spent than the child—I was making for my room when Sir John, who had heard the hubbub, opened the door of his little study and asked me what was the matter. I told him of the accident, but assured him that his child was in no danger, while he listened with a rugged, immobile face, which expressed in its intense eyes and tightened lips all the emotion which he tried to conceal.

"One moment! Step in here! Let me have the details!" said he, turning back through the open door.

And so I found myself within that little sanctum, inside which, as I afterwards learned, no other foot had for three years been set save that of the old servant who cleaned it out. It was a round room, conforming to the shape of the tower in which it was situated, with a low ceiling, a single narrow, ivy-wreathed window, and the simplest of furniture. An old carpet, a single chair, a deal table, and a small shelf of books made up the whole contents. On the table stood a full-length photograph of a woman—I took no particular notice of the features, but I remember, that a certain gracious gentleness was the prevailing impression. Beside it were a large black japanned box and one or two bundles of letters or papers fastened together with elastic bands.

Our interview was a short one, for Sir John Bollamore perceived that I was soaked, and that I should change without delay. The incident led, however, to an instructive talk with Richards, the agent, who had never penetrated into the chamber which chance had

opened to me. That very afternoon he came to me, all curiosity, and walked up and down the garden path with me, while my two charges played tennis upon the lawn beside us.

"You hardly realize the exception which has been made in your favour," said he. "That room has been kept such a mystery, and Sir John's visits to it have been so regular and consistent, that an almost superstitious feeling has arisen about it in the household. I assure you that if I were to repeat to you the tales which are flying about, tales of mysterious visitors there, and of voices overheard by the servants, you might suspect that Sir John had relapsed into his old ways."

"Why do you say relapsed?" I asked.

He looked at me in surprise.

"Is it possible," said he, "that Sir John Bollamore's previous history is unknown to you?"

"Absolutely."

"You astound me. I thought that every man in England knew something of his antecedents. I should not mention the matter if it were not that you are now one of ourselves, and that the facts might come to your ears in some harsher form if I were silent upon them. I always took it for granted that you knew that you were in the service of 'Devil' Bollamore."

"But why 'Devil'?" I asked.

"Ah, you are young and the world moves fast, but twenty years ago the name of 'Devil' Bollamore was one of the best known in London. He was the leader of the fastest set, bruiser, driver, gambler, drunkard—a survival of the old type, and as bad as the worst of them."

I stared at him in amazement.

"What!" I cried, "that quiet, studious, sad-faced man?"

"The greatest rip and debauchee in England! All between ourselves, Colmore. But you understand now what I mean when I say that a woman's voice in his room might even now give rise to suspicions."

"But what can have changed him so?"

"Little Beryl Clare, when she took the risk of becoming his wife. That was the turning point. He had got so far that his own fast set had thrown him over. There is a world of difference, you know, between a man who drinks and a drunkard. They all drink, but they taboo a drunkard. He had become a slave to it—hopeless and helpless. Then she stepped in, saw the possibilities of a fine man in the wreck, took her chance in marrying him though she might have had the pick of a dozen, and, by devoting her life to it, brought him back to manhood and decency. You have observed that no liquor is ever kept in the house. There never has been any since her foot crossed its threshold. A drop of it would be like blood to a tiger even now."

"Then her influence still holds him?"

"That is the wonder of it. When she died three years ago, we all expected and feared that he would fall back into his old ways. She feared it herself, and the thought gave a

terror to death, for she was like a guardian angel to that man, and lived only for the one purpose. By the way, did you see a black japanned box in his room?"

"Yes."

"I fancy it contains her letters. If ever he has occasion to be away, if only for a single night, he invariably takes his black japanned box with him. Well, well, Colmore, perhaps I have told you rather more than I should, but I shall expect you to reciprocate if anything of interest should come to your knowledge."

I could see that the worthy man was consumed with curiosity and just a little piqued that I, the newcomer, should have been the first to penetrate into the untrodden chamber. But the fact raised me in his esteem, and from that time onwards I found myself upon more confidential terms with him.

And now the silent and majestic figure of my employer became an object of greater interest to me. I began to understand that strangely human look in his eyes, those deep lines upon his care-worn face. He was a man who was fighting a ceaseless battle, holding at arm's length, from morning till night, a horrible adversary who was forever trying to close with him—an adversary which would destroy him body and soul could it but fix its claws once more upon him. As I watched the grim, round-backed figure pacing the corridor or walking in the garden, this imminent danger seemed to take bodily shape, and I could almost fancy that I saw this most loathsome and dangerous of all the fiends crouching closely in his very shadow, like a half-cowed beast which slinks beside its keeper, ready at any unguarded moment to spring at his throat. And the dead woman, the woman who had spent her life in warding off this danger, took shape also to my imagination, and I saw her as a shadowy but beautiful presence which intervened for ever with arms uplifted to screen the man whom she loved.

In some subtle way he divined the sympathy which I had for him, and he showed in his own silent fashion that he appreciated it. He even invited me once to share his afternoon walk, and although no word passed between us on this occasion, it was a mark of confidence which he had never shown to anyone before. He asked me also to index his library (it was one of the best private libraries in England), and I spent many hours in the evening in his presence, if not in his society, he reading at his desk and I sitting in a recess by the window reducing to order the chaos which existed among his books. In spite of these close relations I was never again asked to enter the chamber in the turret.

And then came my revulsion of feeling. A single incident changed all my sympathy to loathing, and made me realize that my employer still remained all that he had ever been, with the additional vice of hypocrisy. What happened was as follows.

One evening Miss Witherton had gone down to Broadway, the neighbouring village, to sing at a concert for some charity, and I, according to my promise, had walked over to escort her back. The drive sweeps round under the eastern turret, and I observed as I passed that the light was lit in the circular room. It was a summer evening, and the window, which was a little higher than our heads, was open. We were, as it happened, engrossed in our own conversation at the moment and we had paused upon the lawn

which skirts the old turret, when suddenly something broke in upon our talk and turned our thoughts away from our own affairs.

It was a voice—the voice undoubtedly of a woman. It was low—so low that it was only in that still night air that we could have heard it, but, hushed as it was, there was no mistaking its feminine timbre. It spoke hurriedly, gaspingly for a few sentences, and then was silent—a piteous, breathless, imploring sort of voice. Miss Witherton and I stood for an instant staring at each other. Then we walked quickly in the direction of the hall-door.

“It came through the window,” I said.

“We must not play the part of eavesdroppers,” she answered. “We must forget that we have ever heard it.”

There was an absence of surprise in her manner which suggested a new idea to me.

“You have heard it before,” I cried.

“I could not help it. My own room is higher up on the same turret. It has happened frequently.”

“Who can the woman be?”

“I have no idea. I had rather not discuss it.”

Her voice was enough to show me what she thought. But granting that our employer led a double and dubious life, who could she be, this mysterious woman who kept him company in the old tower? I knew from my own inspection how bleak and bare a room it was. She certainly did not live there. But in that case where did she come from? It could not be anyone of the household. They were all under the vigilant eyes of Mrs. Stevens. The visitor must come from without. But how?

And then suddenly I remembered how ancient this building was, and how probable that some mediaeval passage existed in it. There is hardly an old castle without one. The mysterious room was the basement of the turret, so that if there were anything of the sort it would open through the floor. There were numerous cottages in the immediate vicinity. The other end of the secret passage might lie among some tangle of bramble in the neighbouring copse. I said nothing to anyone, but I felt that the secret of my employer lay within my power.

And the more convinced I was of this the more I marvelled at the manner in which he concealed his true nature. Often as I watched his austere figure, I asked myself if it were indeed possible that such a man should be living this double life, and I tried to persuade myself that my suspicions might after all prove to be ill-founded. But there was the female voice, there was the secret nightly rendezvous in the turret-chamber—how could such facts admit of an innocent interpretation. I conceived a horror of the man. I was filled with loathing at his deep, consistent hypocrisy.

Only once during all those months did I ever see him without that sad but impassive mask which he usually presented towards his fellow-man. For an instant I caught a glimpse of those volcanic fires which he had damped down so long. The occasion was an unworthy one, for the object of his wrath was none other than the aged charwoman whom I have already mentioned as being the one person who was allowed within his

mysterious chamber. I was passing the corridor which led to the turret—for my own room lay in that direction—when I heard a sudden, startled scream, and merged in it the husky, growling note of a man who is inarticulate with passion. It was the snarl of a furious wild beast. Then I heard his voice thrilling with anger. “You would dare!” he cried. “You would dare to disobey my directions!” An instant later the charwoman passed me, flying down the passage, white-faced and tremulous, while the terrible voice thundered behind her. “Go to Mrs. Stevens for your money! Never set foot in Thorpe Place again!” Consumed with curiosity, I could not help following the woman, and found her round the corner leaning against the wall and palpitating like a frightened rabbit.

“What is the matter, Mrs. Brown?” I asked.

“It’s master!” she gasped. “Oh, ‘ow ‘e frightened me! If you had seen ‘is eyes, Mr. Colmore, sir. I thought ‘e would ‘ave been the death of me.”

“But what had you done?”

“Done, sir! Nothing. At least nothing to make so much of. Just laid my ‘and on that black box of ‘is—‘adn’t even opened it, when in ‘e came and you ‘eard the way ‘e went on. I’ve lost my place, and glad I am of it, for I would never trust myself within reach of ‘im again.”

So it was the japanned box which was the cause of this outburst—the box from which he would never permit himself to be separated. What was the connection, or was there any connection between this and the secret visits of the lady whose voice I had overheard? Sir John Bollamore’s wrath was enduring as well as fiery, for from that day Mrs. Brown, the charwoman, vanished from our ken, and Thorpe Place knew her no more.

And now I wish to tell you the singular chance which solved all these strange questions and put my employer’s secret in my possession. The story may leave you with some lingering doubts as to whether my curiosity did not get the better of my honour, and whether I did not condescend to play the spy. If you choose to think so I cannot help it, but can only assure you that, improbable as it may appear, the matter came about exactly as I describe it.

The first stage in this denouement was that the small room in the turret became uninhabitable. This occurred through the fall of the worm-eaten oaken beam which supported the ceiling. Rotten with age, it snapped in the middle one morning, and brought down a quantity of plaster with it. Fortunately Sir John was not in the room at the time. His precious box was rescued from amongst the debris and brought into the library, where, henceforward, it was locked within his bureau. Sir John took no steps to repair the damage, and I never had an opportunity of searching for that secret passage, the existence of which I had surmised. As to the lady, I had thought that this would have brought her visits to an end, had I not one evening heard Mr. Richards asking Mrs. Stevens who the woman was whom he had overheard talking to Sir John in the library. I could not catch her reply, but I saw from her manner that it was not the first time that she had had to answer or avoid the same question.

“You’ve heard the voice, Colmore?” said the agent.

I confessed that I had.

“And what do *you* think of it?”

I shrugged my shoulders, and remarked that it was no business of mine.

“Come, come, you are just as curious as any of us. Is it a woman or not?”

“It is certainly a woman.”

“Which room did you hear it from?”

“From the turret-room, before the ceiling fell.”

“But I heard it from the library only last night. I passed the doors as I was going to bed, and I heard something wailing and praying just as plainly as I hear you. It may be a woman——”

“Why, what else *could* it be?”

He looked at me hard.

“There are more things in heaven and earth,” said he. “If it is a woman, how does she get there?”

“I don’t know.”

“No, nor I. But if it is the other thing—but there, for a practical business man at the end of the nineteenth century this is rather a ridiculous line of conversation.” He turned away, but I saw that he felt even more than he had said. To all the old ghost stories of Thorpe Place a new one was being added before our very eyes. It may by this time have taken its permanent place, for though an explanation came to me, it never reached the others.

And my explanation came in this way. I had suffered a sleepless night from neuralgia, and about midday I had taken a heavy dose of chlorodyne to alleviate the pain. At that time I was finishing the indexing of Sir John Bollamore’s library, and it was my custom to work there from five till seven. On this particular day I struggled against the double effect of my bad night and the narcotic. I have already mentioned that there was a recess in the library, and in this it was my habit to work. I settled down steadily to my task, but my weariness overcame me and, falling back upon the settee, I dropped into a heavy sleep.

How long I slept I do not know, but it was quite dark when I awoke. Confused by the chlorodyne which I had taken, I lay motionless in a semi-conscious state. The great room with its high walls covered with books loomed darkly all round me. A dim radiance from the moonlight came through the farther window, and against this lighter background I saw that Sir John Bollamore was sitting at his study table. His well-set head and clearly cut profile were sharply outlined against the glimmering square behind him. He bent as I watched him, and I heard the sharp turning of a key and the rasping of metal upon metal. As if in a dream I was vaguely conscious that this was the japanned box which stood in front of him, and that he had drawn something out of it, something squat and uncouth, which now lay before him upon the table. I never realized—it never occurred to my bemuddled and torpid brain that I was intruding upon his privacy, that he imagined himself to be alone in the room. And then, just as it rushed upon my horrified perceptions, and I had half risen to announce my presence, I heard a strange, crisp, metallic clicking, and then the voice.

Yes, it was a woman's voice; there could not be a doubt of it. But a voice so charged with entreaty and with yearning love, that it will ring for ever in my ears. It came with a curious faraway tinkle, but every word was clear, though faint—very faint, for they were the last words of a dying woman.

"I am not really gone, John," said the thin, gasping voice. "I am here at your very elbow, and shall be until we meet once more. I die happy to think that morning and night you will hear my voice. Oh, John, be strong, be strong, until we meet again."

I say that I had risen in order to announce my presence, but I could not do so while the voice was sounding. I could only remain half lying, half sitting, paralysed, astounded, listening to those yearning distant musical words. And he—he was so absorbed that even if I had spoken he might not have heard me. But with the silence of the voice came my half articulated apologies and explanations. He sprang across the room, switched on the electric light, and in its white glare I saw him, his eyes gleaming with anger, his face twisted with passion, as the hapless charwoman may have seen him weeks before.

"Mr. Colmore!" he cried. "You here! What is the meaning of this, sir?"

With halting words I explained it all, my neuralgia, the narcotic, my luckless sleep and singular awakening. As he listened the glow of anger faded from his face, and the sad, impassive mask closed once more over his features.

"My secret is yours, Mr. Colmore," said he. "I have only myself to blame for relaxing my precautions. Half confidences are worse than no confidences, and so you may know all since you know so much. The story may go where you will when I have passed away, but until then I rely upon your sense of honour that no human soul shall hear it from your lips. I am proud still—God help me!—or, at least, I am proud enough to resent that pity which this story would draw upon me. I have smiled at envy, and disregarded hatred, but pity is more than I can tolerate.

"You have heard the source from which the voice comes—that voice which has, as I understand, excited so much curiosity in my household. I am aware of the rumours to which it has given rise. These speculations, whether scandalous or superstitious, are such as I can disregard and forgive. What I should never forgive would be a disloyal spying and eavesdropping in order to satisfy an illicit curiosity. But of that, Mr. Colmore, I acquit you.

"When I was a young man, sir, many years younger than you are now, I was launched upon town without a friend or adviser, and with a purse which brought only too many false friends and false advisers to my side. I drank deeply of the wine of life—if there is a man living who has drunk more deeply he is not a man whom I envy. My purse suffered, my character suffered, my constitution suffered, stimulants became a necessity to me, I was a creature from whom my memory recoils. And it was at that time, the time of my blackest degradation, that God sent into my life the gentlest, sweetest spirit that ever descended as a ministering angel from above. She loved me, broken as I was, loved me, and spent her life in making a man once more of that which had degraded itself to the level of the beasts.



“But a fell disease struck her, and she withered away before my eyes. In the hour of her agony it was never of herself, of her own sufferings and her own death that she thought. It was all of me. The one pang which her fate brought to her was the fear that when her influence was removed I should revert to that which I had been. It was in vain that I made oath to her that no drop of wine would ever cross my lips. She knew only too well the hold that the devil had upon me—she who had striven so to loosen it—and it haunted her night and day the thought that my soul might again be within his grip.

“It was from some friend’s gossip of the sick room that she heard of this invention—this phonograph—and with the quick insight of a loving woman she saw how she might use it for her ends. She sent me to London to procure the best which money could buy. With her dying breath she gasped into it the words which have held me straight ever since. Lonely and broken, what else have I in all the world to uphold me? But it is enough. Please God, I shall face her without shame when He is pleased to reunite us! That is my secret, Mr. Colmore, and whilst I live I leave it in your keeping.”

## THE BLACK DOCTOR

Bishop's Crossing is a small village lying ten miles in a south-westerly direction from Liverpool. Here in the early seventies there settled a doctor named Aloysius Lana. Nothing was known locally either of his antecedents or of the reasons which had prompted him to come to this Lancashire hamlet. Two facts only were certain about him; the one that he had gained his medical qualification with some distinction at Glasgow; the other that he came undoubtedly of a tropical race, and was so dark that he might almost have had a strain of the Indian in his composition. His predominant features were, however, European, and he possessed a stately courtesy and carriage which suggested a Spanish extraction. A swarthy skin, raven-black hair, and dark, sparkling eyes under a pair of heavily-tufted brows made a strange contrast to the flaxen or chestnut rustics of England, and the newcomer was soon known as "The Black Doctor of Bishop's Crossing." At first it was a term of ridicule and reproach; as the years went on it became a title of honour which was familiar to the whole countryside, and extended far beyond the narrow confines of the village.

For the newcomer proved himself to be a capable surgeon and an accomplished physician. The practice of that district had been in the hands of Edward Rowe, the son of Sir William Rowe, the Liverpool consultant, but he had not inherited the talents of his father, and Dr. Lana, with his advantages of presence and of manner, soon beat him out of the field. Dr. Lana's social success was as rapid as his professional. A remarkable surgical cure in the case of the Hon. James Lowry, the second son of Lord Belton, was the means of introducing him to county society, where he became a favourite through the charm of his conversation and the elegance of his manners. An absence of antecedents and of relatives is sometimes an aid rather than an impediment to social advancement, and the distinguished individuality of the handsome doctor was its own recommendation.

His patients had one fault—and one fault only—to find with him. He appeared to be a confirmed bachelor. This was the more remarkable since the house which he occupied was a large one, and it was known that his success in practice had enabled him to save considerable sums. At first the local matchmakers were continually coupling his name with one or other of the eligible ladies, but as years passed and Dr. Lana remained unmarried, it came to be generally understood that for some reason he must remain a bachelor. Some even went so far as to assert that he was already married, and that it was in order to escape the consequence of an early misalliance that he had buried himself at Bishop's Crossing. And, then, just as the matchmakers had finally given him up in despair, his engagement was suddenly announced to Miss Frances Morton, of Leigh Hall.

Miss Morton was a young lady who was well known upon the country-side, her father, James Haldane Morton, having been the Squire of Bishop's Crossing. Both her parents were, however, dead, and she lived with her only brother, Arthur Morton, who had inherited the family estate. In person Miss Morton was tall and stately, and she was famous for her quick, impetuous nature and for her strength of character. She met Dr.

Lana at a garden-party, and a friendship, which quickly ripened into love, sprang up between them. Nothing could exceed their devotion to each other. There was some discrepancy in age, he being thirty-seven, and she twenty-four; but, save in that one respect, there was no possible objection to be found with the match. The engagement was in February, and it was arranged that the marriage should take place in August.

Upon the 3rd of June Dr. Lana received a letter from abroad. In a small village the postmaster is also in a position to be the gossip-master, and Mr. Bankley, of Bishop's Crossing, had many of the secrets of his neighbours in his possession. Of this particular letter he remarked only that it was in a curious envelope, that it was in a man's handwriting, that the postscript was Buenos Ayres, and the stamp of the Argentine Republic. It was the first letter which he had ever known Dr. Lana to have from abroad and this was the reason why his attention was particularly called to it before he handed it to the local postman. It was delivered by the evening delivery of that date.

Next morning—that is, upon the 4th of June—Dr. Lana called upon Miss Morton, and a long interview followed, from which he was observed to return in a state of great agitation. Miss Morton remained in her room all that day, and her maid found her several times in tears. In the course of a week it was an open secret to the whole village that the engagement was at an end, that Dr. Lana had behaved shamefully to the young lady, and that Arthur Morton, her brother, was talking of horse-whipping him. In what particular respect the doctor had behaved badly was unknown—some surmised one thing and some another; but it was observed, and taken as the obvious sign of a guilty conscience, that he would go for miles round rather than pass the windows of Leigh Hall, and that he gave up attending morning service upon Sundays where he might have met the young lady. There was an advertisement also in the *Lancet* as to the sale of a practice which mentioned no names, but which was thought by some to refer to Bishop's Crossing, and to mean that Dr. Lana was thinking of abandoning the scene of his success. Such was the position of affairs when, upon the evening of Monday, June 21st, there came a fresh development which changed what had been a mere village scandal into a tragedy which arrested the attention of the whole nation. Some detail is necessary to cause the facts of that evening to present their full significance.

The sole occupants of the doctor's house were his housekeeper, an elderly and most respectable woman, named Martha Woods, and a young servant—Mary Pilling. The coachman and the surgery-boy slept out. It was the custom of the doctor to sit at night in his study, which was next the surgery in the wing of the house which was farthest from the servants' quarters. This side of the house had a door of its own for the convenience of patients, so that it was possible for the doctor to admit and receive a visitor there without the knowledge of anyone. As a matter of fact, when patients came late it was quite usual for him to let them in and out by the surgery entrance, for the maid and the housekeeper were in the habit of retiring early.

On this particular night Martha Woods went into the doctor's study at half-past nine, and found him writing at his desk. She bade him good night, sent the maid to bed, and then occupied herself until a quarter to eleven in household matters. It was striking eleven

upon the hall clock when she went to her own room. She had been there about a quarter of an hour or twenty minutes when she heard a cry or call, which appeared to come from within the house. She waited some time, but it was not repeated. Much alarmed, for the sound was loud and urgent, she put on a dressing-gown, and ran at the top of her speed to the doctor's study.

"Who's there?" cried a voice, as she tapped at the door.

"I am here, sir—Mrs. Woods."

"I beg that you will leave me in peace. Go back to your room this instant!" cried the voice, which was, to the best of her belief, that of her master. The tone was so harsh and so unlike her master's usual manner, that she was surprised and hurt.

"I thought I heard you calling, sir," she explained, but no answer was given to her. Mrs. Woods looked at the clock as she returned to her room, and it was then half-past eleven.

At some period between eleven and twelve (she could not be positive as to the exact hour) a patient called upon the doctor and was unable to get any reply from him. This late visitor was Mrs. Madding, the wife of the village grocer, who was dangerously ill of typhoid fever. Dr. Lana had asked her to look in the last thing and let him know how her husband was progressing. She observed that the light was burning in the study, but having knocked several times at the surgery door without response, she concluded that the doctor had been called out, and so returned home.

There is a short, winding drive with a lamp at the end of it leading down from the house to the road. As Mrs. Madding emerged from the gate a man was coming along the footpath. Thinking that it might be Dr. Lana returning from some professional visit, she waited for him, and was surprised to see that it was Mr. Arthur Morton, the young squire. In the light of the lamp she observed that his manner was excited, and that he carried in his hand a heavy hunting-crop. He was turning in at the gate when she addressed him.

"The doctor is not in, sir," said she.

"How do you know that?" he asked harshly.

"I have been to the surgery door, sir."

"I see a light," said the young squire, looking up the drive. "That is in his study, is it not?"

"Yes, sir; but I am sure that he is out."

"Well, he must come in again," said young Morton, and passed through the gate while Mrs. Madding went upon her homeward way.

At three o'clock that morning her husband suffered a sharp relapse, and she was so alarmed by his symptoms that she determined to call the doctor without delay. As she passed through the gate she was surprised to see someone lurking among the laurel bushes. It was certainly a man, and to the best of her belief Mr. Arthur Morton. Preoccupied with her own troubles, she gave no particular attention to the incident, but hurried on upon her errand.

When she reached the house she perceived to her surprise that the light was still burning in the study. She therefore tapped at the surgery door. There was no answer. She

repeated the knocking several times without effect. It appeared to her to be unlikely that the doctor would either go to bed or go out leaving so brilliant a light behind him, and it struck Mrs. Madding that it was possible that he might have dropped asleep in his chair. She tapped at the study window, therefore, but without result. Then, finding that there was an opening between the curtain and the woodwork, she looked through.

The small room was brilliantly lighted from a large lamp on the central table, which was littered with the doctor's books and instruments. No one was visible, nor did she see anything unusual, except that in the farther shadow thrown by the table a dingy white glove was lying upon the carpet. And then suddenly, as her eyes became more accustomed to the light, a boot emerged from the other end of the shadow, and she realized, with a thrill of horror, that what she had taken to be a glove was the hand of a man, who was prostrate upon the floor. Understanding that something terrible had occurred, she rang at the front door, roused Mrs. Woods, the housekeeper, and the two women made their way into the study, having first dispatched the maidservant to the police-station.

At the side of the table, away from the window, Dr. Lana was discovered stretched upon his back and quite dead. It was evident that he had been subjected to violence, for one of his eyes was blackened and there were marks of bruises about his face and neck. A slight thickening and swelling of his features appeared to suggest that the cause of his death had been strangulation. He was dressed in his usual professional clothes, but wore cloth slippers, the soles of which were perfectly clean. The carpet was marked all over, especially on the side of the door, with traces of dirty boots, which were presumably left by the murderer. It was evident that someone had entered by the surgery door, had killed the doctor, and had then made his escape unseen. That the assailant was a man was certain, from the size of the footprints and from the nature of the injuries. But beyond that point the police found it very difficult to go.

There were no signs of robbery, and the doctor's gold watch was safe in his pocket. He kept a heavy cash-box in the room, and this was discovered to be locked but empty. Mrs. Woods had an impression that a large sum was usually kept there, but the doctor had paid a heavy corn bill in cash only that very day, and it was conjectured that it was to this and not to a robber that the emptiness of the box was due. One thing in the room was missing—but that one thing was suggestive. The portrait of Miss Morton, which had always stood upon the side-table, had been taken from its frame, and carried off. Mrs. Woods had observed it there when she waited upon her employer that evening, and now it was gone. On the other hand, there was picked up from the floor a green eye-patch, which the housekeeper could not remember to have seen before. Such a patch might, however, be in the possession of a doctor, and there was nothing to indicate that it was in any way connected with the crime.

Suspicion could only turn in one direction, and Arthur Morton, the young squire, was immediately arrested. The evidence against him was circumstantial, but damning. He was devoted to his sister, and it was shown that since the rupture between her and Dr. Lana he had been heard again and again to express himself in the most vindictive terms towards her former lover. He had, as stated, been seen somewhere about eleven o'clock entering

the doctor's drive with a hunting-crop in his hand. He had then, according to the theory of the police, broken in upon the doctor, whose exclamation of fear or of anger had been loud enough to attract the attention of Mrs. Woods. When Mrs. Woods descended, Dr. Lana had made up his mind to talk it over with his visitor, and had, therefore, sent his housekeeper back to her room. This conversation had lasted a long time, had become more and more fiery, and had ended by a personal struggle, in which the doctor lost his life. The fact, revealed by a post-mortem, that his heart was much diseased—an ailment quite unsuspected during his life—would make it possible that death might in his case ensue from injuries which would not be fatal to a healthy man. Arthur Morton had then removed his sister's photograph, and had made his way homeward, stepping aside into the laurel bushes to avoid Mrs. Madding at the gate. This was the theory of the prosecution, and the case which they presented was a formidable one.

On the other hand, there were some strong points for the defence. Morton was high-spirited and impetuous, like his sister, but he was respected and liked by everyone, and his frank and honest nature seemed to be incapable of such a crime. His own explanation was that he was anxious to have a conversation with Dr. Lana about some urgent family matters (from first to last he refused even to mention the name of his sister). He did not attempt to deny that this conversation would probably have been of an unpleasant nature. He had heard from a patient that the doctor was out, and he therefore waited until about three in the morning for his return, but as he had seen nothing of him up to that hour, he had given it up and had returned home. As to his death, he knew no more about it than the constable who arrested him. He had formerly been an intimate friend of the deceased man; but circumstances, which he would prefer not to mention, had brought about a change in his sentiments.

There were several facts which supported his innocence. It was certain that Dr. Lana was alive and in his study at half-past eleven o'clock. Mrs. Woods was prepared to swear that it was at that hour that she had heard his voice. The friends of the prisoner contended that it was probable that at that time Dr. Lana was not alone. The sound which had originally attracted the attention of the housekeeper, and her master's unusual impatience that she should leave him in peace, seemed to point to that. If this were so then it appeared to be probable that he had met his end between the moment when the housekeeper heard his voice and the time when Mrs. Madding made her first call and found it impossible to attract his attention. But if this were the time of his death, then it was certain that Mr. Arthur Morton could not be guilty, as it was *after* this that she had met the young squire at the gate.

If this hypothesis were correct, and someone was with Dr. Lana before Mrs. Madding met Mr. Arthur Morton, then who was this someone, and what motives had he for wishing evil to the doctor? It was universally admitted that if the friends of the accused could throw light upon this, they would have gone a long way towards establishing his innocence. But in the meanwhile it was open to the public to say—as they did say—that there was no proof that anyone had been there at all except the young squire; while, on the other hand, there was ample proof that his motives in going were of a sinister kind.

When Mrs. Madding called, the doctor might have retired to his room, or he might, as she thought at the time, have gone out and returned afterwards to find Mr. Arthur Morton waiting for him. Some of the supporters of the accused laid stress upon the fact that the photograph of his sister Frances, which had been removed from the doctor's room, had not been found in her brother's possession. This argument, however, did not count for much, as he had ample time before his arrest to burn it or to destroy it. As to the only positive evidence in the case—the muddy footmarks upon the floor—they were so blurred by the softness of the carpet that it was impossible to make any trustworthy deduction from them. The most that could be said was that their appearance was not inconsistent with the theory that they were made by the accused, and it was further shown that his boots were very muddy upon that night. There had been a heavy shower in the afternoon, and all boots were probably in the same condition.

Such is a bald statement of the singular and romantic series of events which centred public attention upon this Lancashire tragedy. The unknown origin of the doctor, his curious and distinguished personality, the position of the man who was accused of the murder, and the love affair which had preceded the crimes all combined to make the affair one of those dramas which absorb the whole interest of a nation. Throughout the three kingdoms men discussed the case of the Black Doctor of Bishop's Crossing, and many were the theories put forward to explain the facts; but it may safely be said that among them all there was not one which prepared the minds of the public for the extraordinary sequel, which caused so much excitement upon the first day of the trial, and came to a climax upon the second. The long files of the Lancaster Weekly with their report of the case lie before me as I write, but I must content myself with a synopsis of the case up to the point when, upon the evening of the first day, the evidence of Miss Frances Morton threw a singular light upon the case.

Mr. Porlock Carr, the counsel for the prosecution, had marshalled his facts with his usual skill, and as the day wore on, it became more and more evident how difficult was the task which Mr. Humphrey, who had been retained for the defence, had before him. Several witnesses were put up to swear to the intemperate expressions which the young squire had been heard to utter about the doctor, and the fiery manner in which he resented the alleged ill-treatment of his sister. Mrs. Madding repeated her evidence as to the visit which had been paid late at night by the prisoner to the deceased, and it was shown by another witness that the prisoner was aware that the doctor was in the habit of sitting up alone in this isolated wing of the house, and that he had chosen this very late hour to call because he knew that his victim would then be at his mercy. A servant at the squire's house was compelled to admit that he had heard his master return about three that morning, which corroborated Mrs. Madding's statement that she had seen him among the laurel bushes near the gate upon the occasion of her second visit. The muddy boots and an alleged similarity in the footprints were duly dwelt upon, and it was felt when the case for the prosecution had been presented that, however circumstantial it might be, it was none the less so complete and so convincing, that the fate of the prisoner was sealed, unless something quite unexpected should be disclosed by the defence. It was

three o'clock when the prosecution closed. At half-past four, when the court rose, a new and unlooked-for development had occurred. I extract the incident, or part of it, from the journal which I have already mentioned, omitting the preliminary observations of the counsel.

Considerable sensation was caused in the crowded court when the first witness called for the defence proved to be Miss Frances Morton, the sister of the prisoner. Our readers will remember that the young lady had been engaged to Dr. Lana, and that it was his anger over the sudden termination of this engagement which was thought to have driven her brother to the perpetration of this crime. Miss Morton had not, however, been directly implicated in the case in any way, either at the inquest or at the police-court proceedings, and her appearance as the leading witness for the defence came as a surprise upon the public.

Miss Frances Morton, who was a tall and handsome brunette, gave her evidence in a low but clear voice, though it was evident throughout that she was suffering from extreme emotion. She alluded to her engagement to the doctor, touched briefly upon its termination, which was due, she said, to personal matters connected with his family, and surprised the court by asserting that she had always considered her brother's resentment to be unreasonable and intemperate. In answer to a direct question from her counsel, she replied that she did not feel that she had any grievance whatever against Dr. Lana, and that in her opinion he had acted in a perfectly honourable manner. Her brother, on an insufficient knowledge of the facts, had taken another view, and she was compelled to acknowledge that, in spite of her entreaties, he had uttered threats of personal violence against the doctor, and had, upon the evening of the tragedy, announced his intention of "having it out with him." She had done her best to bring him to a more reasonable frame of mind, but he was very headstrong where his emotions or prejudices were concerned.

Up to this point the young lady's evidence had appeared to make against the prisoner rather than in his favour. The questions of her counsel, however, soon put a very different light upon the matter, and disclosed an unexpected line of defence.

Mr. Humphrey: Do you believe your brother to be guilty of this crime?

The Judge: I cannot permit that question, Mr. Humphrey. We are here to decide upon questions of fact—not of belief.

Mr. Humphrey: Do you know that your brother is not guilty of the death of Doctor Lana?

Miss Morton: Yes.

Mr. Humphrey: How do you know it?

Miss Morton: Because Dr. Lana is not dead.

There followed a prolonged sensation in court, which interrupted the examination of the witness.

Mr. Humphrey: And how do you know, Miss Morton, that Dr. Lana is not dead?

Miss Morton: Because I have received a letter from him since the date of his supposed death.



Mr. Humphrey: Have you this letter?

Miss Morton: Yes, but I should prefer not to show it.

Mr. Humphrey: Have you the envelope?

Miss Morton: Yes, it is here.

Mr. Humphrey: What is the post-mark?

Miss Morton: Liverpool.

Mr. Humphrey: And the date?

Miss Morton: June the 22nd.

Mr. Humphrey: That being the day after his alleged death. Are you prepared to swear to this handwriting, Miss Morton?

Miss Morton: Certainly.

Mr. Humphrey: I am prepared to call six other witnesses, my lord, to testify that this letter is in the writing of Doctor Lana.

The Judge: Then you must call them tomorrow.

Mr. Porlock Carr (counsel for the prosecution): In the meantime, my lord, we claim possession of this document, so that we may obtain expert evidence as to how far it is an imitation of the handwriting of the gentleman whom we still confidently assert to be deceased. I need not point out that the theory so unexpectedly sprung upon us may prove to be a very obvious device adopted by the friends of the prisoner in order to divert this inquiry. I would draw attention to the fact that the young lady must, according to her own account, have possessed this letter during the proceedings at the inquest and at the police-court. She desires us to believe that she permitted these to proceed, although she held in her pocket evidence which would at any moment have brought them to an end.

Mr. Humphrey: Can you explain this, Miss Morton?

Miss Morton: Dr. Lana desired his secret to be preserved.

Mr. Porlock Carr: Then why have you made this public?

Miss Morton: To save my brother.

A murmur of sympathy broke out in court, which was instantly suppressed by the Judge.

The Judge: Admitting this line of defence, it lies with you, Mr. Humphrey, to throw a light upon who this man is whose body has been recognized by so many friends and patients of Dr. Lana as being that of the doctor himself.

A Juryman: Has anyone up to now expressed any doubt about the matter?

Mr. Porlock Carr: Not to my knowledge.

Mr. Humphrey: We hope to make the matter clear.

The Judge: Then the court adjourns until tomorrow.

This new development of the case excited the utmost interest among the general public. Press comment was prevented by the fact that the trial was still undecided, but the question was everywhere argued as to how far there could be truth in Miss Morton's declaration, and how far it might be a daring ruse for the purpose of saving her brother.

The obvious dilemma in which the missing doctor stood was that if by any extraordinary chance he was not dead, then he must be held responsible for the death of this unknown man, who resembled him so exactly, and who was found in his study. This letter which Miss Morton refused to produce was possibly a confession of guilt, and she might find herself in the terrible position of only being able to save her brother from the gallows by the sacrifice of her former lover. The court next morning was crammed to overflowing, and a murmur of excitement passed over it when Mr. Humphrey was observed to enter in a state of emotion, which even his trained nerves could not conceal, and to confer with the opposing counsel. A few hurried words—words which left a look of amazement upon Mr. Porlock Carr's face—passed between them, and then the counsel for the defence, addressing the Judge, announced that, with the consent of the prosecution, the young lady who had given evidence upon the sitting before would not be recalled.

The Judge: But you appear, Mr. Humphrey, to have left matters in a very unsatisfactory state.

Mr. Humphrey: Perhaps, my lord, my next witness may help to clear them up.

The Judge: Then call your next witness.

Mr. Humphrey: I call Dr. Aloysius Lana.

The learned counsel has made many telling remarks in his day, but he has certainly never produced such a sensation with so short a sentence. The court was simply stunned with amazement as the very man whose fate had been the subject of so much contention appeared bodily before them in the witness-box. Those among the spectators who had known him at Bishop's Crossing saw him now, gaunt and thin, with deep lines of care upon his face. But in spite of his melancholy bearing and despondent expression, there were few who could say that they had ever seen a man of more distinguished presence. Bowing to the judge, he asked if he might be allowed to make a statement, and having been duly informed that whatever he said might be used against him, he bowed once more, and proceeded:

"My wish," said he, "is to hold nothing back, but to tell with perfect frankness all that occurred upon the night of the 21st of June. Had I known that the innocent had suffered, and that so much trouble had been brought upon those whom I love best in the world, I should have come forward long ago; but there were reasons which prevented these things from coming to my ears. It was my desire that an unhappy man should vanish from the world which had known him, but I had not foreseen that others would be affected by my actions. Let me to the best of my ability repair the evil which I have done.

"To anyone who is acquainted with the history of the Argentine Republic the name of Lana is well known. My father, who came of the best blood of old Spain, filled all the highest offices of the State, and would have been President but for his death in the riots of San Juan. A brilliant career might have been open to my twin brother Ernest and myself had it not been for financial losses which made it necessary that we should earn our own living. I apologize, sir, if these details appear to be irrelevant, but they are a necessary introduction to that which is to follow.

“I had, as I have said, a twin brother named Ernest, whose resemblance to me was so great that even when we were together people could see no difference between us. Down to the smallest detail we were exactly the same. As we grew older this likeness became less marked because our expression was not the same, but with our features in repose the points of difference were very slight.

“It does not become me to say too much of one who is dead, the more so as he is my only brother, but I leave his character to those who knew him best. I will only say—for I *have* to say it—that in my early manhood I conceived a horror of him, and that I had good reason for the aversion which filled me. My own reputation suffered from his actions, for our close resemblance caused me to be credited with many of them. Eventually, in a peculiarly disgraceful business, he contrived to throw the whole odium upon me in such a way that I was forced to leave the Argentine for ever, and to seek a career in Europe. The freedom from his hated presence more than compensated me for the loss of my native land. I had enough money to defray my medical studies at Glasgow, and I finally settled in practice at Bishop’s Crossing, in the firm conviction that in that remote Lancashire hamlet I should never hear of him again.

“For years my hopes were fulfilled, and then at last he discovered me. Some Liverpool man who visited Buenos Ayres put him upon my track. He had lost all his money, and he thought that he would come over and share mine. Knowing my horror of him, he rightly thought that I would be willing to buy him off. I received a letter from him saying that he was coming. It was at a crisis in my own affairs, and his arrival might conceivably bring trouble, and even disgrace, upon some whom I was especially bound to shield from anything of the kind. I took steps to insure that any evil which might come should fall on me only, and that”—here he turned and looked at the prisoner—“was the cause of conduct upon my part which has been too harshly judged. My only motive was to screen those who were dear to me from any possible connection with scandal or disgrace. That scandal and disgrace would come with my brother was only to say that what had been would be again.

“My brother arrived himself one night not very long after my receipt of the letter. I was sitting in my study after the servants had gone to bed, when I heard a footstep upon the gravel outside, and an instant later I saw his face looking in at me through the window. He was a clean-shaven man like myself, and the resemblance between us was still so great that, for an instant, I thought it was my own reflection in the glass. He had a dark patch over his eye, but our features were absolutely the same. Then he smiled in a sardonic way which had been a trick of his from his boyhood, and I knew that he was the same brother who had driven me from my native land, and brought disgrace upon what had been an honourable name. I went to the door and I admitted him. That would be about ten o’clock that night.

“When he came into the glare of the lamp, I saw at once that he had fallen upon very evil days. He had walked from Liverpool, and he was tired and ill. I was quite shocked by the expression upon his face. My medical knowledge told me that there was some serious internal malady. He had been drinking also, and his face was bruised as the result of a

scuffle which he had had with some sailors. It was to cover his injured eye that he wore this patch, which he removed when he entered the room. He was himself dressed in a pea-jacket and flannel shirt, and his feet were bursting through his boots. But his poverty had only made him more savagely vindictive towards me. His hatred rose to the height of a mania. I had been rolling in money in England, according to his account, while he had been starving in South America. I cannot describe to you the threats which he uttered or the insults which he poured upon me. My impression is, that hardships and debauchery had unhinged his reason. He paced about the room like a wild beast, demanding drink, demanding money, and all in the foulest language. I am a hot-tempered man, but I thank God that I am able to say that I remained master of myself, and that I never raised a hand against him. My coolness only irritated him the more. He raved, he cursed, he shook his fists in my face, and then suddenly a horrible spasm passed over his features, he clapped his hand to his side, and with a loud cry he fell in a heap at my feet. I raised him up and stretched him upon the sofa, but no answer came to my exclamations, and the hand which I held in mine was cold and clammy. His diseased heart had broken down. His own violence had killed him.

“For a long time I sat as if I were in some dreadful dream, staring at the body of my brother. I was aroused by the knocking of Mrs. Woods, who had been disturbed by that dying cry. I sent her away to bed. Shortly afterwards a patient tapped at the surgery door, but as I took no notice, he or she went off again. Slowly and gradually as I sat there a plan was forming itself in my head in the curious automatic way in which plans do form. When I rose from my chair my future movements were finally decided upon without my having been conscious of any process of thought. It was an instinct which irresistibly inclined me towards one course.

“Ever since that change in my affairs to which I have alluded, Bishop’s Crossing had become hateful to me. My plans of life had been ruined, and I had met with hasty judgments and unkind treatment where I had expected sympathy. It is true that any danger of scandal from my brother had passed away with his life; but still, I was sore about the past, and felt that things could never be as they had been. It may be that I was unduly sensitive, and that I had not made sufficient allowance for others, but my feelings were as I describe. Any chance of getting away from Bishop’s Crossing and of everyone in it would be most welcome to me. And here was such a chance as I could never have dared to hope for, a chance which would enable me to make a clean break with the past.

“There was this dead man lying upon the sofa, so like me that save for some little thickness and coarseness of the features there was no difference at all. No one had seen him come and no one would miss him. We were both clean-shaven, and his hair was about the same length as my own. If I changed clothes with him, then Dr. Aloysius Lana would be found lying dead in his study, and there would be an end of an unfortunate fellow, and of a blighted career. There was plenty of ready money in the room, and this I could carry away with me to help me to start once more in some other land. In my brother’s clothes I could walk by night unobserved as far as Liverpool, and in that great seaport I would soon find some means of leaving the country. After my lost hopes, the

humblest existence where I was unknown was far preferable, in my estimation, to a practice, however successful, in Bishop's Crossing, where at any moment I might come face to face with those whom I should wish, if it were possible, to forget. I determined to effect the change.

"And I did so. I will not go into particulars, for the recollection is as painful as the experience; but in an hour my brother lay, dressed down to the smallest detail in my clothes, while I slunk out by the surgery door, and taking the back path which led across some fields, I started off to make the best of my way to Liverpool, where I arrived the same night. My bag of money and a certain portrait were all I carried out of the house, and I left behind me in my hurry the shade which my brother had been wearing over his eye. Everything else of his I took with me.

"I give you my word, sir, that never for one instant did the idea occur to me that people might think that I had been murdered, nor did I imagine that anyone might be caused serious danger through this stratagem by which I endeavoured to gain a fresh start in the world. On the contrary, it was the thought of relieving others from the burden of my presence which was always uppermost in my mind. A sailing vessel was leaving Liverpool that very day for Corunna, and in this I took my passage, thinking that the voyage would give me time to recover my balance, and to consider the future. But before I left my resolution softened. I bethought me that there was one person in the world to whom I would not cause an hour of sadness. She would mourn me in her heart, however harsh and unsympathetic her relatives might be. She understood and appreciated the motives upon which I had acted, and if the rest of her family condemned me, she, at least, would not forget. And so I sent her a note under the seal of secrecy to save her from a baseless grief. If under the pressure of events she broke that seal, she has my entire sympathy and forgiveness.

"It was only last night that I returned to England, and during all this time I have heard nothing of the sensation which my supposed death had caused, nor of the accusation that Mr. Arthur Morton had been concerned in it. It was in a late evening paper that I read an account of the proceedings of yesterday, and I have come this morning as fast as an express train could bring me to testify to the truth."

Such was the remarkable statement of Dr. Aloysius Lana which brought the trial to a sudden termination. A subsequent investigation corroborated it to the extent of finding out the vessel in which his brother Ernest Lana had come over from South America. The ship's doctor was able to testify that he had complained of a weak heart during the voyage, and that his symptoms were consistent with such a death as was described.

As to Dr. Aloysius Lana, he returned to the village from which he had made so dramatic a disappearance, and a complete reconciliation was effected between him and the young squire, the latter having acknowledged that he had entirely misunderstood the other's motives in withdrawing from his engagement. That another reconciliation followed may be judged from a notice extracted from a prominent column in the Morning Post:

“A marriage was solemnized upon September 19th, by the Rev. Stephen Johnson, at the parish church of Bishop’s Crossing, between Aloysius Xavier Lana, son of Don Alfredo Lana, formerly Foreign Minister of the Argentine Republic, and Frances Morton, only daughter of the late James Morton, J.P., of Leigh Hall, Bishop’s Crossing, Lancashire.”

## PLAYING WITH FIRE

I cannot pretend to say what occurred on the 14th of April last at No. 17, Badderly Gardens. Put down in black and white, my surmise might seem too crude, too grotesque, for serious consideration. And yet that something did occur, and that it was of a nature which will leave its mark upon every one of us for the rest of our lives, is as certain as the unanimous testimony of five witnesses can make it. I will not enter into any argument or speculation. I will only give a plain statement, which will be submitted to John Moir, Harvey Deacon, and Mrs. Delamere, and withheld from publication unless they are prepared to corroborate every detail. I cannot obtain the sanction of Paul Le Duc, for he appears to have left the country.

It was John Moir (the well-known senior partner of Moir, Moir, and Sanderson) who had originally turned our attention to occult subjects. He had, like many very hard and practical men of business, a mystic side to his nature, which had led him to the examination, and eventually to the acceptance, of those elusive phenomena which are grouped together with much that is foolish, and much that is fraudulent, under the common heading of spiritualism. His researches, which had begun with an open mind, ended unhappily in dogma, and he became as positive and fanatical as any other bigot. He represented in our little group the body of men who have turned these singular phenomena into a new religion.

Mrs. Delamere, our medium, was his sister, the wife of Delamere, the rising sculptor. Our experience had shown us that to work on these subjects without a medium was as futile as for an astronomer to make observations without a telescope. On the other hand, the introduction of a paid medium was hateful to all of us. Was it not obvious that he or she would feel bound to return some result for money received, and that the temptation to fraud would be an overpowering one? No phenomena could be relied upon which were produced at a guinea an hour. But, fortunately, Moir had discovered that his sister was mediumistic—in other words, that she was a battery of that animal magnetic force which is the only form of energy which is subtle enough to be acted upon from the spiritual plane as well as from our own material one. Of course, when I say this, I do not mean to beg the question; but I am simply indicating the theories upon which we were ourselves, rightly or wrongly, explaining what we saw. The lady came, not altogether with the approval of her husband, and though she never gave indications of any very great psychic force, we were able, at least, to obtain those usual phenomena of message-tilting which are at the same time so puerile and so inexplicable. Every Sunday evening we met in Harvey Deacon's studio at Badderly Gardens, the next house to the corner of Merton Park Road.

Harvey Deacon's imaginative work in art would prepare any one to find that he was an ardent lover of everything which was *outré* and sensational. A certain picturesqueness in the study of the occult had been the quality which had originally attracted him to it, but his attention was speedily arrested by some of those phenomena to which I have referred,

and he was coming rapidly to the conclusion that what he had looked upon as an amusing romance and an after-dinner entertainment was really a very formidable reality. He is a man with a remarkably clear and logical brain—a true descendant of his ancestor, the well-known Scotch professor—and he represented in our small circle the critical element, the man who has no prejudices, is prepared to follow facts as far as he can see them, and refuses to theorise in advance of his data. His caution annoyed Moir as much as the latter's robust faith amused Deacon, but each in his own way was equally keen upon the matter.

And I? What am I to say that I represented? I was not the devotee. I was not the scientific critic. Perhaps the best that I can claim for myself is that I was the dilettante man about town, anxious to be in the swim of every fresh movement, thankful for any new sensation which would take me out of myself and open up fresh possibilities of existence. I am not an enthusiast myself, but I like the company of those who are. Moir's talk, which made me feel as if we had a private pass-key through the door of death, filled me with a vague contentment. The soothing atmosphere of the séance with the darkened lights was delightful to me. In a word, the thing amused me, and so I was there.

It was, as I have said, upon the 14th of April last that the very singular event which I am about to put upon record took place. I was the first of the men to arrive at the studio, but Mrs. Delamere was already there, having had afternoon tea with Mrs. Harvey Deacon. The two ladies and Deacon himself were standing in front of an unfinished picture of his upon the easel. I am not an expert in art, and I have never professed to understand what Harvey Deacon meant by his pictures; but I could see in this instance that it was all very clever and imaginative, fairies and animals and allegorical figures of all sorts. The ladies were loud in their praises, and indeed the colour effect was a remarkable one.

"What do you think of it, Markham?" he asked.

"Well, it's above me," said I. "These beasts—what are they?"

"Mythical monsters, imaginary creatures, heraldic emblems—a sort of weird, bizarre procession of them."

"With a white horse in front!"

"It's not a horse," said he, rather testily—which was surprising, for he was a very good-humoured fellow as a rule, and hardly ever took himself seriously.

"What is it, then?"

"Can't you see the horn in front? It's a unicorn. I told you they were heraldic beasts. Can't you recognise one?"

"Very sorry, Deacon," said I, for he really seemed to be annoyed.

He laughed at his own irritation.

"Excuse me, Markham!" said he; "the fact is that I have had an awful job over the beast. All day I have been painting him in and painting him out, and trying to imagine what a real live, ramping unicorn would look like. At last I got him, as I hoped; so when you failed to recognise it, it took me on the raw."

"Why, of course it's a unicorn," said I, for he was evidently depressed at my obtuseness. "I can see the horn quite plainly, but I never saw a unicorn except beside the



Royal Arms, and so I never thought of the creature. And these others are griffins and cockatrices, and dragons of sorts?"

"Yes, I had no difficulty with them. It was the unicorn which bothered me. However, there's an end of it until to-morrow." He turned the picture round upon the easel, and we all chatted about other subjects.

Moir was late that evening, and when he did arrive he brought with him, rather to our surprise, a small, stout Frenchman, whom he introduced as Monsieur Paul Le Duc. I say to our surprise, for we held a theory that any intrusion into our spiritual circle deranged the conditions, and introduced an element of suspicion. We knew that we could trust each other, but all our results were vitiated by the presence of an outsider. However, Moir soon reconciled us to the innovation. Monsieur Paul Le Duc was a famous student of occultism, a seer, a medium, and a mystic. He was travelling in England with a letter of introduction to Moir from the President of the Parisian brothers of the Rosy Cross. What more natural than that he should bring him to our little séance, or that we should feel honoured by his presence?

He was, as I have said, a small, stout man, undistinguished in appearance, with a broad, smooth, clean-shaven face, remarkable only for a pair of large, brown, velvety eyes, staring vaguely out in front of him. He was well dressed, with the manners of a gentleman, and his curious little turns of English speech set the ladies smiling. Mrs. Deacon had a prejudice against our researches and left the room, upon which we lowered the lights, as was our custom, and drew up our chairs to the square mahogany table which stood in the centre of the studio. The light was subdued, but sufficient to allow us to see each other quite plainly. I remember that I could even observe the curious, podgy little square-topped hands which the Frenchman laid upon the table.

"What a fun!" said he. "It is many years since I have sat in this fashion, and it is to me amusing. Madame is medium. Does madame make the trance?"

"Well, hardly that," said Mrs. Delamere. "But I am always conscious of extreme sleepiness."

"It is the first stage. Then you encourage it, and there comes the trance. When the trance comes, then out jumps your little spirit and in jumps another little spirit, and so you have direct talking or writing. You leave your machine to be worked by another. *Hein?* But what have unicorns to do with it?"

Harvey Deacon started in his chair. The Frenchman was moving his head slowly round and staring into the shadows which draped the walls.

"What a fun!" said he. "Always unicorns. Who has been thinking so hard upon a subject so bizarre?"

"This is wonderful!" cried Deacon. "I have been trying to paint one all day. But how could you know it?"

"You have been thinking of them in this room."

"Certainly."

“But thoughts are things, my friend. When you imagine a thing you make a thing. You did not know it, *hein*? But I can see your unicorns because it is not only with my eye that I can see.”

“Do you mean to say that I create a thing which has never existed by merely thinking of it?”

“But certainly. It is the fact which lies under all other facts. That is why an evil thought is also a danger.”

“They are, I suppose, upon the astral plane?” said Moir.

“Ah, well, these are but words, my friends. They are there—somewhere—everywhere—I cannot tell myself. I see them. I could touch them.”

“You could not make *us* see them.”

“It is to materialise them. Hold! It is an experiment. But the power is wanting. Let us see what power we have, and then arrange what we shall do. May I place you as I wish?”

“You evidently know a great deal more about it than we do,” said Harvey Deacon; “I wish that you would take complete control.”

“It may be that the conditions are not good. But we will try what we can do. Madame will sit where she is, I next, and this gentleman beside me. Meester Moir will sit next to madame, because it is well to have blacks and blondes in turn. So! And now with your permission I will turn the lights all out.”

“What is the advantage of the dark?” I asked.

“Because the force with which we deal is a vibration of ether and so also is light. We have the wires all for ourselves now—*hein*? You will not be frightened in the darkness, madame? What a fun is such a *séance*!”

At first the darkness appeared to be absolutely pitchy, but in a few minutes our eyes became so far accustomed to it that we could just make out each other’s presence—very dimly and vaguely, it is true. I could see nothing else in the room—only the black loom of the motionless figures. We were all taking the matter much more seriously than we had ever done before.

“You will place your hands in front. It is hopeless that we touch, since we are so few round so large a table. You will compose yourself, madame, and if sleep should come to you you will not fight against it. And now we sit in silence and we expect—*hein*?”

So we sat in silence and expected, staring out into the blackness in front of us. A clock ticked in the passage. A dog barked intermittently far away. Once or twice a cab rattled past in the street, and the gleam of its lamps through the chink in the curtains was a cheerful break in that gloomy vigil. I felt those physical symptoms with which previous *séances* had made me familiar—the coldness of the feet, the tingling in the hands, the glow of the palms, the feeling of a cold wind upon the back. Strange little shooting pains came in my forearms, especially as it seemed to me in my left one, which was nearest to our visitor—due no doubt to disturbance of the vascular system, but worthy of some attention all the same. At the same time I was conscious of a strained feeling of expectancy

which was almost painful. From the rigid, absolute silence of my companions I gathered that their nerves were as tense as my own.

And then suddenly a sound came out of the darkness—a low, sibilant sound, the quick, thin breathing of a woman. Quicker and thinner yet it came, as between clenched teeth, to end in a loud gasp with a dull rustle of cloth.

“What’s that? Is all right?” some one asked in the darkness.

“Yes, all is right,” said the Frenchman. “It is madame. She is in her trance. Now, gentlemen, if you will wait quiet you will see something, I think, which will interest you much.”

Still the ticking in the hall. Still the breathing, deeper and fuller now, from the medium. Still the occasional flash, more welcome than ever, of the passing lights of the hansoms. What a gap we were bridging, the half-raised veil of the eternal on the one side and the cabs of London on the other. The table was throbbing with a mighty pulse. It swayed steadily, rhythmically, with an easy swooping, scooping motion under our fingers. Sharp little raps and cracks came from its substance, file-firing, volley-firing, the sounds of a fagot burning briskly on a frosty night.

“There is much power,” said the Frenchman. “See it on the table!”

I had thought it was some delusion of my own, but all could see it now. There was a greenish-yellow phosphorescent light—or I should say a luminous vapour rather than a light—which lay over the surface of the table. It rolled and wreathed and undulated in dim glimmering folds, turning and swirling like clouds of smoke. I could see the white, square-ended hands of the French medium in this baleful light.

“What a fun!” he cried. “It is splendid!”

“Shall we call the alphabet?” asked Moir.

“But no—for we can do much better,” said our visitor. “It is but a clumsy thing to tilt the table for every letter of the alphabet, and with such a medium as madame we should do better than that.”

“Yes, you will do better,” said a voice.

“Who was that? Who spoke? Was that you, Markham?”

“No, I did not speak.”

“It was madame who spoke.”

“But it was not her voice.”

“Is that you, Mrs. Delamere?”

“It is not the medium, but it is the power which uses the organs of the medium,” said the strange, deep voice.

“Where is Mrs. Delamere? It will not hurt her, I trust.”

“The medium is happy in another plane of existence. She has taken my place, as I have taken hers.”

“Who are you?”

“It cannot matter to you who I am. I am one who has lived as you are living, and who has died as you will die.”

We heard the creak and grate of a cab pulling up next door. There was an argument about the fare, and the cabman grumbled hoarsely down the street. The green-yellow cloud still swirled faintly over the table, dull elsewhere, but glowing into a dim luminosity in the direction of the medium. It seemed to be piling itself up in front of her. A sense of fear and cold struck into my heart. It seemed to me that lightly and flippantly we had approached the most real and august of sacraments, that communion with the dead of which the fathers of the Church had spoken.

“Don’t you think we are going too far? Should we not break up this séance?” I cried.

But the others were all earnest to see the end of it. They laughed at my scruples.

“All the powers are made for use,” said Harvey Deacon. “If we *can* do this, we *should* do this. Every new departure of knowledge has been called unlawful in its inception. It is right and proper that we should inquire into the nature of death.”

“It is right and proper,” said the voice.

“There, what more could you ask?” cried Moir, who was much excited. “Let us have a test. Will you give us a test that you are really there?”

“What test do you demand?”

“Well, now—I have some coins in my pocket. Will you tell me how many?”

“We come back in the hope of teaching and of elevating, and not to guess childish riddles.”

“Ha, ha, Meester Moir, you catch it that time,” cried the Frenchman. “But surely this is very good sense what the Control is saying.”

“It is a religion, not a game,” said the cold, hard voice.

“Exactly—the very view I take of it,” cried Moir. “I am sure I am very sorry if I have asked a foolish question. You will not tell me who you are?”

“What does it matter?”

“Have you been a spirit long?”

“Yes.”

“How long?”

“We cannot reckon time as you do. Our conditions are different.”

“Are you happy?”

“Yes.”

“You would not wish to come back to life?”

“No—certainly not.”

“Are you busy?”

“We could not be happy if we were not busy.”

“What do you do?”

“I have said that the conditions are entirely different.”

“Can you give us no idea of your work?”

“We labour for our own improvement and for the advancement of others.”

“Do you like coming here to-night?”

"I am glad to come if I can do any good by coming."

"Then to do good is your object?"

"It is the object of all life on every plane."

"You see, Markham, that should answer your scruples."

It did, for my doubts had passed and only interest remained.

"Have you pain in your life?" I asked.

"No; pain is a thing of the body."

"Have you mental pain?"

"Yes; one may always be sad or anxious."

"Do you meet the friends whom you have known on earth?"

"Some of them."

"Why only some of them?"

"Only those who are sympathetic."

"Do husbands meet wives?"

"Those who have truly loved."

"And the others?"

"They are nothing to each other."

"There must be a spiritual connection?"

"Of course."

"Is what we are doing right?"

"If done in the right spirit."

"What is the wrong spirit?"

"Curiosity and levity."

"May harm come of that?"

"Very serious harm."

"What sort of harm?"

"You may call up forces over which you have no control."

"Evil forces?"

"Undeveloped forces."

"You say they are dangerous. Dangerous to body or mind?"

"Sometimes to both."

There was a pause, and the blackness seemed to grow blacker still, while the yellow-green fog swirled and smoked upon the table.

"Any questions you would like to ask, Moir?" said Harvey Deacon.

"Only this—do you pray in your world?"

"One should pray in every world."

"Why?"

"Because it is the acknowledgment of forces outside ourselves."

"What religion do you hold over there?"

"We differ exactly as you do."

"You have no certain knowledge?"

"We have only faith."

"These questions of religion," said the Frenchman, "they are of interest to you serious English people, but they are not so much fun. It seems to me that with this power here we might be able to have some great experience—*hein?* Something of which we could talk."

"But nothing could be more interesting than this," said Moir.

"Well, if you think so, that is very well," the Frenchman answered, peevishly. "For my part, it seems to me that I have heard all this before, and that to-night I should weesh to try some experiment with all this force which is given to us. But if you have other questions, then ask them, and when you are finish we can try something more."

But the spell was broken. We asked and asked, but the medium sat silent in her chair. Only her deep, regular breathing showed that she was there. The mist still whirled upon the table.

"You have disturbed the harmony. She will not answer."

"But we have learned already all that she can tell—*hein?* For my part I wish to see something I have never seen before."

"What then?"

"You will let me try?"

"What would you do?"

"I have said to you that thoughts are things. Now I wish to *prove* it to you, and to show you that which is only a thought. Yes, yes, I can do it and you will see. Now I ask you only to sit still and say nothing, and keep ever your hands quiet upon the table."

The room was blacker and more silent than ever. The same feeling of apprehension which had lain heavily upon me at the beginning of the *séance* was back at my heart once more. The roots of my hair were tingling.

"It is working! It is working!" cried the Frenchman, and there was a crack in his voice as he spoke which told me that he also was strung to his tightest.

The luminous fog drifted slowly off the table, and wavered and flickered across the room. There in the farther and darkest corner it gathered and glowed, hardening down into a shining core—a strange, shifty, luminous, and yet non-illuminating patch of radiance, bright itself, but throwing no rays into the darkness. It had changed from a greenish-yellow to a dusky sullen red. Then round this centre there coiled a dark, smoky substance, thickening, hardening, growing denser and blacker. And then the light went out, smothered in that which had grown round it.

"It has gone."

"Hush—there's something in the room."

We heard it in the corner where the light had been, something which breathed deeply and fidgeted in the darkness.

"What is it? Le Duc, what have you done?"

"It is all right. No harm will come." The Frenchman's voice was treble with agitation.

“Good heavens, Moir, there’s a large animal in the room. Here it is, close by my chair! Go away! Go away!”

It was Harvey Deacon’s voice, and then came the sound of a blow upon some hard object. And then ... And then ... how can I tell you what happened then?

Some huge thing hurtled against us in the darkness, rearing, stamping, smashing, springing, snorting. The table was splintered. We were scattered in every direction. It clattered and scrambled amongst us, rushing with horrible energy from one corner of the room to another. We were all screaming with fear, grovelling upon our hands and knees to get away from it. Something trod upon my left hand, and I felt the bones splinter under the weight.

“A light! A light!” some one yelled.

“Moir, you have matches, matches!”

“No, I have none. Deacon, where are the matches? For God’s sake, the matches!”

“I can’t find them. Here, you Frenchman, stop it!”

“It is beyond me. Oh, *mon Dieu*, I cannot stop it. The door! Where is the door?”

My hand, by good luck, lit upon the handle as I groped about in the darkness. The hard-breathing, snorting, rushing creature tore past me and butted with a fearful crash against the oaken partition. The instant that it had passed I turned the handle, and next moment we were all outside, and the door shut behind us. From within came a horrible crashing and rending and stamping.

“What is it? In Heaven’s name, what is it?”

“A horse. I saw it when the door opened. But Mrs. Delamere——?”

“We must fetch her out. Come on, Markham; the longer we wait the less we shall like it.”

He flung open the door and we rushed in. She was there on the ground amidst the splinters of her chair. We seized her and dragged her swiftly out, and as we gained the door I looked over my shoulder into the darkness. There were two strange eyes glowing at us, a rattle of hoofs, and I had just time to slam the door when there came a crash upon it which split it from top to bottom.

“It’s coming through! It’s coming!”

“Run, run for your lives!” cried the Frenchman.

Another crash, and something shot through the riven door. It was a long white spike, gleaming in the lamplight. For a moment it shone before us, and then with a snap it disappeared again.

“Quick! Quick! This way!” Harvey Deacon shouted. “Carry her in! Here! Quick!”

We had taken refuge in the dining-room, and shut the heavy oak door. We laid the senseless woman upon the sofa, and as we did so, Moir, the hard man of business, drooped and fainted across the hearth-rug. Harvey Deacon was as white as a corpse, jerking and twitching like an epileptic. With a crash we heard the studio door fly to pieces, and the snorting and stamping were in the passage, up and down, shaking the house with their fury. The Frenchman had sunk his face on his hands, and sobbed like a frightened child.

“What shall we do?” I shook him roughly by the shoulder. “Is a gun any use?”

“No, no. The power will pass. Then it will end.”

“You might have killed us all—you unspeakable fool—with your infernal experiments.”

“I did not know. How could I tell that it would be frightened? It is mad with terror. It was his fault. He struck it.”

Harvey Deacon sprang up. “Good heavens!” he cried.

A terrible scream sounded through the house.

“It’s my wife! Here, I’m going out. If it’s the Evil One himself I am going out!”

He had thrown open the door and rushed out into the passage. At the end of it, at the foot of the stairs, Mrs. Deacon was lying senseless, struck down by the sight which she had seen. But there was nothing else.

With eyes of horror we looked about us, but all was perfectly quiet and still. I approached the black square of the studio door, expecting with every slow step that some atrocious shape would hurl itself out of it. But nothing came, and all was silent inside the room. Peeping and peering, our hearts in our mouths, we came to the very threshold, and stared into the darkness. There was still no sound, but in one direction there was also no darkness. A luminous, glowing cloud, with an incandescent centre, hovered in the corner of the room. Slowly it dimmed and faded, growing thinner and fainter, until at last the same dense, velvety blackness filled the whole studio. And with the last flickering gleam of that baleful light the Frenchman broke into a shout of joy.

“What a fun!” he cried. “No one is hurt, and only the door broken, and the ladies frightened. But, my friends, we have done what has never been done before.”

“And as far as I can help,” said Harvey Deacon, “it will certainly never be done again.”

And that was what befell on the 14th of April last at No. 17 Badderly Gardens. I began by saying that it would seem too grotesque to dogmatise as to what it was which actually did occur; but I give my impressions, *our* impressions (since they are corroborated by Harvey Deacon and John Moir), for what they are worth. You may, if it pleases you, imagine that we were the victims of an elaborate and extraordinary hoax. Or you may think with us that we underwent a very real and a very terrible experience. Or perhaps you may know more than we do of such occult matters, and can inform us of some similar occurrence. In this latter case a letter to William Markham, 146M, the Albany, would help to throw a light upon that which is very dark to us.



## THE JEW'S BREASTPLATE

My particular friend, Ward Mortimer, was one of the best men of his day at everything connected with Oriental archaeology. He had written largely upon the subject, he had lived two years in a tomb at Thebes, while he excavated in the Valley of the Kings, and finally he had created a considerable sensation by his exhumation of the alleged mummy of Cleopatra in the inner room of the Temple of Horus, at Philae. With such a record at the age of thirty-one, it was felt that a considerable career lay before him, and no one was surprised when he was elected to the curatorship of the Belmore Street Museum, which carries with it the lectureship at the Oriental College, and an income which has sunk with the fall in land, but which still remains at that ideal sum which is large enough to encourage an investigator, but not so large as to enervate him.

There was only one reason which made Ward Mortimer's position a little difficult at the Belmore Street Museum, and that was the extreme eminence of the man whom he had to succeed. Professor Andreas was a profound scholar and a man of European reputation. His lectures were frequented by students from every part of the world, and his admirable management of the collection intrusted to his care was a commonplace in all learned societies. There was, therefore, considerable surprise when, at the age of fifty-five, he suddenly resigned his position and retired from those duties which had been both his livelihood and his pleasure. He and his daughter left the comfortable suite of rooms which had formed his official residence in connection with the museum, and my friend, Mortimer, who was a bachelor, took up his quarters there.

On hearing of Mortimer's appointment Professor Andreas had written him a very kindly and flattering congratulatory letter. I was actually present at their first meeting, and I went with Mortimer round the museum when the Professor showed us the admirable collection which he had cherished so long. The Professor's beautiful daughter and a young man, Captain Wilson, who was, as I understood, soon to be her husband, accompanied us in our inspection. There were fifteen rooms, but the Babylonian, the Syrian, and the central hall, which contained the Jewish and Egyptian collection, were the finest of all. Professor Andreas was a quiet, dry, elderly man, with a clean-shaven face and an impassive manner, but his dark eyes sparkled and his features quickened into enthusiastic life as he pointed out to us the rarity and the beauty of some of his specimens. His hand lingered so fondly over them, that one could read his pride in them and the grief in his heart now that they were passing from his care into that of another.

He had shown us in turn his mummies, his papyri, his rare scarabs, his inscriptions, his Jewish relics, and his duplication of the famous seven-branched candlestick of the Temple, which was brought to Rome by Titus, and which is supposed by some to be lying at this instant in the bed of the Tiber. Then he approached a case which stood in the very centre of the hall, and he looked down through the glass with reverence in his attitude and manner.

“This is no novelty to an expert like yourself, Mr. Mortimer,” said he; “but I daresay that your friend, Mr. Jackson, will be interested to see it.”

Leaning over the case I saw an object, some five inches square, which consisted of twelve precious stones in a framework of gold, with golden hooks at two of the corners. The stones were all varying in sort and colour, but they were of the same size. Their shapes, arrangement, and gradation of tint made me think of a box of water-colour paints. Each stone had some hieroglyphic scratched upon its surface.

“You have heard, Mr. Jackson, of the urim and thummim?”

I had heard the term, but my idea of its meaning was exceedingly vague.

“The urim and thummim was a name given to the jewelled plate which lay upon the breast of the high priest of the Jews. They had a very special feeling of reverence for it—something of the feeling which an ancient Roman might have for the Sibylline books in the Capitol. There are, as you see, twelve magnificent stones, inscribed with mystical characters. Counting from the left-hand top corner, the stones are carnelian, peridot, emerald, ruby, lapis lazuli, onyx, sapphire, agate, amethyst, topaz, beryl, and jasper.”

I was amazed at the variety and beauty of the stones.

“Has the breastplate any particular history?” I asked.

“It is of great age and of immense value,” said Professor Andreas. “Without being able to make an absolute assertion, we have many reasons to think that it is possible that it may be the original urim and thummim of Solomon’s Temple. There is certainly nothing so fine in any collection in Europe. My friend, Captain Wilson, here, is a practical authority upon precious stones, and he would tell you how pure these are.”

Captain Wilson, a man with a dark, hard, incisive face, was standing beside his fiancée at the other side of the case.

“Yes,” said he, curtly, “I have never seen finer stones.”

“And the gold-work is also worthy of attention. The ancients excelled in——”—he was apparently about to indicate the setting of the stones, when Captain Wilson interrupted him.

“You will see a finer example of their gold-work in this candlestick,” said he, turning to another table, and we all joined him in his admiration of its embossed stem and delicately ornamented branches. Altogether it was an interesting and a novel experience to have objects of such rarity explained by so great an expert; and when, finally, Professor Andreas finished our inspection by formally handing over the precious collection to the care of my friend, I could not help pitying him and envying his successor whose life was to pass in so pleasant a duty. Within a week, Ward Mortimer was duly installed in his new set of rooms, and had become the autocrat of the Belmore Street Museum.

About a fortnight afterwards my friend gave a small dinner to half a dozen bachelor friends to celebrate his promotion. When his guests were departing he pulled my sleeve and signalled to me that he wished me to remain.

“You have only a few hundred yards to go,” said he—I was living in chambers in the Albany. “You may as well stay and have a quiet cigar with me. I very much want your advice.”

I relapsed into an arm-chair and lit one of his excellent Matronas. When he had returned from seeing the last of his guests out, he drew a letter from his dress-jacket and sat down opposite to me.

“This is an anonymous letter which I received this morning,” said he. “I want to read it to you and to have your advice.”

“You are very welcome to it for what it is worth.”

“This is how the note runs: ‘Sir,—I should strongly advise you to keep a very careful watch over the many valuable things which are committed to your charge. I do not think that the present system of a single watchman is sufficient. Be upon your guard, or an irreparable misfortune may occur.’”

“Is that all?”

“Yes, that is all.”

“Well,” said I, “it is at least obvious that it was written by one of the limited number of people who are aware that you have only one watchman at night.”

Ward Mortimer handed me the note, with a curious smile. “Have you an eye for handwriting?” said he. “Now, look at this!” He put another letter in front of me. “Look at the c in ‘congratulate’ and the c in ‘committed.’ Look at the capital I. Look at the trick of putting in a dash instead of a stop!”

“They are undoubtedly from the same hand—with some attempt at disguise in the case of this first one.”

“The second,” said Ward Mortimer, “is the letter of congratulation which was written to me by Professor Andreas upon my obtaining my appointment.”

I stared at him in amazement. Then I turned over the letter in my hand, and there, sure enough, was “Martin Andreas” signed upon the other side. There could be no doubt, in the mind of anyone who had the slightest knowledge of the science of graphology, that the Professor had written an anonymous letter, warning his successor against thieves. It was inexplicable, but it was certain.

“Why should he do it?” I asked.

“Precisely what I should wish to ask you. If he had any such misgivings, why could he not come and tell me direct?”

“Will you speak to him about it?”

“There again I am in doubt. He might choose to deny that he wrote it.”

“At any rate,” said I, “this warning is meant in a friendly spirit, and I should certainly act upon it. Are the present precautions enough to insure you against robbery?”

“I should have thought so. The public are only admitted from ten till five, and there is a guardian to every two rooms. He stands at the door between them, and so commands them both.”

“But at night?”

“When the public are gone, we at once put up the great iron shutters, which are absolutely burglar-proof. The watchman is a capable fellow. He sits in the lodge, but he walks round every three hours. We keep one electric light burning in each room all night.”

“It is difficult to suggest anything more—short of keeping your day watches all night.”

“We could not afford that.”

“At least, I should communicate with the police, and have a special constable put on outside in Belmore Street,” said I. “As to the letter, if the writer wishes to be anonymous, I think he has a right to remain so. We must trust to the future to show some reason for the curious course which he has adopted.”

So we dismissed the subject, but all that night after my return to my chambers I was puzzling my brain as to what possible motive Professor Andreas could have for writing an anonymous warning letter to his successor—for that the writing was his was as certain to me as if I had seen him actually doing it. He foresaw some danger to the collection. Was it because he foresaw it that he abandoned his charge of it? But if so, why should he hesitate to warn Mortimer in his own name? I puzzled and puzzled until at last I fell into a troubled sleep, which carried me beyond my usual hour of rising.

I was aroused in a singular and effective method, for about nine o'clock my friend Mortimer rushed into my room with an expression of consternation upon his face. He was usually one of the most tidy men of my acquaintance, but now his collar was undone at one end, his tie was flying, and his hat at the back of his head. I read his whole story in his frantic eyes.

“The museum has been robbed!” I cried, springing up in bed.

“I fear so! Those jewels! The jewels of the urim and thummim!” he gasped, for he was out of breath with running. “I’m going on to the police-station. Come to the museum as soon as you can, Jackson! Good-bye!” He rushed distractedly out of the room, and I heard him clatter down the stairs.

I was not long in following his directions, but I found when I arrived that he had already returned with a police inspector, and another elderly gentleman, who proved to be Mr. Purvis, one of the partners of Morson and Company, the well-known diamond merchants. As an expert in stones he was always prepared to advise the police. They were grouped round the case in which the breastplate of the Jewish priest had been exposed. The plate had been taken out and laid upon the glass top of the case, and the three heads were bent over it.

“It is obvious that it has been tampered with,” said Mortimer. “It caught my eye the moment that I passed through the room this morning. I examined it yesterday evening, so that it is certain that this has happened during the night.”

It was, as he had said, obvious that someone had been at work upon it. The settings of the uppermost row of four stones—the carnelian, peridot, emerald, and ruby—were rough and jagged as if someone had scraped all round them. The stones were in their places, but the beautiful gold-work which we had admired only a few days before had been very clumsily pulled about.

“It looks to me,” said the police inspector, “as if someone had been trying to take out the stones.”

“My fear is,” said Mortimer, “that he not only tried, but succeeded. I believe these four stones to be skilful imitations which have been put in the place of the originals.”

The same suspicion had evidently been in the mind of the expert, for he had been carefully examining the four stones with the aid of a lens. He now submitted them to several tests, and finally turned cheerfully to Mortimer.

“I congratulate you, sir,” said he, heartily. “I will pledge my reputation that all four of these stones are genuine, and of a most unusual degree of purity.”

The colour began to come back to my poor friend’s frightened face, and he drew a long breath of relief.

“Thank God!” he cried. “Then what in the world did the thief want?”

“Probably he meant to take the stones, but was interrupted.”

“In that case one would expect him to take them out one at a time, but the setting of each of these has been loosened, and yet the stones are all here.”

“It is certainly most extraordinary,” said the inspector. “I never remember a case like it. Let us see the watchman.”

The commissioner was called—a soldierly, honest-faced man, who seemed as concerned as Ward Mortimer at the incident.

“No, sir, I never heard a sound,” he answered, in reply to the questions of the inspector. “I made my rounds four times, as usual, but I saw nothing suspicious. I’ve been in my position ten years, but nothing of the kind has ever occurred before.”

“No thief could have come through the windows?”

“Impossible, sir.”

“Or passed you at the door?”

“No, sir; I never left my post except when I walked my rounds.”

“What other openings are there in the museum?”

“There is the door into Mr. Ward Mortimer’s private rooms.”

“That is locked at night,” my friend explained, “and in order to reach it anyone from the street would have to open the outside door as well.”

“Your servants?”

“Their quarters are entirely separate.”

“Well, well,” said the inspector, “this is certainly very obscure. However, there has been no harm done, according to Mr. Purvis.”

“I will swear that those stones are genuine.”

“So that the case appears to be merely one of malicious damage. But none the less, I should be very glad to go carefully round the premises, and to see if we can find any trace to show us who your visitor may have been.”

His investigation, which lasted all the morning, was careful and intelligent, but it led in the end to nothing. He pointed out to us that there were two possible entrances to the

museum which we had not considered. The one was from the cellars by a trap-door opening in the passage. The other through a skylight from the lumber-room, overlooking that very chamber to which the intruder had penetrated. As neither the cellar nor the lumber-room could be entered unless the thief was already within the locked doors, the matter was not of any practical importance, and the dust of cellar and attic assured us that no one had used either one or the other. Finally, we ended as we began, without the slightest clue as to how, why, or by whom the setting of these four jewels had been tampered with.

There remained one course for Mortimer to take, and he took it. Leaving the police to continue their fruitless researches, he asked me to accompany him that afternoon in a visit to Professor Andreas. He took with him the two letters, and it was his intention to openly tax his predecessor with having written the anonymous warning, and to ask him to explain the fact that he should have anticipated so exactly that which had actually occurred. The Professor was living in a small villa in Upper Norwood, but we were informed by the servant that he was away from home. Seeing our disappointment, she asked us if we should like to see Miss Andreas, and showed us into the modest drawing-room.

I have mentioned incidentally that the Professor's daughter was a very beautiful girl. She was a blonde, tall and graceful, with a skin of that delicate tint which the French call "mat," the colour of old ivory, or of the lighter petals of the sulphur rose. I was shocked, however, as she entered the room to see how much she had changed in the last fortnight. Her young face was haggard and her bright eyes heavy with trouble.

"Father has gone to Scotland," she said. "He seems to be tired, and has had a good deal to worry him. He only left us yesterday."

"You look a little tired yourself, Miss Andreas," said my friend.

"I have been so anxious about father."

"Can you give me his Scotch address?"

"Yes, he is with his brother, the Rev. David Andreas, 1, Arran Villas, Ardrossan."

Ward Mortimer made a note of the address, and we left without saying anything as to the object of our visit. We found ourselves in Belmore Street in the evening in exactly the same position in which we had been in the morning. Our only clue was the Professor's letter, and my friend had made up his mind to start for Ardrossan next day, and to get to the bottom of the anonymous letter, when a new development came to alter our plans.

Very early on the following morning I was aroused from my sleep by a tap upon my bedroom door. It was a messenger with a note from Mortimer.

"Do come round," it said; "the matter is becoming more and more extraordinary."

When I obeyed his summons I found him pacing excitedly up and down the central room, while the old soldier who guarded the premises stood with military stiffness in a corner.

"My dear Jackson," he cried, "I am so delighted that you have come, for this is a most inexplicable business."

“What has happened, then?”

He waved his hand towards the case which contained the breastplate.

“Look at it,” said he.

I did so, and could not restrain a cry of surprise. The setting of the middle row of precious stones had been profaned in the same manner as the upper ones. Of the twelve jewels eight had been now tampered with in this singular fashion. The setting of the lower four was neat and smooth. The others jagged and irregular.

“Have the stones been altered?” I asked.

“No, I am certain that these upper four are the same which the expert pronounced to be genuine, for I observed yesterday that little discoloration on the edge of the emerald. Since they have not extracted the upper stones, there is no reason to think the lower have been transposed. You say that you heard nothing, Simpson?”

“No, sir,” the commissionaire answered. “But when I made my round after daylight I had a special look at these stones, and I saw at once that someone had been meddling with them. Then I called you, sir, and told you. I was backwards and forwards all night, and I never saw a soul or heard a sound.”

“Come up and have some breakfast with me,” said Mortimer, and he took me into his own chambers.—“Now, what *do* you think of this, Jackson?” he asked.

“It is the most objectless, futile, idiotic business that ever I heard of. It can only be the work of a monomaniac.”

“Can you put forward any theory?”

A curious idea came into my head. “This object is a Jewish relic of great antiquity and sanctity,” said I. “How about the anti-Semitic movement? Could one conceive that a fanatic of that way of thinking might desecrate——”

“No, no, no!” cried Mortimer. “That will never do! Such a man might push his lunacy to the length of destroying a Jewish relic, but why on earth should he nibble round every stone so carefully that he can only do four stones in a night? We must have a better solution than that, and we must find it for ourselves, for I do not think that our inspector is likely to help us. First of all, what do you think of Simpson, the porter?”

“Have you any reason to suspect him?”

“Only that he is the one person on the premises.”

“But why should he indulge in such wanton destruction? Nothing has been taken away. He has no motive.”

“Mania?”

“No, I will swear to his sanity.”

“Have you any other theory?”

“Well, yourself, for example. You are not a somnambulist, by any chance?”

“Nothing of the sort, I assure you.”

“Then I give it up.”

“But I don’t—and I have a plan by which we will make it all clear.”

“To visit Professor Andreas?”

“No, we shall find our solution nearer than Scotland. I will tell you what we shall do. You know that skylight which overlooks the central hall? We will leave the electric lights in the hall, and we will keep watch in the lumber-room, you and I, and solve the mystery for ourselves. If our mysterious visitor is doing four stones at a time, he has four still to do, and there is every reason to think that he will return tonight and complete the job.”

“Excellent!” I cried.

“We will keep our own secret, and say nothing either to the police or to Simpson. Will you join me?”

“With the utmost pleasure,” said I; and so it was agreed.

It was ten o'clock that night when I returned to the Belmore Street Museum. Mortimer was, as I could see, in a state of suppressed nervous excitement, but it was still too early to begin our vigil, so we remained for an hour or so in his chambers, discussing all the possibilities of the singular business which we had met to solve. At last the roaring stream of hansom cabs and the rush of hurrying feet became lower and more intermittent as the pleasure-seekers passed on their way to their stations or their homes. It was nearly twelve when Mortimer led the way to the lumber-room which overlooked the central hall of the museum.

He had visited it during the day, and had spread some sacking so that we could lie at our ease, and look straight down into the museum. The skylight was of unfrosted glass, but was so covered with dust that it would be impossible for anyone looking up from below to detect that he was overlooked. We cleared a small piece at each corner, which gave us a complete view of the room beneath us. In the cold white light of the electric lamps everything stood out hard and clear, and I could see the smallest detail of the contents of the various cases.

Such a vigil is an excellent lesson, since one has no choice but to look hard at those objects which we usually pass with such half-hearted interest. Through my little peep hole I employed the hours in studying every specimen, from the huge mummy-case which leaned against the wall to those very jewels which had brought us there, gleaming and sparkling in their glass case immediately beneath us. There was much precious gold-work and many valuable stones scattered through the numerous cases, but those wonderful twelve which made up the urim and thummim glowed and burned with a radiance which far eclipsed the others. I studied in turn the tomb-pictures of Sicara, the friezes from Karnak, the statues of Memphis, and the inscriptions of Thebes, but my eyes would always come back to that wonderful Jewish relic, and my mind to the singular mystery which surrounded it. I was lost in the thought of it when my companion suddenly drew his breath sharply in, and seized my arm in a convulsive grip. At the same instant I saw what it was which had excited him.

I have said that against the wall—on the right-hand side of the doorway (the right-hand side as we looked at it, but the left as one entered)—there stood a large mummy-case. To our unutterable amazement it was slowly opening. Gradually, gradually the lid



was swinging back, and the black slit which marked the opening was becoming wider and wider. So gently and carefully was it done that the movement was almost imperceptible. Then, as we breathlessly watched it, a white thin hand appeared at the opening, pushing back the painted lid, then another hand, and finally a face—a face which was familiar to us both, that of Professor Andreas. Stealthily he slunk out of the mummy-case, like a fox stealing from its burrow, his head turning incessantly to left and to right, stepping, then pausing, then stepping again, the very image of craft and of caution. Once some sound in the street struck him motionless, and he stood listening, with his ear turned, ready to dart back to the shelter behind him. Then he crept onwards again upon tiptoe, very, very softly and slowly, until he had reached the case in the centre of the room. There he took a bunch of keys from his pocket, unlocked the case, took out the Jewish breastplate, and, laying it upon the glass in front of him, began to work upon it with some sort of small, glistening tool. He was so directly underneath us that his bent head covered his work, but we could guess from the movement of his hand that he was engaged in finishing the strange disfigurement which he had begun.

I could realize from the heavy breathing of my companion, and the twitchings of the hand which still clutched my wrist, the furious indignation which filled his heart as he saw this vandalism in the quarter of all others where he could least have expected it. He, the very man who a fortnight before had reverently bent over this unique relic, and who had impressed its antiquity and its sanctity upon us, was now engaged in this outrageous profanation. It was impossible, unthinkable—and yet there, in the white glare of the electric light beneath us, was that dark figure with the bent grey head, and the twitching elbow. What inhuman hypocrisy, what hateful depth of malice against his successor must underlie these sinister nocturnal labours. It was painful to think of and dreadful to watch. Even I, who had none of the acute feelings of a virtuoso, could not bear to look on and see this deliberate mutilation of so ancient a relic. It was a relief to me when my companion tugged at my sleeve as a signal that I was to follow him as he softly crept out of the room. It was not until we were within his own quarters that he opened his lips, and then I saw by his agitated face how deep was his consternation.

“The abominable Goth!” he cried. “Could you have believed it?”

“It is amazing.”

“He is a villain or a lunatic—one or the other. We shall very soon see which. Come with me, Jackson, and we shall get to the bottom of this black business.”

A door opened out of the passage which was the private entrance from his rooms into the museum. This he opened softly with his key, having first kicked off his shoes, an example which I followed. We crept together through room after room, until the large hall lay before us, with that dark figure still stooping and working at the central case. With an advance as cautious as his own we closed in upon him, but softly as we went we could not take him entirely unawares. We were still a dozen yards from him when he looked round with a start, and uttering a husky cry of terror, ran frantically down the museum.

“Simpson! Simpson!” roared Mortimer, and far away down the vista of electric lighted doors we saw the stiff figure of the old soldier suddenly appear. Professor Andreas saw

him also, and stopped running, with a gesture of despair. At the same instant we each laid a hand upon his shoulder.

“Yes, yes, gentlemen,” he panted, “I will come with you. To your room, Mr. Ward Mortimer, if you please! I feel that I owe you an explanation.”

My companion’s indignation was so great that I could see that he dared not trust himself to reply. We walked on each side of the old Professor, the astonished commissioner bringing up the rear. When we reached the violated case, Mortimer stopped and examined the breastplate. Already one of the stones of the lower row had had its setting turned back in the same manner as the others. My friend held it up and glanced furiously at his prisoner.

“How could you!” he cried. “How could you!”

“It is horrible—horrible!” said the Professor. “I don’t wonder at your feelings. Take me to your room.”

“But this shall not be left exposed!” cried Mortimer. He picked the breastplate up and carried it tenderly in his hand, while I walked beside the Professor, like a policeman with a malefactor. We passed into Mortimer’s chambers, leaving the amazed old soldier to understand matters as best he could. The Professor sat down in Mortimer’s arm-chair, and turned so ghastly a colour that for the instant all our resentment was changed to concern. A stiff glass of brandy brought the life back to him once more.

“There, I am better now!” said he. “These last few days have been too much for me. I am convinced that I could not stand it any longer. It is a nightmare—a horrible nightmare—that I should be arrested as a burglar in what has been for so long my own museum. And yet I cannot blame you. You could not have done otherwise. My hope always was that I should get it all over before I was detected. This would have been my last night’s work.”

“How did you get in?” asked Mortimer.

“By taking a very great liberty with your private door. But the object justified it. The object justified everything. You will not be angry when you know everything—at least, you will not be angry with me. I had a key to your side door and also to the museum door. I did not give them up when I left. And so you see it was not difficult for me to let myself into the museum. I used to come in early before the crowd had cleared from the street. Then I hid myself in the mummy-case, and took refuge there whenever Simpson came round. I could always hear him coming. I used to leave in the same way as I came.”

“You ran a risk.”

“I had to.”

“But why? What on earth was your object—you to do a thing like that!” Mortimer pointed reproachfully at the plate which lay before him on the table.

“I could devise no other means. I thought and thought, but there was no alternate except a hideous public scandal, and a private sorrow which would have clouded our lives. I acted for the best, incredible as it may seem to you, and I only ask your attention to enable me to prove it.”

“I will hear what you have to say before I take any further steps,” said Mortimer, grimly.

“I am determined to hold back nothing, and to take you both completely into my confidence. I will leave it to your own generosity how far you will use the facts with which I supply you.”

“We have the essential facts already.”

“And yet you understand nothing. Let me go back to what passed a few weeks ago, and I will make it all clear to you. Believe me that what I say is the absolute and exact truth.

“You have met the person who calls himself Captain Wilson. I say ‘calls himself’ because I have reason now to believe that it is not his correct name. It would take me too long if I were to describe all the means by which he obtained an introduction to me and ingratiated himself into my friendship and the affection of my daughter. He brought letters from foreign colleagues which compelled me to show him some attention. And then, by his own attainments, which are considerable, he succeeded in making himself a very welcome visitor at my rooms. When I learned that my daughter’s affections had been gained by him, I may have thought it premature, but I certainly was not surprised, for he had a charm of manner and of conversation which would have made him conspicuous in any society.

“He was much interested in Oriental antiquities, and his knowledge of the subject justified his interest. Often when he spent the evening with us he would ask permission to go down into the museum and have an opportunity of privately inspecting the various specimens. You can imagine that I, as an enthusiast, was in sympathy with such a request, and that I felt no surprise at the constancy of his visits. After his actual engagement to Elise, there was hardly an evening which he did not pass with us, and an hour or two were generally devoted to the museum. He had the free run of the place, and when I have been away for the evening I had no objection to his doing whatever he wished here. This state of things was only terminated by the fact of my resignation of my official duties and my retirement to Norwood, where I hoped to have the leisure to write a considerable work which I had planned.

“It was immediately after this—within a week or so—that I first realized the true nature and character of the man whom I had so imprudently introduced into my family. The discovery came to me through letters from my friends abroad, which showed me that his introductions to me had been forgeries. Aghast at the revelation, I asked myself what motive this man could originally have had in practising this elaborate deception upon me. I was too poor a man for any fortune-hunter to have marked me down. Why, then, had he come? I remembered that some of the most precious gems in Europe had been under my charge, and I remembered also the ingenious excuses by which this man had made himself familiar with the cases in which they were kept. He was a rascal who was planning some gigantic robbery. How could I, without striking my own daughter, who was infatuated about him, prevent him from carrying out any plan which he might have formed? My device was a clumsy one, and yet I could think of nothing more effective. If I had written a letter under my own name, you would naturally have turned to me for

details which I did not wish to give. I resorted to an anonymous letter, begging you to be upon your guard.

“I may tell you that my change from Belmore Street to Norwood had not affected the visits of this man, who had, I believe, a real and overpowering affection for my daughter. As to her, I could not have believed that any woman could be so completely under the influence of a man as she was. His stronger nature seemed to entirely dominate her. I had not realized how far this was the case, or the extent of the confidence which existed between them, until that very evening when his true character for the first time was made clear to me. I had given orders that when he called he should be shown into my study instead of to the drawing-room. There I told him bluntly that I knew all about him, that I had taken steps to defeat his designs, and that neither I nor my daughter desired ever to see him again. I added that I thanked God that I had found him out before he had time to harm those precious objects which it had been the work of my life-time to protect.

“He was certainly a man of iron nerve. He took my remarks without a sign either of surprise or of defiance, but listened gravely and attentively until I had finished. Then he walked across the room without a word and struck the bell.

“‘Ask Miss Andreas to be so kind as to step this way,’ said he to the servant.

“My daughter entered, and the man closed the door behind her. Then he took her hand in his.

“‘Elise,’ said he, ‘your father has just discovered that I am a villain. He knows now what you knew before.’

“She stood in silence, listening.

“‘He says that we are to part for ever,’ said he.

“She did not withdraw her hand.

“‘Will you be true to me, or will you remove the last good influence which is ever likely to come into my life?’

“‘John,’ she cried, passionately. ‘I will never abandon you! Never, never, not if the whole world were against you.’

“In vain I argued and pleaded with her. It was absolutely useless. Her whole life was bound up in this man before me. My daughter, gentlemen, is all that I have left to love, and it filled me with agony when I saw how powerless I was to save her from her ruin. My helplessness seemed to touch this man who was the cause of my trouble.

“‘It may not be as bad as you think, sir,’ said he, in his quiet, inflexible way. ‘I love Elise with a love which is strong enough to rescue even one who has such a record as I have. It was but yesterday that I promised her that never again in my whole life would I do a thing of which she should be ashamed. I have made up my mind to it, and never yet did I make up my mind to a thing which I did not do.’

“He spoke with an air which carried conviction with it. As he concluded he put his hand into his pocket and he drew out a small cardboard box.

“‘I am about to give you a proof of my determination,’ said he. ‘This, Elise, shall be the first-fruits of your redeeming influence over me. You are right, sir, in thinking that I had

designs upon the jewels in your possession. Such ventures have had a charm for me, which depended as much upon the risk run as upon the value of the prize. Those famous and antique stones of the Jewish priest were a challenge to my daring and my ingenuity. I determined to get them.'

"I guessed as much.'

"There was only one thing that you did not guess.'

"And what is that?'

"That I got them. They are in this box.'

"He opened the box, and tilted out the contents upon the corner of my desk. My hair rose and my flesh grew cold as I looked. There were twelve magnificent square stones engraved with mystical characters. There could be no doubt that they were the jewels of the urim and thummim.

"Good God!' I cried. 'How have you escaped discovery?'

"By the substitution of twelve others, made especially to my order, in which the originals are so carefully imitated that I defy the eye to detect the difference.'

"Then the present stones are false?' I cried.

"They have been for some weeks.'

"We all stood in silence, my daughter white with emotion, but still holding this man by the hand.

"You see what I am capable of, Elise,' said he.

"I see that you are capable of repentance and restitution,' she answered.

"Yes, thanks to your influence! I leave the stones in your hands, sir. Do what you like about it. But remember that whatever you do against me, is done against the future husband of your only daughter. You will hear from me soon again, Elise. It is the last time that I will ever cause pain to your tender heart,' and with these words he left both the room and the house.

"My position was a dreadful one. Here I was with these precious relics in my possession, and how could I return them without a scandal and an exposure? I knew the depth of my daughter's nature too well to suppose that I would ever be able to detach her from this man now that she had entirely given him her heart. I was not even sure how far it was right to detach her if she had such an ameliorating influence over him. How could I expose him without injuring her—and how far was I justified in exposing him when he had voluntarily put himself into my power? I thought and thought until at last I formed a resolution which may seem to you to be a foolish one, and yet, if I had to do it again, I believe it would be the best course open to me.

"My idea was to return the stones without anyone being the wiser. With my keys I could get into the museum at any time, and I was confident that I could avoid Simpson, whose hours and methods were familiar to me. I determined to take no one into my confidence—not even my daughter—whom I told that I was about to visit my brother in Scotland. I wanted a free hand for a few nights, without inquiry as to my comings and

goings. To this end I took a room in Harding Street that very night, with an intimation that I was a Pressman, and that I should keep very late hours.

“That night I made my way into the museum, and I replaced four of the stones. It was hard work, and took me all night. When Simpson came round I always heard his footsteps, and concealed myself in the mummy-case. I had some knowledge of gold-work, but was far less skilful than the thief had been. He had replaced the setting so exactly that I defy anyone to see the difference. My work was rude and clumsy. However, I hoped that the plate might not be carefully examined, or the roughness of the setting observed, until my task was done. Next night I replaced four more stones. And tonight I should have finished my task had it not been for the unfortunate circumstance which has caused me to reveal so much which I should have wished to keep concealed. I appeal to you, gentlemen, to your sense of honour and of compassion, whether what I have told you should go any farther or not. My own happiness, my daughter’s future, the hopes of this man’s regeneration, all depend upon your decision.

“Which is,” said my friend, “that all is well that ends well and that the whole matter ends here and at once. Tomorrow the loose settings shall be tightened by an expert goldsmith, and so passes the greatest danger to which, since the destruction of the Temple, the urim and thummim has been exposed. Here is my hand, Professor Andreas, and I can only hope that under such difficult circumstances I should have carried myself as unselfishly and as well.”

Just one footnote to this narrative. Within a month Elise Andreas was married to a man whose name, had I the indiscretion to mention it, would appeal to my readers as one who is now widely and deservedly honoured. But if the truth were known that honour is due not to him, but to the gentle girl who plucked him back when he had gone so far down that dark road along which few return.

## THE LOST SPECIAL

The confession of Herbert de Lernac, now lying under sentence of death at Marseilles, has thrown a light upon one of the most inexplicable crimes of the century—an incident which is, I believe, absolutely unprecedented in the criminal annals of any country: Although there is a reluctance to discuss the matter in official circles, and little information has been given to the Press, there are still indications that the statement of this arch-criminal is corroborated by the facts, and that we have at last found a solution for a most astounding business. As the matter is eight years old, and as its importance was somewhat obscured by a political crisis which was engaging the public attention at the time, it may be as well to state the facts as far as we have been able to ascertain them. They are collated from the Liverpool papers of that date, from the proceedings at the inquest upon John Slater, the engine-driver, and from the records of the London and West Coast Railway Company, which have been courteously put at my disposal. Briefly, they are as follows:

On the 3rd of June, 1890, a gentleman, who gave his name as Monsieur Louis Caratal, desired an interview with Mr. James Bland, the superintendent of the London and West Coast Central Station in Liverpool. He was a small man, middle-aged and dark, with a stoop which was so marked that it suggested some deformity of the spine. He was accompanied by a friend, a man of imposing physique, whose deferential manner and constant attention showed that his position was one of dependence. This friend or companion, whose name did not transpire, was certainly a foreigner, and probably from his swarthy complexion, either a Spaniard or a South American. One peculiarity was observed in him. He carried in his left hand a small black, leather dispatch box, and it was noticed by a sharp-eyed clerk in the Central office that this box was fastened to his wrist by a strap. No importance was attached to the fact at the time, but subsequent events endowed it with some significance. Monsieur Caratal was shown up to Mr. Bland's office, while his companion remained outside.

Monsieur Caratal's business was quickly dispatched. He had arrived that afternoon from Central America. Affairs of the utmost importance demanded that he should be in Paris without the loss of an unnecessary hour. He had missed the London express. A special must be provided. Money was of no importance. Time was everything. If the company would speed him on his way, they might make their own terms.

Mr. Bland struck the electric bell, summoned Mr. Potter Hood, the traffic manager, and had the matter arranged in five minutes. The train would start in three-quarters of an hour. It would take that time to insure that the line should be clear. The powerful engine called Rochdale (No. 247 on the company's register) was attached to two carriages, with a guard's van behind. The first carriage was solely for the purpose of decreasing the inconvenience arising from the oscillation. The second was divided, as usual, into four compartments, a first-class, a first-class smoking, a second-class, and a second-class smoking. The first compartment, which was nearest to the engine, was the one allotted to

the travellers. The other three were empty. The guard of the special train was James McPherson, who had been some years in the service of the company. The stoker, William Smith, was a new hand.

Monsieur Caratal, upon leaving the superintendent's office, rejoined his companion, and both of them manifested extreme impatience to be off. Having paid the money asked, which amounted to fifty pounds five shillings, at the usual special rate of five shillings a mile, they demanded to be shown the carriage, and at once took their seats in it, although they were assured that the better part of an hour must elapse before the line could be cleared. In the meantime a singular coincidence had occurred in the office which Monsieur Caratal had just quitted.

A request for a special is not a very uncommon circumstance in a rich commercial centre, but that two should be required upon the same afternoon was most unusual. It so happened, however, that Mr. Bland had hardly dismissed the first traveller before a second entered with a similar request. This was a Mr. Horace Moore, a gentlemanly man of military appearance, who alleged that the sudden serious illness of his wife in London made it absolutely imperative that he should not lose an instant in starting upon the journey. His distress and anxiety were so evident that Mr. Bland did all that was possible to meet his wishes. A second special was out of the question, as the ordinary local service was already somewhat deranged by the first. There was the alternative, however, that Mr. Moore should share the expense of Monsieur Caratal's train, and should travel in the other empty first-class compartment, if Monsieur Caratal objected to having him in the one which he occupied. It was difficult to see any objection to such an arrangement, and yet Monsieur Caratal, upon the suggestion being made to him by Mr. Potter Hood, absolutely refused to consider it for an instant. The train was his, he said, and he would insist upon the exclusive use of it. All argument failed to overcome his ungracious objections, and finally the plan had to be abandoned. Mr. Horace Moore left the station in great distress, after learning that his only course was to take the ordinary slow train which leaves Liverpool at six o'clock. At four thirty-one exactly by the station clock the special train, containing the crippled Monsieur Caratal and his gigantic companion, steamed out of the Liverpool station. The line was at that time clear, and there should have been no stoppage before Manchester.

The trains of the London and West Coast Railway run over the lines of another company as far as this town, which should have been reached by the special rather before six o'clock. At a quarter after six considerable surprise and some consternation were caused amongst the officials at Liverpool by the receipt of a telegram from Manchester to say that it had not yet arrived. An inquiry directed to St. Helens, which is a third of the way between the two cities, elicited the following reply—

“To James Bland, Superintendent, Central L. & W. C., Liverpool.—Special passed here at 4:52, well up to time.—Dowster, St. Helens.”

This telegram was received at six-forty. At six-fifty a second message was received from Manchester—

“No sign of special as advised by you.”



And then ten minutes later a third, more bewildering—

“Presume some mistake as to proposed running of special. Local train from St. Helens timed to follow it has just arrived and has seen nothing of it. Kindly wire advices.—Manchester.”

The matter was assuming a most amazing aspect, although in some respects the last telegram was a relief to the authorities at Liverpool. If an accident had occurred to the special, it seemed hardly possible that the local train could have passed down the same line without observing it. And yet, what was the alternative? Where could the train be? Had it possibly been sidetracked for some reason in order to allow the slower train to go past? Such an explanation was possible if some small repair had to be effected. A telegram was dispatched to each of the stations between St. Helens and Manchester, and the superintendent and traffic manager waited in the utmost suspense at the instrument for the series of replies which would enable them to say for certain what had become of the missing train. The answers came back in the order of questions, which was the order of the stations beginning at the St. Helens end—

“Special passed here five o’clock.—Collins Green.”

“Special passed here six past five.—Earlstown.”

“Special passed here 5:10.—Newton.”

“Special passed here 5:20.—Kenyon Junction.”

“No special train has passed here.—Barton Moss.”

The two officials stared at each other in amazement.

“This is unique in my thirty years of experience,” said Mr. Bland.

“Absolutely unprecedented and inexplicable, sir. The special has gone wrong between Kenyon Junction and Barton Moss.”

“And yet there is no siding, so far as my memory serves me, between the two stations. The special must have run off the metals.”

“But how could the four-fifty parliamentary pass over the same line without observing it?”

“There’s no alternative, Mr. Hood. It must be so. Possibly the local train may have observed something which may throw some light upon the matter. We will wire to Manchester for more information, and to Kenyon Junction with instructions that the line be examined instantly as far as Barton Moss.” The answer from Manchester came within a few minutes.

“No news of missing special. Driver and guard of slow train positive no accident between Kenyon Junction and Barton Moss. Line quite clear, and no sign of anything unusual.—Manchester.”

“That driver and guard will have to go,” said Mr. Bland, grimly. “There has been a wreck and they have missed it. The special has obviously run off the metals without disturbing the line—how it could have done so passes my comprehension—but so it must be, and we shall have a wire from Kenyon or Barton Moss presently to say that they have found her at the bottom of an embankment.”

But Mr. Bland's prophecy was not destined to be fulfilled. Half an hour passed, and then there arrived the following message from the station-master of Kenyon Junction—

"There are no traces of the missing special. It is quite certain that she passed here, and that she did not arrive at Barton Moss. We have detached engine from goods train, and I have myself ridden down the line, but all is clear, and there is no sign of any accident."

Mr. Bland tore his hair in his perplexity.

"This is rank lunacy, Hood!" he cried. "Does a train vanish into thin air in England in broad daylight? The thing is preposterous. An engine, a tender, two carriages, a van, five human beings—and all lost on a straight line of railway! Unless we get something positive within the next hour I'll take Inspector Collins, and go down myself."

And then at last something positive did occur. It took the shape of another telegram from Kenyon Junction.

"Regret to report that the dead body of John Slater, driver of the special train, has just been found among the gorse bushes at a point two and a quarter miles from the Junction. Had fallen from his engine, pitched down the embankment, and rolled among the bushes. Injuries to his head, from the fall, appear to be cause of death. Ground has now been carefully examined, and there is no trace of the missing train."

The country was, as has already been stated, in the throes of a political crisis, and the attention of the public was further distracted by the important and sensational developments in Paris, where a huge scandal threatened to destroy the Government and to wreck the reputations of many of the leading men in France. The papers were full of these events, and the singular disappearance of the special train attracted less attention than would have been the case in more peaceful times. The grotesque nature of the event helped to detract from its importance, for the papers were disinclined to believe the facts as reported to them. More than one of the London journals treated the matter as an ingenious hoax, until the coroner's inquest upon the unfortunate driver (an inquest which elicited nothing of importance) convinced them of the tragedy of the incident.

Mr. Bland, accompanied by Inspector Collins, the senior detective officer in the service of the company, went down to Kenyon Junction the same evening, and their research lasted throughout the following day, but was attended with purely negative results. Not only was no trace found of the missing train, but no conjecture could be put forward which could possibly explain the facts. At the same time, Inspector Collins's official report (which lies before me as I write) served to show that the possibilities were more numerous than might have been expected.

"In the stretch of railway between these two points," said he, "the country is dotted with ironworks and collieries. Of these, some are being worked and some have been abandoned. There are no fewer than twelve which have small-gauge lines which run trolley-cars down to the main line. These can, of course, be disregarded. Besides these, however, there are seven which have, or have had, proper lines running down and connecting with points to the main line, so as to convey their produce from the mouth of the mine to the great centres of distribution. In every case these lines are only a few miles

in length. Out of the seven, four belong to collieries which are worked out, or at least to shafts which are no longer used. These are the Redgauntlet, Hero, Slough of Despond, and Heartsease mines, the latter having ten years ago been one of the principal mines in Lancashire. These four side lines may be eliminated from our inquiry, for, to prevent possible accidents, the rails nearest to the main line have been taken up, and there is no longer any connection. There remain three other side lines leading—

- (a) To the Carnstock Iron Works;
- (b) To the Big Ben Colliery;
- (c) To the Perseverance Colliery.

“Of these the Big Ben line is not more than a quarter of a mile long, and ends at a dead wall of coal waiting removal from the mouth of the mine. Nothing had been seen or heard there of any special. The Carnstock Iron Works line was blocked all day upon the 3rd of June by sixteen truckloads of hematite. It is a single line, and nothing could have passed. As to the Perseverance line, it is a large double line, which does a considerable traffic, for the output of the mine is very large. On the 3rd of June this traffic proceeded as usual; hundreds of men including a gang of railway platelayers were working along the two miles and a quarter which constitute the total length of the line, and it is inconceivable that an unexpected train could have come down there without attracting universal attention. It may be remarked in conclusion that this branch line is nearer to St. Helens than the point at which the engine-driver was discovered, so that we have every reason to believe that the train was past that point before misfortune overtook her.

“As to John Slater, there is no clue to be gathered from his appearance or injuries. We can only say that, so far as we can see, he met his end by falling off his engine, though why he fell, or what became of the engine after his fall, is a question upon which I do not feel qualified to offer an opinion.” In conclusion, the inspector offered his resignation to the Board, being much nettled by an accusation of incompetence in the London papers.

A month elapsed, during which both the police and the company prosecuted their inquiries without the slightest success. A reward was offered and a pardon promised in case of crime, but they were both unclaimed. Every day the public opened their papers with the conviction that so grotesque a mystery would at last be solved, but week after week passed by, and a solution remained as far off as ever. In broad daylight, upon a June afternoon in the most thickly inhabited portion of England, a train with its occupants had disappeared as completely as if some master of subtle chemistry had volatilized it into gas. Indeed, among the various conjectures which were put forward in the public Press, there were some which seriously asserted that supernatural, or, at least, preternatural, agencies had been at work, and that the deformed Monsieur Caratal was probably a person who was better known under a less polite name. Others fixed upon his swarthy companion as being the author of the mischief, but what it was exactly which he had done could never be clearly formulated in words.

Amongst the many suggestions put forward by various newspapers or private individuals, there were one or two which were feasible enough to attract the attention of the public. One which appeared in The Times, over the signature of an amateur reasoner

of some celebrity at that date, attempted to deal with the matter in a critical and semi-scientific manner. An extract must suffice, although the curious can see the whole letter in the issue of the 3rd of July.

“It is one of the elementary principles of practical reasoning,” he remarked, “that when the impossible has been eliminated the residuum, *however improbable*, must contain the truth. It is certain that the train left Kenyon Junction. It is certain that it did not reach Barton Moss. It is in the highest degree unlikely, but still possible, that it may have taken one of the seven available side lines. It is obviously impossible for a train to run where there are no rails, and, therefore, we may reduce our improbables to the three open lines, namely the Carnstock Iron Works, the Big Ben, and the Perseverance. Is there a secret society of colliers, an English Camorra, which is capable of destroying both train and passengers? It is improbable, but it is not impossible. I confess that I am unable to suggest any other solution. I should certainly advise the company to direct all their energies towards the observation of those three lines, and of the workmen at the end of them. A careful supervision of the pawnbrokers’ shops of the district might possibly bring some suggestive facts to light.”

The suggestion coming from a recognized authority upon such matters created considerable interest, and a fierce opposition from those who considered such a statement to be a preposterous libel upon an honest and deserving set of men. The only answer to this criticism was a challenge to the objectors to lay any more feasible explanations before the public. In reply to this two others were forthcoming (Times, July 7th and 9th). The first suggested that the train might have run off the metals and be lying submerged in the Lancashire and Staffordshire Canal, which runs parallel to the railway for some hundred of yards. This suggestion was thrown out of court by the published depth of the canal, which was entirely insufficient to conceal so large an object. The second correspondent wrote calling attention to the bag which appeared to be the sole luggage which the travellers had brought with them, and suggesting that some novel explosive of immense and pulverizing power might have been concealed in it. The obvious absurdity, however, of supposing that the whole train might be blown to dust while the metals remained uninjured reduced any such explanation to a farce. The investigation had drifted into this hopeless position when a new and most unexpected incident occurred.

This was nothing less than the receipt by Mrs. McPherson of a letter from her husband, James McPherson, who had been the guard on the missing train. The letter, which was dated July 5th, 1890, was posted from New York and came to hand upon July 14th. Some doubts were expressed as to its genuine character but Mrs. McPherson was positive as to the writing, and the fact that it contained a remittance of a hundred dollars in five-dollar notes was enough in itself to discount the idea of a hoax. No address was given in the letter, which ran in this way:

MY DEAR WIFE,—

“I have been thinking a great deal, and I find it very hard to give you up. The same with Lizzie. I try to fight against it, but it will always come back to me. I send you some money which will change into twenty English pounds. This should be enough to bring both Lizzie

and you across the Atlantic, and you will find the Hamburg boats which stop at Southampton very good boats, and cheaper than Liverpool. If you could come here and stop at the Johnston House I would try and send you word how to meet, but things are very difficult with me at present, and I am not very happy, finding it hard to give you both up. So no more at present, from your loving husband,

“James McPherson.”

For a time it was confidently anticipated that this letter would lead to the clearing up of the whole matter, the more so as it was ascertained that a passenger who bore a close resemblance to the missing guard had travelled from Southampton under the name of Summers in the Hamburg and New York liner Vistula, which started upon the 7th of June. Mrs. McPherson and her sister Lizzie Dolton went across to New York as directed and stayed for three weeks at the Johnston House, without hearing anything from the missing man. It is probable that some injudicious comments in the Press may have warned him that the police were using them as a bait. However, this may be, it is certain that he neither wrote nor came, and the women were eventually compelled to return to Liverpool.

And so the matter stood, and has continued to stand up to the present year of 1898. Incredible as it may seem, nothing has transpired during these eight years which has shed the least light upon the extraordinary disappearance of the special train which contained Monsieur Caratal and his companion. Careful inquiries into the antecedents of the two travellers have only established the fact that Monsieur Caratal was well known as a financier and political agent in Central America, and that during his voyage to Europe he had betrayed extraordinary anxiety to reach Paris. His companion, whose name was entered upon the passenger lists as Eduardo Gomez, was a man whose record was a violent one, and whose reputation was that of a bravo and a bully. There was evidence to show, however, that he was honestly devoted to the interests of Monsieur Caratal, and that the latter, being a man of puny physique, employed the other as a guard and protector. It may be added that no information came from Paris as to what the objects of Monsieur Caratal's hurried journey may have been. This comprises all the facts of the case up to the publication in the Marseilles papers of the recent confession of Herbert de Lernac, now under sentence of death for the murder of a merchant named Bonvalot. This statement may be literally translated as follows:

“It is not out of mere pride or boasting that I give this information, for, if that were my object, I could tell a dozen actions of mine which are quite as splendid; but I do it in order that certain gentlemen in Paris may understand that I, who am able here to tell about the fate of Monsieur Caratal, can also tell in whose interest and at whose request the deed was done, unless the reprieve which I am awaiting comes to me very quickly. Take warning, messieurs, before it is too late! You know Herbert de Lernac, and you are aware that his deeds are as ready as his words. Hasten then, or you are lost!

“At present I shall mention no names—if you only heard the names, what would you not think!—but I shall merely tell you how cleverly I did it. I was true to my employers then, and no doubt they will be true to me now. I hope so, and until I am convinced that

they have betrayed me, these names, which would convulse Europe, shall not be divulged. But on that day ... well, I say no more!

“In a word, then, there was a famous trial in Paris, in the year 1890, in connection with a monstrous scandal in politics and finance. How monstrous that scandal was can never be known save by such confidential agents as myself. The honour and careers of many of the chief men in France were at stake. You have seen a group of ninepins standing, all so rigid, and prim, and unbending. Then there comes the ball from far away and pop, pop, pop—there are your ninepins on the floor. Well, imagine some of the greatest men in France as these ninepins and then this Monsieur Caratal was the ball which could be seen coming from far away. If he arrived, then it was pop, pop, pop for all of them. It was determined that he should not arrive.

“I do not accuse them all of being conscious of what was to happen. There were, as I have said, great financial as well as political interests at stake, and a syndicate was formed to manage the business. Some subscribed to the syndicate who hardly understood what were its objects. But others understood very well, and they can rely upon it that I have not forgotten their names. They had ample warning that Monsieur Caratal was coming long before he left South America, and they knew that the evidence which he held would certainly mean ruin to all of them. The syndicate had the command of an unlimited amount of money—absolutely unlimited, you understand. They looked round for an agent who was capable of wielding this gigantic power. The man chosen must be inventive, resolute, adaptive—a man in a million. They chose Herbert de Lernac, and I admit that they were right.

“My duties were to choose my subordinates, to use freely the power which money gives, and to make certain that Monsieur Caratal should never arrive in Paris. With characteristic energy I set about my commission within an hour of receiving my instructions, and the steps which I took were the very best for the purpose which could possibly be devised.

“A man whom I could trust was dispatched instantly to South America to travel home with Monsieur Caratal. Had he arrived in time the ship would never have reached Liverpool; but alas! it had already started before my agent could reach it. I fitted out a small armed brig to intercept it, but again I was unfortunate. Like all great organizers I was, however, prepared for failure, and had a series of alternatives prepared, one or the other of which must succeed. You must not underrate the difficulties of my undertaking, or imagine that a mere commonplace assassination would meet the case. We must destroy not only Monsieur Caratal, but Monsieur Caratal’s documents, and Monsieur Caratal’s companions also, if we had reason to believe that he had communicated his secrets to them. And you must remember that they were on the alert, and keenly suspicious of any such attempt. It was a task which was in every way worthy of me, for I am always most masterful where another would be appalled.

“I was all ready for Monsieur Caratal’s reception in Liverpool, and I was the more eager because I had reason to believe that he had made arrangements by which he would have a considerable guard from the moment that he arrived in London. Anything which

was to be done must be done between the moment of his setting foot upon the Liverpool quay and that of his arrival at the London and West Coast terminus in London. We prepared six plans, each more elaborate than the last; which plan would be used would depend upon his own movements. Do what he would, we were ready for him. If he had stayed in Liverpool, we were ready. If he took an ordinary train, an express, or a special, all was ready. Everything had been foreseen and provided for.

“You may imagine that I could not do all this myself. What could I know of the English railway lines? But money can procure willing agents all the world over, and I soon had one of the acutest brains in England to assist me. I will mention no names, but it would be unjust to claim all the credit for myself. My English ally was worthy of such an alliance. He knew the London and West Coast line thoroughly, and he had the command of a band of workers who were trustworthy and intelligent. The idea was his, and my own judgement was only required in the details. We bought over several officials, amongst whom the most important was James McPherson, whom we had ascertained to be the guard most likely to be employed upon a special train. Smith, the stoker, was also in our employ. John Slater, the engine-driver, had been approached, but had been found to be obstinate and dangerous, so we desisted. We had no certainty that Monsieur Caratal would take a special, but we thought it very probable, for it was of the utmost importance to him that he should reach Paris without delay. It was for this contingency, therefore, that we made special preparations—preparations which were complete down to the last detail long before his steamer had sighted the shores of England. You will be amused to learn that there was one of my agents in the pilot-boat which brought that steamer to its moorings.

“The moment that Caratal arrived in Liverpool we knew that he suspected danger and was on his guard. He had brought with him as an escort a dangerous fellow, named Gomez, a man who carried weapons, and was prepared to use them. This fellow carried Caratal’s confidential papers for him, and was ready to protect either them or his master. The probability was that Caratal had taken him into his counsel, and that to remove Caratal without removing Gomez would be a mere waste of energy. It was necessary that they should be involved in a common fate, and our plans to that end were much facilitated by their request for a special train. On that special train you will understand that two out of the three servants of the company were really in our employ, at a price which would make them independent for a lifetime. I do not go so far as to say that the English are more honest than any other nation, but I have found them more expensive to buy.

“I have already spoken of my English agent—who is a man with a considerable future before him, unless some complaint of the throat carries him off before his time. He had charge of all arrangements at Liverpool, whilst I was stationed at the inn at Kenyon, where I awaited a cipher signal to act. When the special was arranged for, my agent instantly telegraphed to me and warned me how soon I should have everything ready. He himself under the name of Horace Moore applied immediately for a special also, in the hope that he would be sent down with Monsieur Caratal, which might under certain circumstances have been helpful to us. If, for example, our great coup had failed, it would

then have become the duty of my agent to have shot them both and destroyed their papers. Caratal was on his guard, however, and refused to admit any other traveller. My agent then left the station, returned by another entrance, entered the guard's van on the side farthest from the platform, and travelled down with McPherson the guard.

"In the meantime you will be interested to know what my movements were. Everything had been prepared for days before, and only the finishing touches were needed. The side line which we had chosen had once joined the main line, but it had been disconnected. We had only to replace a few rails to connect it once more. These rails had been laid down as far as could be done without danger of attracting attention, and now it was merely a case of completing a juncture with the line, and arranging the points as they had been before. The sleepers had never been removed, and the rails, fish-plates and rivets were all ready, for we had taken them from a siding on the abandoned portion of the line. With my small but competent band of workers, we had everything ready long before the special arrived. When it did arrive, it ran off upon the small side line so easily that the jolting of the points appears to have been entirely unnoticed by the two travellers.

"Our plan had been that Smith, the stoker, should chloroform John Slater, the driver, so that he should vanish with the others. In this respect, and in this respect only, our plans miscarried—I except the criminal folly of McPherson in writing home to his wife. Our stoker did his business so clumsily that Slater in his struggles fell off the engine, and though fortune was with us so far that he broke his neck in the fall, still he remained as a blot upon that which would otherwise have been one of those complete masterpieces which are only to be contemplated in silent admiration. The criminal expert will find in John Slater the one flaw in all our admirable combinations. A man who has had as many triumphs as I can afford to be frank, and I therefore lay my finger upon John Slater, and I proclaim him to be a flaw.

"But now I have got our special train upon the small line two kilometres, or rather more than one mile, in length, which leads, or rather used to lead, to the abandoned Heartsease mine, once one of the largest coal mines in England. You will ask how it is that no one saw the train upon this unused line. I answer that along its entire length it runs through a deep cutting, and that, unless someone had been on the edge of that cutting, he could not have seen it. There *was* someone on the edge of that cutting. I was there. And now I will tell you what I saw.

"My assistant had remained at the points in order that he might superintend the switching off of the train. He had four armed men with him, so that if the train ran off the line—we thought it probable, because the points were very rusty—we might still have resources to fall back upon. Having once seen it safely on the side line, he handed over the responsibility to me. I was waiting at a point which overlooks the mouth of the mine, and I was also armed, as were my two companions. Come what might, you see, I was always ready.

"The moment that the train was fairly on the side line, Smith, the stoker, slowed-down the engine, and then, having turned it on to the fullest speed again, he and McPherson, with my English lieutenant, sprang off before it was too late. It may be that it was this



slowing-down which first attracted the attention of the travellers, but the train was running at full speed again before their heads appeared at the open window. It makes me smile to think how bewildered they must have been. Picture to yourself your own feelings if, on looking out of your luxurious carriage, you suddenly perceived that the lines upon which you ran were rusted and corroded, red and yellow with disuse and decay! What a catch must have come in their breath as in a second it flashed upon them that it was not Manchester but Death which was waiting for them at the end of that sinister line. But the train was running with frantic speed, rolling and rocking over the rotten line, while the wheels made a frightful screaming sound upon the rusted surface. I was close to them, and could see their faces. Caratal was praying, I think—there was something like a rosary dangling out of his hand. The other roared like a bull who smells the blood of the slaughter-house. He saw us standing on the bank, and he beckoned to us like a madman. Then he tore at his wrist and threw his dispatch-box out of the window in our direction. Of course, his meaning was obvious. Here was the evidence, and they would promise to be silent if their lives were spared. It would have been very agreeable if we could have done so, but business is business. Besides, the train was now as much beyond our controls as theirs.

“He ceased howling when the train rattled round the curve and they saw the black mouth of the mine yawning before them. We had removed the boards which had covered it, and we had cleared the square entrance. The rails had formerly run very close to the shaft for the convenience of loading the coal, and we had only to add two or three lengths of rail in order to lead to the very brink of the shaft. In fact, as the lengths would not quite fit, our line projected about three feet over the edge. We saw the two heads at the window: Caratal below, Gomez above; but they had both been struck silent by what they saw. And yet they could not withdraw their heads. The sight seemed to have paralysed them.

“I had wondered how the train running at a great speed would take the pit into which I had guided it, and I was much interested in watching it. One of my colleagues thought that it would actually jump it, and indeed it was not very far from doing so. Fortunately, however, it fell short, and the buffers of the engine struck the other lip of the shaft with a tremendous crash. The funnel flew off into the air. The tender, carriages, and van were all smashed up into one jumble, which, with the remains of the engine, choked for a minute or so the mouth of the pit. Then something gave way in the middle, and the whole mass of green iron, smoking coals, brass fittings, wheels, wood-work, and cushions all crumbled together and crashed down into the mine. We heard the rattle, rattle, rattle, as the debris struck against the walls, and then, quite a long time afterwards, there came a deep roar as the remains of the train struck the bottom. The boiler may have burst, for a sharp crash came after the roar, and then a dense cloud of steam and smoke swirled up out of the black depths, falling in a spray as thick as rain all round us. Then the vapour shredded off into thin wisps, which floated away in the summer sunshine, and all was quiet again in the Heartsease mine.

“And now, having carried out our plans so successfully, it only remained to leave no trace behind us. Our little band of workers at the other end had already ripped up the rails

and disconnected the side line, replacing everything as it had been before. We were equally busy at the mine. The funnel and other fragments were thrown in, the shaft was planked over as it used to be, and the lines which led to it were torn up and taken away. Then, without flurry, but without delay, we all made our way out of the country, most of us to Paris, my English colleague to Manchester, and McPherson to Southampton, whence he emigrated to America. Let the English papers of that date tell how thoroughly we had done our work, and how completely we had thrown the cleverest of their detectives off our track.

“You will remember that Gomez threw his bag of papers out of the window, and I need not say that I secured that bag and brought them to my employers. It may interest my employers now, however, to learn that out of that bag I took one or two little papers as a souvenir of the occasion. I have no wish to publish these papers; but, still, it is every man for himself in this world, and what else can I do if my friends will not come to my aid when I want them? Messieurs, you may believe that Herbert de Lernac is quite as formidable when he is against you as when he is with you, and that he is not a man to go to the guillotine until he has seen that every one of you is en route for New Caledonia. For your own sake, if not for mine, make haste, Monsieur de——, and General——, and Baron——(you can fill up the blanks for yourselves as you read this). I promise you that in the next edition there will be no blanks to fill.

“P.S.—As I look over my statement there is only one omission which I can see. It concerns the unfortunate man McPherson, who was foolish enough to write to his wife and to make an appointment with her in New York. It can be imagined that when interests like ours were at stake, we could not leave them to the chance of whether a man in that class of life would or would not give away his secrets to a woman. Having once broken his oath by writing to his wife, we could not trust him any more. We took steps therefore to insure that he should not see his wife. I have sometimes thought that it would be a kindness to write to her and to assure her that there is no impediment to her marrying again.”

## THE CLUB-FOOTED GROCER

My uncle, Mr. Stephen Maple, had been at the same time the most successful and the least respectable of our family, so that we hardly knew whether to take credit for his wealth or to feel ashamed of his position. He had, as a matter of fact, established a large grocery in Stepney which did a curious mixed business, not always, as we had heard, of a very savoury character, with the riverside and seafaring people. He was ship's chandler, provision merchant, and, if rumour spoke truly, some other things as well. Such a trade, however lucrative, had its drawbacks, as was evident when, after twenty years of prosperity, he was savagely assaulted by one of his customers and left for dead, with three smashed ribs and a broken leg, which mended so badly that it remained for ever three inches shorter than the other. This incident seemed, not unnaturally, to disgust him with his surroundings, for, after the trial, in which his assailant was condemned to fifteen years' penal servitude, he retired from his business and settled in a lonely part of the North of England, whence, until that morning, we had never once heard of him—not even at the death of my father, who was his only brother.

My mother read his letter aloud to me: "If your son is with you, Ellen, and if he is as stout a lad as he promised for when last I heard from you, then send him up to me by the first train after this comes to hand. He will find that to serve me will pay him better than the engineering, and if I pass away (though, thank God, there is no reason to complain as to my health) you will see that I have not forgotten my brother's son. Congleton is the station, and then a drive of four miles to Greta House, where I am now living. I will send a trap to meet the seven o'clock train, for it is the only one which stops here. Mind that you send him, Ellen, for I have very strong reasons for wishing him to be with me. Let bygones be bygones if there has been anything between us in the past. If you should fail me now you will live to regret it."

We were seated at either side of the breakfast table, looking blankly at each other and wondering what this might mean, when there came a ring at the bell, and the maid walked in with a telegram. It was from Uncle Stephen.

"On no account let John get out at Congleton," said the message. "He will find trap waiting seven o'clock evening train Stedding Bridge, one station further down line. Let him drive not me, but Garth Farm House—six miles. There will receive instructions. Do not fail; only you to look to."

"That is true enough," said my mother. "As far as I know, your uncle has not a friend in the world, nor has he ever deserved one. He has always been a hard man in his dealings, and he held back his money from your father at a time when a few pounds would have saved him from ruin. Why should I send my only son to serve him now?"

But my own inclinations were all for the adventure.

"If I have him for a friend, he can help me in my profession," I argued, taking my mother upon her weakest side.

"I have never known him to help any one yet," said she, bitterly. "And why all this mystery about getting out at a distant station and driving to the wrong address? He has got himself into some trouble and he wishes us to get him out of it. When he has used us he will throw us aside as he has done before. Your father might have been living now if he had only helped him."

But at last my arguments prevailed, for, as I pointed out, we had much to gain and little to lose, and why should we, the poorest members of a family, go out of our way to offend the rich one? My bag was packed and my cab at the door, when there came a second telegram.

"Good shooting. Let John bring gun. Remember Stedding Bridge, not Congleton." And so, with a gun-case added to my luggage and some surprise at my uncle's insistence, I started off upon my adventure.

The journey lies over the main Northern Railway as far as the station of Camfield, where one changes for the little branch line which winds over the fells. In all England there is no harsher or more impressive scenery. For two hours I passed through desolate rolling plains, rising at places into low, stone-littered hills, with long, straight outcrops of jagged rock showing upon their surface. Here and there little grey-roofed, grey-walled cottages huddled into villages, but for many miles at a time no house was visible nor any sign of life save the scattered sheep which wandered over the mountain sides. It was a depressing country, and my heart grew heavier and heavier as I neared my journey's end, until at last the train pulled up at the little village of Stedding Bridge, where my uncle had told me to alight. A single ramshackle trap, with a country lout to drive it, was waiting at the station.

"Is this Mr. Stephen Maple's?" I asked.

The fellow looked at me with eyes which were full of suspicion. "What is your name?" he asked, speaking a dialect which I will not attempt to reproduce.

"John Maple."

"Anything to prove it?"

I half raised my hand, for my temper is none of the best, and then I reflected that the fellow was probably only carrying out the directions of my uncle. For answer I pointed to my name printed upon my gun-case.

"Yes, yes, that is right. It's John Maple, sure enough!" said he, slowly spelling it out. "Get in, maister, for we have a bit of a drive before us."

The road, white and shining, like all the roads in that limestone country, ran in long sweeps over the fells, with low walls of loose stone upon either side of it. The huge moors, mottled with sheep and with boulders, rolled away in gradually ascending curves to the misty sky-line. In one place a fall of the land gave a glimpse of a grey angle of distant sea. Bleak and sad and stern were all my surroundings, and I felt, under their influence, that this curious mission of mine was a more serious thing than it had appeared when viewed from London. This sudden call for help from an uncle whom I had never seen, and of whom I had heard little that was good, the urgency of it, his reference to my physical

powers, the excuse by which he had ensured that I should bring a weapon, all hung together and pointed to some vague but sinister meaning. Things which appeared to be impossible in Kensington became very probable upon these wild and isolated hillsides. At last, oppressed with my own dark thoughts, I turned to my companion with the intention of asking some questions about my uncle, but the expression upon his face drove the idea from my head.

He was not looking at his old, unclipped chestnut horse, nor at the road along which he was driving, but his face was turned in my direction, and he was staring past me with an expression of curiosity and, as I thought, of apprehension. He raised the whip to lash the horse, and then dropped it again, as if convinced that it was useless. At the same time, following the direction of his gaze, I saw what it was which had excited him.

A man was running across the moor. He ran clumsily, stumbling and slipping among the stones; but the road curved, and it was easy for him to cut us off. As we came up to the spot for which he had been making, he scrambled over the stone wall and stood waiting, with the evening sun shining on his brown, clean-shaven face. He was a burly fellow, and in bad condition, for he stood with his hand on his ribs, panting and blowing after his short run. As we drove up I saw the glint of earrings in his ears.

“Say, mate, where are you bound for?” he asked, in a rough but good-humoured fashion.

“Farmer Purcell’s, at the Garth Farm,” said the driver.

“Sorry to stop you,” cried the other, standing aside; “I thought as I would hail you as you passed, for if so be as you had been going my way I should have made bold to ask you for a passage.”

His excuse was an absurd one, since it was evident that our little trap was as full as it could be, but my driver did not seem disposed to argue. He drove on without a word, and, looking back, I could see the stranger sitting by the roadside and cramming tobacco into his pipe.

“A sailor,” said I.

“Yes, maister. We’re not more than a few miles from Morecambe Bay,” the driver remarked.

“You seemed frightened of him,” I observed.

“Did I?” said he, drily; and then, after a long pause, “Maybe I was.” As to his reasons for fear, I could get nothing from him, and though I asked him many questions he was so stupid, or else so clever, that I could learn nothing from his replies. I observed, however, that from time to time he swept the moors with a troubled eye, but their huge brown expanse was unbroken by any moving figure. At last in a sort of cleft in the hills in front of us I saw a long, low-lying farm building, the centre of all those scattered flocks.

“Garth Farm,” said my driver. “There is Farmer Purcell himself,” he added, as a man strolled out of the porch and stood waiting for our arrival. He advanced as I descended from the trap, a hard, weather-worn fellow with light blue eyes, and hair and beard like sun-bleached grass. In his expression I read the same surly ill-will which I had already

observed in my driver. Their malevolence could not be directed towards a complete stranger like myself, and so I began to suspect that my uncle was no more popular on the north-country fells than he had been in Stepney Highway.

“You’re to stay here until nightfall. That’s Mr. Stephen Maple’s wish,” said he, curtly. “You can have some tea and bacon if you like. It’s the best we can give you.”

I was very hungry, and accepted the hospitality in spite of the churlish tone in which it was offered. The farmer’s wife and his two daughters came into the sitting-room during the meal, and I was aware of a certain curiosity with which they regarded me. It may have been that a young man was a rarity in this wilderness, or it may be that my attempts at conversation won their goodwill, but they all three showed a kindness in their manner. It was getting dark, so I remarked that it was time for me to be pushing on to Greta House.

“You’ve made up your mind to go, then?” said the older woman.

“Certainly. I have come all the way from London.”

“There’s no one hindering you from going back there.”

“But I have come to see Mr. Maple, my uncle.”

“Oh, well, no one can stop you if you want to go on,” said the woman, and became silent as her husband entered the room.

With every fresh incident I felt that I was moving in an atmosphere of mystery and peril, and yet it was all so intangible and so vague that I could not guess where my danger lay. I should have asked the farmer’s wife point-blank, but her surly husband seemed to divine the sympathy which she felt for me, and never again left us together. “It’s time you were going, mister,” said he at last, as his wife lit the lamp upon the table.

“Is the trap ready?”

“You’ll need no trap. You’ll walk,” said he.

“How shall I know the way?”

“William will go with you.”

William was the youth who had driven me up from the station. He was waiting at the door, and ho shouldered my gun-case and bag. I stayed behind to thank the farmer for his hospitality, but he would have none of it. “I ask no thanks from Mr. Stephen Maple nor any friend of his,” said he, bluntly. “I am paid for what I do. If I was not paid I would not do it. Go your way, young man, and say no more.” He turned rudely on his heel and reentered his house, slamming the door behind him.

It was quite dark outside, with heavy black clouds drifting slowly across the sky. Once clear of the farm inclosure and out on the moor I should have been hopelessly lost if it had not been for my guide, who walked in front of me along narrow sheep-tracks? which were quite invisible to me. Every now and then, without seeing anything, we heard the clumsy scuffling of the creatures in the darkness. At first my guide walked swiftly and carelessly, but gradually his pace slowed down, until at last he was going very slowly and stealthily, like one who walks light-footed amid imminent menace. This vague, inexplicable sense of danger in the midst of the loneliness of that vast moor was more daunting than any evident peril could be, and I had begun to press him as to what it was that he feared, when

suddenly he stopped and dragged me down among some gorse bushes which lined the path. His tug at my coat was so strenuous and imperative that I realized that the danger was a pressing one, and in an instant I was squatting down beside him as still as the bushes which shadowed us. It was so dark there that I could not even see the lad beside me.

It was a warm night, and a hot wind puffed in our faces. Suddenly in this wind there came something homely and familiar—the smell of burning tobacco. And then a face, illuminated by the glowing bowl of a pipe, came floating towards us. The man was all in shadow, but just that one dim halo of light with the face which filled it, brighter below and shading away into darkness above, stood out against the universal blackness. A thin, hungry face, thickly freckled with yellow over the cheek bones, blue, watery eyes, an ill-nourished, light-coloured moustache, a peaked yachting cap—that was all that I saw. He passed us, looking vacantly in front of him, and we heard the steps dying away along the path.

“Who was it?” I asked, as we rose to our feet.

“I don’t know.”

The fellow’s continual profession of ignorance made me angry.

“Why should you hide yourself, then?” I asked, sharply.

“Because Maister Maple told me. He said that I were to meet no one. If I met any one I should get no pay.”

“You met that sailor on the road?”

“Yes, and I think he was one of them.”

“One of whom?”

“One of the folk that have come on the fells. They are watchin’ Greta House, and Maister Maple is afeard of them. That’s why he wanted us to keep clear of them, and that’s why I’ve been a-trying to dodge ’em.”

Here was something definite at last. Some body of men were threatening my uncle. The sailor was one of them. The man with the peaked cap—probably a sailor also—was another. I bethought me of Stepney Highway and of the murderous assault made upon my uncle there. Things were fitting themselves into a connected shape in my mind when a light twinkled over the fell, and my guide informed me that it was Greta. The place lay in a dip among the moors, so that one was very near it before one saw it. A short walk brought us up to the door.

I could see little of the building save that the lamp which shone through a small latticed window showed me dimly that it was both long and lofty. The low door under an overhanging lintel was loosely fitted, and light was bursting out on each side of it. The inmates of this lonely house appeared to be keenly on their guard, for they had heard our footsteps, and we were challenged before we reached the door.

“Who is there?” cried a deep-booming voice, and urgently, “Who is it, I say?”

“It’s me, Maister Maple. I have brought the gentleman.”

There was a sharp click, and a small wooden shutter flew open in the door. The gleam of a lantern shone upon us for a few seconds. Then the shutter closed again; with a great rasping of locks and clattering of bars, the door was opened, and I saw my uncle standing framed in that vivid yellow square cut out of the darkness.

He was a small, thick man, with a great rounded, bald head and one thin border of gingery curls. It was a fine head, the head of a thinker, but his large white face was heavy and commonplace, with a broad, loose-lipped mouth and two hanging dewlaps on either side of it. His eyes were small and restless, and his light-coloured lashes were continually moving. My mother had said once that they reminded her of the legs of a woodlouse, and I saw at the first glance what she meant. I heard also that in Stepney he had learned the language of his customers, and I blushed for our kinship as I listened to his villainous accent. "So, nephew," said he, holding out his hand. "Come in, come in, man, quick, and don't leave the door open. Your mother said you were grown a big lad, and, my word, she 'as a right to say so. 'Ere's a 'alf-crown for you, William, and you can go back again. Put the things down. 'Ere, Enoch, take Mr. John's things, and see that 'is supper is on the table."

As my uncle, after fastening the door, turned to show me into the sitting-room, I became aware of his most striking peculiarity. The injuries which he had received some years ago had, as I have already remarked, left one leg several inches shorter than the other. To atone for this he wore one of those enormous wooden soles to his boots which are prescribed by surgeons in such cases. He walked without a limp, but his tread on the stone flooring made a curious clack-click, clack-click, as the wood and the leather alternated. Whenever he moved it was to the rhythm of this singular castanets.

The great kitchen, with its huge fireplace and carved settle corners, showed that this dwelling was an oldtime farmhouse. On one side of the room a line of boxes stood all corded and packed. The furniture was scant and plain, but on a trestle-table in the centre some supper, cold meat, bread, and a jug of beer was laid for me. An elderly manservant, as manifest a Cockney as his master, waited upon me, while my uncle, sitting in a corner, asked me many questions as to my mother and myself. When my meal was finished he ordered his man Enoch to unpack my gun. I observed that two other guns, old rusted weapons, were leaning against the wall beside the window.

"It's the window I'm afraid of," said my uncle, in the deep, reverberant voice which contrasted oddly with his plump little figure. "The door's safe against anything short of dynamite, but the window's a terror. Hi! hi!" he yelled, "don't walk across the light! You can duck when you pass the lattice."

"For fear of being seen?" I asked.

"For fear of bein' shot, my lad. That's the trouble. Now, come an' sit beside me on the trestle 'ere, and I'll tell you all about it, for I can see that you are the right sort and can be trusted."

His flattery was clumsy and halting, and it was evident that he was very eager to conciliate me. I sat down beside him, and he drew a folded paper from his pocket. It was a Western Morning News, and the date was ten days before. The passage over which he pressed a long, black nail was concerned with the release from Dartmoor of a convict



named Elias, whose term of sentence had been remitted on account of his defence of a warder who had been attacked in the quarries. The whole account was only a few lines long.

“Who is he, then?” I asked.

My uncle cocked his distorted foot into the air. “That’s ‘is mark!” said he. “‘E was doin’ time for that. Now ‘e’s out an’ after me again.”

“But why should he be after you?”

“Because ‘e wants to kill me. Because ‘e’ll never rest, the worrying devil, until ‘e ‘as ‘ad ‘is revenge on me. It’s this way, nephew! I’ve no secrets from you. ‘E thinks I’ve wronged ‘im. For argument’s sake we’ll suppose I ‘ave wronged ‘im. And now ‘im and ‘is friends are after me.”

“Who are his friends?”

My uncle’s boom sank suddenly to a frightened whisper. “Sailors!” said he. “I knew they would come when I saw that ‘ere paper, and two days ago I looked through that window and three of them was standin’ lookin’ at the ‘ouse. It was after that that I wrote to your mother. They’ve marked me down, and they’re waitin’ for ‘im.”

“But why not send for the police?”

My uncle’s eyes avoided mine.

“Police are no use,” said he. “It’s you that can help me.”

“What can I do?”

“I’ll tell you. I’m going to move. That’s what all these boxes are for. Everything will soon be packed and ready. I ‘ave friends at Leeds, and I shall be safer there. Not safe, mind you, but safer. I start tomorrow evening, and if you will stand by me until then I will make it worth your while. There’s only Enoch and me to do everything, but we shall ‘ave it all ready, I promise you, by tomorrow evening. The cart will be round then, and you and me and Enoch and the boy William can guard the things as far as Congleton station. Did you see anything of them on the fells?”

“Yes,” said I; “a sailor stopped us on the way.”

“Ah, I knew they were watching us. That was why I asked you to get out at the wrong station and to drive to Purcell’s instead of comin’ ‘ere. We are blockaded—that’s the word.”

“And there was another,” said I, “a man with a pipe.”

“What was ‘e like? ”

“Thin face, freckles, a peaked—”

My uncle gave a hoarse scream.

“That’s ‘im! that’s ‘im! ‘e’s come! God be merciful to me, a sinner!” He went click-clacking about the room with his great foot like one distracted. There was something piteous and baby-like in that big bald head, and for the first time I felt a gush of pity for him.

“Come, uncle,” said I, “you are living in a civilized land. There is a law that will bring these gentry to order. Let me drive over to the county police-station tomorrow morning and I’ll soon set things right.”

But he shook his head at me.

“E’s cunning and ’e’s cruel,” said he. “I can’t draw a breath without thinking of him, cos ’e buckled up three of my ribs. ‘E’ll kill me this time, sure. There’s only one chance. We must leave what we ‘ave not packed, and we must be off first thing tomorrow mornin’. Great God, what’s that!”

A tremendous knock upon the door had reverberated through the house and then another and another. An iron fist seemed to be beating upon it. My uncle collapsed into his chair. I seized a gun and ran to the door.

“Who’s there?” I shouted.

There was no answer.

I opened the shutter and looked out.

No one was there.

And then suddenly I saw that a long slip of paper was protruding through the slit of the door. I held it to the light. In rude but vigorous handwriting the message ran:—

“Put them out on the doorstep and save your skin.”

“What do they want?” I asked, as I read him the message.

“What they’ll never ‘ave! No, by the Lord, never!” he cried, with a fine burst of spirit. “‘Ere, Enoch! Enoch!”

The old fellow came running to the call.

“Enoch, I’ve been a good master to you all my life, and it’s your turn now. Will you take a risk for me?”

I thought better of my uncle when I saw how readily the man consented. Whomever else he had wronged, this one at least seemed to love him.

“Put your cloak on and your ‘at, Enoch, and out with you by the back door. You know the way across the moor to the Purcells’. Tell them that I must ‘ave the cart first thing in the mornin’, and that Purcell must come with the shepherd as well. We must get clear of this or we are done. First thing in the mornin’, Enoch, and ten pound for the job. Keep the black cloak on and move slow, and they will never see you. We’ll keep the ’ouse till you come back.”

It was a job for a brave man to venture out into the vague and invisible dangers of the fell, but the old servant took it as the most ordinary of messages. Picking his long, black cloak and his soft hat from the hook behind the door, he was ready on the instant. We extinguished the small lamp in the back passage, softly unbarred the back door, slipped him out, and barred it up again. Looking through the small hallwindow, I saw his black garments merge instantly into the night.

“It is but a few hours before the light comes, nephew,” said my uncle, after he had tried all the bolts and bars. “You shall never regret this night’s work. If we come through safely it will be the making of you. Stand by me till mornin’, and I stand by you while there’s

breath in my body. The cart will be 'ere by five. What isn't ready we can afford to leave be'ind. We've only to load up and make for the early train at Congleton."

"Will they let us pass?"

"In broad daylight they dare not stop us. There will be six of us, if they all come, and three guns. We can fight our way through. Where can they get guns, common, wandering seamen? A pistol or two at the most. If we can keep them out for a few hours we are safe. Enoch must be 'alfway to Purcell's by now."

"But what do these sailors want?" I repeated. "You say yourself that you wronged them."

A look of mulish obstinacy came over his large, white face.

"Don't ask questions, nephew, and just do what I ask you," said he. "Enoch won't come back 'E'll just bide there and come with the cart. 'Ark, what is that?"

A distant cry rang from out of the darkness, and then another one, short and sharp like the wail of the curlew.

"It's Enoch!" said my uncle, gripping my arm. "They're killin' poor old Enoch."

The cry came again, much nearer, and I heard the sound of hurrying steps and a shrill call for help.

"They are after 'im!" cried my uncle, rushing to the front door. He picked up the lantern and flashed it through the little shutter. Up the yellow funnel of light a man was running frantically, his head bowed and a black cloak fluttering behind him. The moor seemed to be alive with dim pursuers.

"The bolt! The bolt!" gasped my uncle. He pushed it back whilst I turned the key, and we swung the door open to admit the fugitive. He dashed in and turned at once with a long yell of triumph. "Come on, lads! Tumble up, all hands, tumble up! Smartly there, all of you!"

It was so quickly and neatly done that we were taken by storm before we knew that we were attacked. The passage was full of rushing sailors. I slipped out of the clutch of one and ran for my gun, but it was only to crash down on to the stone floor an instant later with two of them holding on to me. They were so deft and quick that my hands were lashed together even while I struggled, and I was dragged into the settle corner, unhurt but very sore in spirit at the cunning with which our defences had been forced and the ease with which we had been overcome. They had not even troubled to bind my uncle, but he had been pushed into his chair, and the guns had been taken away. He sat with a very white face, his homely figure and absurd row of curls looking curiously out of place among the wild figures who surrounded him.

There were six of them, all evidently sailors. One I recognized as the man with the earrings whom I had already met upon the road that evening. They were all fine, weather-bronzed bewhiskered fellows. In the midst of them, leaning against the table, was the freckled man who had passed me on the moor. The great black cloak which poor Enoch had taken out with him was still hanging from his shoulders. He was of a very different type from the others—crafty, cruel, dangerous, with sly, thoughtful eyes which gloated

over my uncle. They suddenly turned themselves upon me and I never knew how one's skin can creep at a man's glance before.

"Who are you?" he asked. "Speak out, or we'll find a way to make you."

"I am Mr. Stephen Maple's nephew, come to visit him."

"You are, are you? Well, I wish you joy of your uncle and of your visit too. Quick's the word, lads, for we must be aboard before morning. What shall we do with the old 'un? "

"Trice him up Yankee fashion and give him six dozen," said one of the seamen.

"D'you hear, you cursed Cockney thief? We'll beat the life out of you if you don't give back what you've stolen. Where are they? I know you never parted with them."

My uncle pursed up his lips and shook his head, with a face in which his fear and his obstinacy contended.

"Won't tell, won't you? We'll see about that! Get him ready, Jim!"

One of the seamen seized my uncle, and pulled his coat and shirt over his shoulders. He sat lumped in his chair, his body all creased into white rolls which shivered with cold and with terror.

"Up with him to those hooks."

There were rows of them along the walls where the smoked meat used to be hung. The seamen tied my uncle by the wrists to two of these. Then one of them undid his leather belt.

"The buckle end, Jim," said the captain. "Give him the buckle."

"You cowards," I cried; "to beat an old man!"

"We'll beat a young one next," said he, with a malevolent glance at my corner. "Now, Jim, cut a wad out of him!"

"Give him one more chance!" cried one of the seamen.

"Aye, aye," growled one or two others. "Give the swab a chance! "

"If you turn soft, you may give them up for ever," said the captain. "One thing or the other! You must lash it out of him; or you may give up what you took such pains to win and what would make you gentlemen for life—every man of you. There's nothing else for it. Which shall it be?"

"Let him have it," they cried, savagely.

"Then stand clear!" The buckle of the man's belt whined savagely as he whirled it over his shoulder.

But my uncle cried out before the blow fell. "I can't stand it!" he cried. "Let me down! "

"Where are they, then?"

"I'll show you if you'll let me down." They cast off the handkerchiefs and he pulled his coat over his fat, round shoulders. The seamen stood round him, the most intense curiosity and excitement upon their swarthy faces.

"No gammon!" cried the man with the freckles. "We'll kill you joint by joint if you try to fool us. Now then! Where are they?"

"In my bedroom."

“Where is that?”

“The room above.”

“Whereabouts?”

“In the corner of the oak ark by the bed.”

The seamen all rushed to the stair, but the captain called them back.

“We don’t leave this cunning old fox behind us. Ha, your face drops at that, does it? By the Lord, I believe you are trying to slip your anchor. Here, lads, make him fast and take him along!”

With a confused trampling of feet they rushed up the stairs, dragging my uncle in the midst of them. For an instant I was alone. My hands were tied but not my feet. If I could find my way across the moor I might rouse the police and intercept these rascals before they could reach the sea. For a moment I hesitated as to whether I should leave my uncle alone in such a plight. But I should be of more service to him—or, at the worst, to his property—if I went than if I stayed. I rushed to the hall door, and as I reached it I heard a yell above my head, a shattering, splintering noise, and then amid a chorus of shouts a huge weight fell with a horrible thud at my very feet. Never while I live will that squelching thud pass out of my ears. And there, just in front of me, in the lane of light cast by the open door, lay my unhappy uncle, his bald head twisted on to one shoulder, like the wrung neck of a chicken. It needed but a glance to see that his spine was broken and that he was dead.

The gang of seamen had rushed downstairs so quickly that they were clustered at the door and crowding all round me almost as soon as I had realized what had occurred.

“It’s no doing of ours, mate,” said one of them to me. “He hove himself through the window, and that’s the truth. Don’t you put it down to us.”

“He thought he could get to windward of us if once he was out in the dark, you see,” said another. “But he came head foremost and broke his bloomin’ neck.”

“And a blessed good job too!” cried the chief, with a savage oath. “I’d have done it for him if he hadn’t took the lead. Don’t make any mistake, my lads, this is murder, and we’re all in it, together. There’s only one way out of it, and that is to hang together, unless, as the saying goes, you mean to hang apart. There’s only one witness—”

He looked at me with his malicious little eyes, and I saw that he had something that gleamed—either a knife or a revolver—in the breast of his pea-jacket. Two of the men slipped between us.

“Stow that, Captain Elias,” said one of them. “If this old man met his end it is through no fault of ours. The worst we ever meant him was to take some of the skin off his back. But as to this young fellow, we have no quarrel with him———”

“You fool, you may have no quarrel with him, but he has his quarrel with you. He’ll swear your life away if you don’t silence his tongue. It’s his life or ours, and don’t you make any mistake.”

“Aye, aye, the skipper has the longest head of any of us. Better do what he tells you,” cried another.

But my champion, who was the fellow with the earrings, covered me with his own broad chest and swore roundly that no one should lay a finger on me. The others were equally divided, and my fate might have been the cause of a quarrel between them, when suddenly the captain gave a cry of delight and amazement which was taken up by the whole gang. I followed their eyes and outstretched fingers, and this was what I saw.

My uncle was lying with his legs outstretched, and the club foot was that which was furthest from us. All round this foot a dozen brilliant objects were twinkling and flashing in the yellow light which streamed from the open door. The captain caught up the lantern and held it to the place. The huge sole of his boot had been shattered in the fall, and it was clear now that it had been a hollow box in which he stowed his valuables, for the path was all sprinkled with precious stones. Three which I saw were of an unusual size, and as many as forty, I should think, of fair value. The seamen had cast themselves down and were greedily gathering them up, when my friend with the earrings plucked me by the sleeve.

“Here’s your chance, mate,” he whispered. “Off you go before worse comes of it.”

It was a timely hint, and it did not take me long to act upon it. A few cautious steps and I had passed unobserved beyond the circle of light. Then I set off running, falling and rising and falling again, for no one who has not tried it can tell how hard it is to run over uneven ground with hands which are fastened together. I ran and ran, until for want of breath I could no longer put one foot before the other. But I need not have hurried so, for when I had gone a long way I stopped at last to breathe, and, looking back, I could still see the gleam of the lantern far away, and the outline of the seamen who squatted round it. Then at last this single point of light went suddenly out, and the whole great moor was left in the thickest darkness.

So deftly was I tied, that it took me a long half-hour and a broken tooth before I got my hands free. My idea was to make my way across to the Purcells’ farm, but north was the same as south under that pitchy sky, and for hours I wandered among the rustling, scuttling sheep without any certainty as to where I was going. When at last there came a glimmer in the east, and the undulating fells, grey with the morning mist, rolled once more to the horizon, I recognized that I was close by Purcell’s farm, and there a little in front of me I was startled to see another man walking in the same direction. At first I approached him warily, but before I overtook him I knew by the bent back and tottering step that it was Enoch, the old servant, and right glad I was to see that he was living. He had been knocked down, beaten, and his cloak and hat taken away by these ruffians, and all night he had wandered in the darkness, like myself, in search of help. He burst into tears when I told him of his master’s death, and sat hiccoughing with the hard, dry sobs of an old man among the stones upon the moor.

“It’s the men of the Black Mogul,” he said. “Yes, yes, I knew that they would be the end of ’im.”

“Who are they?” I asked.

“Well, well, you are one of ’is own folk,” said he. “‘E ’as passed away; yes, yes, it is all over and done. I can tell you about it, no man better, but mum’s the word with old Enoch

unless master wants 'im to speak. But his own nephew who came to 'elp 'im in the hour of need—yes, yes. Mister John, you ought to know.

“It was like this, sir. Your uncle 'ad 'is grocer's business at Stepney, but 'e 'ad another business also. 'E would buy as well as sell, and when 'e bought 'e never asked no questions where the stuff came from. Why should 'e? It wasn't no business of 'is, was it? If folk brought him a stone or a silver plate, what was it to 'im where they got it? That's good sense, and it ought to be good law, as I 'old. Any'ow, it was good enough for us at Stepney.

“Well, there was a steamer came from South Africa what foundered at sea. At least, they say so, and Lloyd's paid the money. She 'ad some very fine diamonds invoiced as being aboard of 'er. Soon after there came the brig Black Mogul into the port o' London, with 'er papers all right as 'avin' cleared from Port Elizabeth with a cargo of 'ides. The captain, which 'is name was Elias, 'e came to see the master, and what d'you think that 'e 'ad to sell? Why, sir, as I'm a livin' sinner 'e 'ad a packet of diamonds for all the world just the same as what was lost out o' that there African steamer. 'Ow did 'e get them? I don't know. Master didn't know. 'E didn't seek to know either. The captain 'e was anxious for reasons of 'is own to get them safe, so 'e gave them to master, same as you might put a thing in a bank. But master 'e'd 'ad time to get fond of them, and 'e wasn't over satisfied as to where the Black Mogul 'ad been tradin', or where her captain 'ad got the stones, so when 'e come back for them the master 'e said as 'e thought they were best in 'is own 'ands. Mind I don't 'old with it myself, but that was what master said to Captain Elias in the little back parlour at Stepney. That was 'ow 'e got 'is leg broke and three of his ribs.

“So the captain got jugged for that, and the master, when 'e was able to get about, thought that 'e would 'ave peace for fifteen years, and 'e came away from London because 'e was afraid of the sailor men; but, at the end of five years, the captain was out and after 'im, with as many of 'is crew as 'e could gather. Send for the perlice, you says! Well, there are two sides to that, and the master 'e wasn't much more fond of the perlice than Elias was. But they fair 'emmed master in, as you 'ave seen for yourself, and they bested 'im at last, and the loneliness that 'e thought would be 'is safety 'as proved 'is ruin. Well, well, 'e was 'ard to many, but a good master to me, and it's long before I come on such another.”

One word in conclusion. A strange cutter, which had been hanging about the coast, was seen to beat down the Irish Sea that morning, and it is conjectured that Elias and his men were on board of it. At any rule, nothing has been heard of them since. It was shown at the inquest that my uncle had lived in a sordid fashion for years, and he left little behind him. The mere knowledge that he possessed this treasure, which he carried about with him in so extraordinary a fashion, had appeared to be the joy of his life, and he had never, as far as we could learn, tried to realize any of his diamonds. So his disreputable name when living was not atoned for by any posthumous benevolence, and the family, equally scandalized by his life and by his death, have finally buried all memory of the club-footed grocer of Stepney.

## THE SEALED ROOM

A solicitor of an active habit and athletic tastes who is compelled by his hopes of business to remain within the four walls of his office from ten till five must take what exercise he can in the evenings. Hence it was that I was in the habit of indulging in very long nocturnal excursions, in which I sought the heights of Hampstead and Highgate in order to cleanse my system from the impure air of Abchurch Lane. It was in the course of one of these aimless rambles that I first met Felix Stanniford, and so led up to what has been the most extraordinary adventure of my lifetime.

One evening—it was in April or early May of the year 1894—I made my way to the extreme northern fringe of London, and was walking down one of those fine avenues of high brick villas which the huge city is for ever pushing farther and farther out into the country. It was a fine, clear spring night, the moon was shining out of an unclouded sky, and I, having already left many miles behind me, was inclined to walk slowly and look about me. In this contemplative mood, my attention was arrested by one of the houses which I was passing.

It was a very large building, standing in its own grounds, a little back from the road. It was modern in appearance, and yet it was far less so than its neighbours, all of which were crudely and painfully new. Their symmetrical line was broken by the gap caused by the laurel-studded lawn, with the great, dark, gloomy house looming at the back of it. Evidently it had been the country retreat of some wealthy merchant, built perhaps when the nearest street was a mile off, and now gradually overtaken and surrounded by the red brick tentacles of the London octopus. The next stage, I reflected, would be its digestion and absorption, so that the cheap builder might rear a dozen eighty-pound-a-year villas upon the garden frontage. And then, as all this passed vaguely through my mind, an incident occurred which brought my thoughts into quite another channel.

A four-wheeled cab, that opprobrium of London, was coming jolting and creaking in one direction, while in the other there was a yellow glare from the lamp of a cyclist. They were the only moving objects in the whole long, moonlit road, and yet they crashed into each other with that malignant accuracy which brings two ocean liners together in the broad waste of the Atlantic. It was the cyclist's fault. He tried to cross in front of the cab, miscalculated his distance, and was knocked sprawling by the horse's shoulder. He rose, snarling; the cabman swore back at him, and then, realizing that his number had not yet been taken, lashed his horse and lumbered off. The cyclist caught at the handles of his prostrate machine, and then suddenly sat down with a groan. "Oh, Lord!" he said.

I ran across the road to his side. "Any harm done?" I asked.

"It's my ankle," said he. "Only a twist, I think; but it's pretty painful. Just give me your hand, will you?"

He lay in the yellow circle of the cycle lamp, and I noted as I helped him to his feet that he was a gentlemanly young fellow, with a slight dark moustache and large, brown eyes, sensitive and nervous in appearance, with indications of weak health upon his sunken



cheeks. Work or worry had left its traces upon his thin, yellow face. He stood up when I pulled his hand, but he held one foot in the air, and he groaned as he moved it.

“I can’t put it to the ground,” said he.

“Where do you live?”

“Here!” he nodded his head towards the big, dark house in the garden. “I was cutting across to the gate when that confounded cab ran into me. Could you help me so far?”

It was easily done. I put his cycle inside the gate, and then I supported him down the drive, and up the steps to the hall door. There was not a light anywhere, and the place was as black and silent as if no one had ever lived in it.

“That will do. Thank you very much,” said he, fumbling with his key in the lock.

“No, you must allow me to see you safe.”

He made some feeble, petulant protest, and then realized that he could really do nothing without me. The door had opened into a pitch-dark hall. He lurched forward, with my hand still on his arm. “This door to the right,” said he, feeling about in the darkness.

I opened the door, and at the same moment he managed to strike a light. There was a lamp upon the table, and we lit it between us. “Now, I’m all right. You can leave me now! Good-bye!” said he, and with the words he sat down in the arm-chair and fainted dead away.

It was a queer position for me. The fellow looked so ghastly, that really I was not sure that he was not dead. Presently his lips quivered and his breast heaved, but his eyes were two white slits and his colour was horrible. The responsibility was more than I could stand. I pulled at the bell-rope, and heard the bell ringing furiously far away. But no one came in response. The bell tinkled away into silence, which no murmur or movement came to break. I waited, and rang again, with the same result. There must be some one about. This young gentleman could not live all alone in that huge house. His people ought to know of his condition. If they would not answer the bell, I must hunt them out myself. I seized the lamp and rushed from the room.

What I saw outside amazed me. The hall was empty. The stairs were bare, and yellow with dust. There were three doors opening into spacious rooms, and each was uncarpeted and undraped, save for the grey webs which drooped from the cornice, and rosettes of lichen which had formed upon the walls. My feet reverberated in those empty and silent chambers. Then I wandered on down the passage, with the idea that the kitchens, at least, might be tenanted. Some caretaker might lurk in some secluded room. No, they were all equally desolate. Despairing of finding any help, I ran down another corridor, and came on something which surprised me more than ever.

The passage ended in a large, brown door, and the door had a seal of red wax the size of a five-shilling piece over the keyhole. This seal gave me the impression of having been there for a long time, for it was dusty and discoloured. I was still staring at it, and wondering what that door might conceal, when I heard a voice calling behind me, and,

running back, found my young man sitting up in his chair and very much astonished at finding himself in darkness.

“Why on earth did you take the lamp away?” he asked.

“I was looking for assistance.”

“You might look for some time,” said he. “I am alone in the house.”

“Awkward if you get an illness.”

“It was foolish of me to faint. I inherit a weak heart from my mother, and pain or emotion has that effect upon me. It will carry me off some day, as it did her. You’re not a doctor, are you? ”

“No, a lawyer. Frank Alder is my name.”

“Mine is Felix Stanniford. Funny that I should meet a lawyer, for my friend, Mr. Perceval, was saying that I should need one soon.”

“Very happy, I am sure.”

“Well, that will depend upon him, you know. Did you say that you had run with that lamp all over the ground floor?”

“Yes.”

“All over it?” he asked, with emphasis, and he looked at me very hard.

“I think so. I kept on hoping that I should find someone.”

“Did you enter all the rooms?” he asked, with the same intent gaze.

“Well, all that I could enter.”

“Oh, then you did notice it!” said he, and he shrugged his shoulders with the air of a man who makes the best of a bad job.

“Notice what?”

“Why, the door with the seal on it.”

“Yes, I did.”

“Weren’t you curious to know what was in it?”

“Well, it did strike me as unusual.”

“Do you think you could go on living alone in this house, year after year, just longing all the time to know what is at the other side of that door, and yet not looking?”

“Do you mean to say,” I cried, “that you don’t know yourself?”

“No more than you do.”

“Then why don’t you look?”

“I mustn’t,” said he.

He spoke in a constrained way, and I saw that I had blundered on to some delicate ground. I don’t know that I am more inquisitive than my neighbours, but there certainly was something in the situation which appealed very strongly to my curiosity. However, my last excuse for remaining in the house was gone now that my companion had recovered his senses. I rose to go.

“Are you in a hurry?” he asked.

“No; I have nothing to do.”

“Well, I should be very glad if you would stay with me a little. The fact is that I live a very retired and secluded life here. I don’t suppose there is a man in London who leads such a life as I do. It is quite unusual for me to have any one to talk with.”

I looked round at the little room, scantily furnished, with a sofa-bed at one side. Then I thought of the great, bare house, and the sinister door with the discoloured red seal upon it. There was something queer and grotesque in the situation, which made me long to know a little more. Perhaps I should, if I waited. I told him that I should be very happy.

“You will find the spirits and a siphon upon the side table. You must forgive me if I cannot act as host, but I can’t get across the room. Those are cigars in the tray there. I’ll take one myself, I think. And you are a solicitor, Mr. Alder?”

“Yes.”

“And I am nothing. I am that most helpless of living creatures, the son of a millionaire. I was brought up with the expectation of great wealth; and here I am, a poor man, without any profession at all. And then, on the top of it all, I am left with this great mansion on my hands, which I cannot possibly keep up. Isn’t it an absurd situation? For me to use this as my dwelling is like a coster drawing his barrow with a thoroughbred. A donkey would be more useful to him, and a cottage to me.”

“But why not sell the house?” I asked.

“I mustn’t.”

“Let it, then?”

“No, I mustn’t do that either.”

I looked puzzled, and my companion smiled.

“I’ll tell you how it is, if it won’t bore you.” said he.

“On the contrary, I should be exceedingly interested.”

“I think, after your kind attention to me, I cannot do less than relieve any curiosity that you may feel. You must know that my father was Stanislaus Stanniford, the banker.”

Stanniford, the banker! I remembered the name at once. His flight from the country some seven years before had been one of the scandals and sensations of the time.

“I see that you remember,” said my companion. “My poor father left the country to avoid numerous friends, whose savings he had invested in an unsuccessful speculation. He was a nervous, sensitive man, and the responsibility quite upset his reason. He had committed no legal offence. It was purely a matter of sentiment. He would not even face his own family, and he died among strangers without ever letting us know where he was.”

“He died!” said I.

“We could not prove his death, but we know that it must be so, because the speculations came right again, and so there was no reason why he should not look any man in the face. He would have returned if he were alive. But he must have died in the last two years.”

“Why in the last two years?”

“Because we heard from him two years ago.”

“Did he not tell you then where he was living?”

“The letter came from Paris, but no address was given. It was when my poor mother died. He wrote to me then, with some instructions and some advice, and I have never heard from him since.”

“Had you heard before? ”

“Oh, yes, we had heard before, and that’s where our mystery of the sealed door, upon which you stumbled to-night, has its origin. Pass me that desk, if you please. Here I have my father’s letters, and you are the first man except Mr. Perceval who has seen them.”

“Who is Mr. Perceval, may I ask? ”

“He was my father’s confidential clerk, and he has continued to be the friend and adviser of my mother and then of myself. I don’t know what we should have done without Perceval. He saw the letters, but no one else. This is the first one, which came on the very day when my father fled, seven years ago. Read it to yourself.”

This is the letter which I read:—

“My ever dearest wife,—

“Since Sir William told me how weak your heart is, and how harmful any shock might be, I have never talked about my business affairs to you. The time has come when at all risks I can no longer refrain from telling you that things have been going badly with me. This will cause me to leave you for a little time, but it is with the absolute assurance that we shall see each other very soon. On this you can thoroughly rely. Our parting is only for a very short time, my own darling, so don’t let it fret you, and above all don’t let it impair your health, for that is what I want above all things to avoid.

“Now, I have a request to make, and I implore you by all that binds us together to fulfil it exactly as I tell you. There are some things which I do not wish to be seen by any one in my dark room—the room which I use for photographic purposes at the end of the garden passage. To prevent any painful thoughts, I may assure you once for all, dear, that it is nothing of which I need be ashamed. But still I do not wish you or Felix to enter that room. It is locked, and I implore you when you receive this to at once place a seal over the lock, and leave it so. Do not sell or let the house, for in either case my secret will be discovered. As long as you or Felix are in the house, I know that you will comply with my wishes. When Felix is twenty-one he may enter the room—not before.

“And now, good-bye, my own best of wives. During our short separation you can consult Mr. Perceval on any matters which may arise. He has my complete confidence. I hate to leave Felix and you—even for a time—but there is really no choice.

“Ever and always your loving husband,

“Stanislaus Stanniford.

“June 4th, 1887.”

“These are very private family matters for me to inflict upon you,” said my companion, apologetically. “You must look upon it as done in your professional capacity. I have wanted to speak about it for years.”

“I am honoured by your confidence,” I answered, “and exceedingly interested by the facts.”

“My father was a man who was noted for his almost morbid love of truth. He was always pedantically accurate. “When he said, therefore, that he hoped to see my mother very soon, and when he said that he had nothing to be ashamed of in that dark room, you may rely upon it that he meant it.”

“Then what can it be?” I ejaculated.

“Neither my mother nor I could imagine. We carried out his wishes to the letter, and placed the seal upon the door; there it has been ever since. My mother lived for five years after my father’s disappearance, although at the time all the doctors said that she could not survive long. Her heart was terribly diseased. During the first few months she had two letters from my father. Both had the Paris post-mark, but no address. They were short and to the same effect: that they would soon be reunited, and that she should not fret. Then there was a silence, which lasted until her death; and then came a letter to me of so private a nature that I cannot show it to you, begging me never to think evil of him, giving me much good advice, and saying that the sealing of the room was of less importance now than during the lifetime of my mother, but that the opening might still cause pain to others, and that, therefore, he thought it best that it should be postponed until my twenty-first year, for the lapse of time would make things easier. In the meantime, he committed the care of the room to me; so now you can understand how it is that, although I am a very poor man, I can neither let nor sell this great house.”

“You could mortgage it.”

“My father had already done so.”

“It is a most singular state of affairs.”

“My mother and I were gradually compelled to sell the furniture and to dismiss the servants, until now, as you see, I am living unattended in a single room. But I have only two more months.”

“What do you mean?”

“Why, that in two months I come of age. The first thing that I do will be to open that door; the second, to get rid of the house.”

“Why should your father have continued to stay away when these investments had recovered themselves?”

“He must be dead.”

“You say that he had not committed any legal offence when he fled the country?”

“None.”

“Why should he not take your mother with him?”

“I do not know.”

“Why should he conceal his address?”

“I do not know.”

“Why should he allow your mother to die and be buried without coming back?”

“I do not know.”

“My dear sir,” said I, “if I may speak with the frankness of a professional adviser, I should say that it is very clear that your father had the strongest reasons for keeping out

of the country, and that, if nothing has been proved against him, he at least thought that something might be, and refused to put himself within the power of the law. Surely that must be obvious, for in what other possible way can the facts be explained?"

My companion did not take my suggestion in good part.

"You had not the advantage of knowing my father, Mr. Alder," he said, coldly. "I was only a boy when he left us, but I shall always look upon him as my ideal man. His only fault was that he was too sensitive and too unselfish. That any one should lose money through him would cut him to the heart. His sense of honour was most acute, and any theory of his disappearance which conflicts with that is a mistaken one."

It pleased me to hear the lad speak out so roundly, and yet I knew that the facts were against him, and that he was incapable of taking an unprejudiced view of the situation.

"I only speak as an outsider," said I. "And now I must leave you, for I have a long walk before me. Your story has interested me so much that I should be glad if you could let me know the sequel."

"Leave me your card," said he; and so, having bade him "good-night," I left him.

---

I heard nothing more of the matter for some time, and had almost feared that it would prove to be one of those fleeting experiences which drift away from our direct observation and end only in a hope or a suspicion. One afternoon, however, a card bearing the name of Mr. J. H. Perceval was brought up to my office in Abchurch Lane, and its bearer, a small dry, bright-eyed fellow of fifty, was ushered in by the clerk.

"I believe, sir," said he, "that my name has been mentioned to you by my young friend, Mr. Felix Stanniford?"

"Of course," I answered, "I remember."

"He spoke to you, I understand, about the circumstances in connection with the disappearance of my former employer, Mr. Stanislaus Stanniford, and the existence of a sealed room in his former residence."

"He did."

"And you expressed an interest in the matter."

"It interested me extremely."

"You are aware that we hold Mr. Stanniford's permission to open the door on the twenty-first birthday of his son?"

"I remember."

"The twenty-first birthday is today."

"Have you opened it?" I asked, eagerly.

"Not yet, sir," said he, gravely. "I have reason to believe that it would be well to have witnesses present when that door is opened. You are a lawyer, and you are acquainted with the facts. Will you be present on the occasion?"

"Most certainly."

“You are employed during the day, and so am I. Shall we meet at nine o’clock at the house?”

“I will come with pleasure.”

“Then you will find us waiting for you. Good-bye, for the present.” He bowed solemnly, and took his leave.

I kept my appointment that evening, with a brain which was weary with fruitless attempts to think out some plausible explanation of the mystery which we were about to solve. Mr. Perceval and my young acquaintance were waiting for me in the little room. I was not surprised to see the young man looking pale and nervous, but I was rather astonished to find the dry little City man in a state of intense, though partially suppressed, excitement. His cheeks were flushed, his hands twitching, and he could not stand still for an instant.

Stanniford greeted me warmly, and thanked me many times for having come. “And now, Perceval,” said he to his companion, “I suppose there is no obstacle to our putting the thing through without delay? I shall be glad to get it over.”

The banker’s clerk took up the lamp and led the way. But he paused in the passage outside the door, and his hand was shaking, so that the light flickered up and down the high, bare walls.

“Mr. Stanniford,” said he, in a cracking voice, “I hope you will prepare yourself in case any shock should be awaiting you when that seal is removed and the door is opened.”

“What could there be, Perceval? You are trying to frighten me.”

“No, Mr. Stanniford; but I should wish you to be ready ... to be braced up ... not to allow yourself. ...” He had to lick his dry lips between every jerky sentence, and I suddenly realized, as clearly as if he had told me, that he knew what was behind that closed door, and that it was something terrible. “Here are the keys, Mr. Stanniford, but remember my warning!”

He had a bunch of assorted keys in his hand, and the young man snatched them from him. Then he thrust a knife under the discoloured red seal and jerked it off. The lamp was rattling and shaking in Perceval’s hands, so I took it from him and held it near the key hole, while Stanniford tried key after key. At last one turned in the lock, the door flew open, he took one step into the room, and then, with a horrible cry, the young man fell senseless at our feet.

If I had not given heed to the clerk’s warning, and braced myself for a shock, I should certainly have dropped the lamp. The room, windowless and bare, was fitted up as a photographic laboratory, with a tap and sink at the side of it. A shelf of bottles and measures stood at one side, and a peculiar, heavy smell, partly chemical, partly animal, filled the air. A single table and chair were in front of us, and at this, with his back turned towards us, a man was seated in the act of writing. His outline and attitude were as natural as life; but as the light fell upon him, it made my hair rise to see that the nape of his neck was black and wrinkled, and no thicker than my wrist. Dust lay upon him—thick, yellow

dust—upon his hair, his shoulders, his shrivelled, lemon-coloured hands. His head had fallen forward upon his breast. His pen still rested upon a discoloured sheet of paper.

“My poor master! My poor, poor master!” cried the clerk, and the tears were running down his cheeks.

“What!” I cried, “Mr. Stanislaus Stanniford!”

“Here he has sat for seven years. Oh, why would he do it? I begged him, I implored him, I went on my knees to him, but he would have his way. You see the key on the table. He had locked the door upon the inside. And he has written something. We must take it.”

“Yes, yes, take it, and for God’s sake, let us get out of this,” I cried; “the air is poisonous. Come, Stanniford, come!” Taking an arm each, we half led and half carried the terrified man back to his own room.

“It was my father!” he cried, as he recovered his consciousness. “He is sitting there dead in his chair. You knew it, Perceval! This was what you meant when you warned me.”

“Yes, I knew it, Mr. Stanniford. I have acted for the best all along, but my position has been a terribly difficult one. For seven years I have known that your father was dead in that room.”

“You knew it, and never told us!”

“Don’t be harsh, with me, Mr. Stanniford, sir! Make allowance for a man who has had a hard part to play.”

“My head is swimming round. I cannot grasp it!” He staggered up, and helped himself from the brandy bottle. “These letters to my mother and to myself—were they forgeries?”

“No, sir; your father wrote them and addressed them, and left them in my keeping to be posted. I have followed his instructions to the very letter in all things. He was my master, and I have obeyed him.”

The brandy had steadied the young man’s shaken nerves. “Tell me about it. I can stand it now,” said he.

“Well, Mr. Stanniford, you know that at one time there came a period of great trouble upon your father, and he thought that many poor people were about to lose their savings through his fault. He was a man who was so tender-hearted that he could not bear the thought. It worried him and tormented him, until he determined to end his life. Oh, Mr. Stanniford, if you knew how I have prayed him and wrestled with him over it, you would never blame me! And he in turn prayed me as no man has ever prayed me before. He had made up his mind, and he would do it in any case, he said; but it rested with me whether his death should be happy and easy or whether it should be most miserable. I read in his eyes that he meant what he said. And at last I yielded to his prayers, and I consented to do his will.

“What was troubling him was this. He had been told by the first doctor in London that his wife’s heart would fail at the slightest shock. He had a horror of accelerating her end, and yet his own existence had become unendurable to him. How could he end himself without injuring her?”



“You know now the course that he took. He wrote the letter which she received. There was nothing in it which was not literally true. When he spoke of seeing her again so soon, he was referring to her own approaching death, which he had been assured could not be delayed more than a very few months. So convinced was he of this, that he only left two letters to be forwarded at intervals after his death. She lived five years, and I had no letters to send.

“He left another letter with me to be sent to you, sir, upon the occasion of the death of your mother. I posted all these in Paris to sustain the idea of his being abroad. It was his wish that I should say nothing, and I have said nothing. I have been a faithful servant. Seven years after his death, he thought no doubt that the shock to the feelings of his surviving friends would be lessened. He was always considerate for others.”

There was silence for some time. It was broken by young Stanniford.

“I cannot blame you, Perceval, You have spared my mother a shock, which would certainly have broken her heart. What is that paper?”

“It is what your father was writing, sir. Shall I read it to you?”

“Do so.”

*“I have taken the poison, and I feel it working in my veins. It is strange, but not painful. When these words are read I shall, if my wishes have been faithfully carried out, have been dead many years. Surely no one who has lost money through me will still bear me animosity. And you, Felix, you will forgive me this family scandal. May God find rest for a sorely wearied spirit!”*

“Amen!” we cried, all three.

## THE BRAZILIAN CAT

It is hard luck on a young fellow to have expensive tastes, great expectations, aristocratic connections, but no actual money in his pocket, and no profession by which he may earn any. The fact was that my father, a good, sanguine, easy-going man, had such confidence in the wealth and benevolence of his bachelor elder brother, Lord Southerton, that he took it for granted that I, his only son, would never be called upon to earn a living for myself. He imagined that if there were not a vacancy for me on the great Southerton Estates, at least there would be found some post in that diplomatic service which still remains the special preserve of our privileged classes. He died too early to realize how false his calculations had been. Neither my uncle nor the State took the slightest notice of me, or showed any interest in my career. An occasional brace of pheasants, or basket of hares, was all that ever reached me to remind me that I was heir to Otwell House and one of the richest estates in the country. In the meantime, I found myself a bachelor and man about town, living in a suite of apartments in Grosvenor Mansions, with no occupation save that of pigeon-shooting and polo-playing at Hurlingham. Month by month I realized that it was more and more difficult to get the brokers to renew my bills, or to cash any further post-obits upon an unentailed property. Ruin lay right across my path, and every day I saw it clearer, nearer, and more absolutely unavoidable.

What made me feel my own poverty the more was that, apart from the great wealth of Lord Southerton, all my other relations were fairly well-to-do. The nearest of these was Everard King, my father's nephew and my own first cousin, who had spent an adventurous life in Brazil, and had now returned to this country to settle down on his fortune. We never knew how he made his money, but he appeared to have plenty of it, for he bought the estate of Greylands, near Clieston-on-the-Marsh, in Suffolk. For the first year of his residence in England he took no more notice of me than my miserly uncle; but at last one summer morning, to my very great relief and joy, I received a letter asking me to come down that very day and spend a short visit at Greylands Court. I was expecting a rather long visit to Bankruptcy Court at the time, and this interruption seemed almost providential. If I could only get on terms with this unknown relative of mine, I might pull through yet. For the family credit he could not let me go entirely to the wall. I ordered my valet to pack my valise, and I set off the same evening for Clieston-on-the-Marsh.

After changing at Ipswich, a little local train deposited me at a small, deserted station lying amidst a rolling grassy country, with a sluggish and winding river curving in and out amidst the valleys, between high, silted banks, which showed that we were within reach of the tide. No carriage was awaiting me (I found afterwards that my telegram had been delayed), so I hired a dogcart at the local inn. The driver, an excellent fellow, was full of my relative's praises, and I learned from him that Mr. Everard King was already a name to conjure with in that part of the county. He had entertained the school-children, he had thrown his grounds open to visitors, he had subscribed to charities—in short, his benevolence had been so universal that my driver could only account for it on the supposition that he had parliamentary ambitions.

My attention was drawn away from my driver's panegyric by the appearance of a very beautiful bird which settled on a telegraph-post beside the road. At first I thought that it was a jay, but it was larger, with a brighter plumage. The driver accounted for its presence at once by saying that it belonged to the very man whom we were about to visit. It seems that the acclimatization of foreign creatures was one of his hobbies, and that he had brought with him from Brazil a number of birds and beasts which he was endeavouring to rear in England. When once we had passed the gates of Greylands Park we had ample evidence of this taste of his. Some small spotted deer, a curious wild pig known, I believe, as a peccary, a gorgeously feathered oriole, some sort of armadillo, and a singular lumbering intoed beast like a very fat badger, were among the creatures which I observed as we drove along the winding avenue.

Mr. Everard King, my unknown cousin, was standing in person upon the steps of his house, for he had seen us in the distance, and guessed that it was I. His appearance was very homely and benevolent, short and stout, forty-five years old, perhaps, with a round, good-humoured face, burned brown with the tropical sun, and shot with a thousand wrinkles. He wore white linen clothes, in true planter style, with a cigar between his lips, and a large Panama hat upon the back of his head. It was such a figure as one associates with a verandahed bungalow, and it looked curiously out of place in front of this broad, stone English mansion, with its solid wings and its Palladio pillars before the doorway.

"My dear!" he cried, glancing over his shoulder; "my dear, here is our guest! Welcome, welcome to Greylands! I am delighted to make your acquaintance, Cousin Marshall, and I take it as a great compliment that you should honour this sleepy little country place with your presence."

Nothing could be more hearty than his manner, and he set me at my ease in an instant. But it needed all his cordiality to atone for the frigidity and even rudeness of his wife, a tall, haggard woman, who came forward at his summons. She was, I believe, of Brazilian extraction, though she spoke excellent English, and I excused her manners on the score of her ignorance of our customs. She did not attempt to conceal, however, either then or afterwards, that I was no very welcome visitor at Greylands Court. Her actual words were, as a rule, courteous, but she was the possessor of a pair of particularly expressive dark eyes, and I read in them very clearly from the first that she heartily wished me back in London once more.

However, my debts were too pressing and my designs upon my wealthy relative were too vital for me to allow them to be upset by the ill-temper of his wife, so I disregarded her coldness and reciprocated the extreme cordiality of his welcome. No pains had been spared by him to make me comfortable. My room was a charming one. He implored me to tell him anything which could add to my happiness. It was on the tip of my tongue to inform him that a blank cheque would materially help towards that end, but I felt that it might be premature in the present state of our acquaintance. The dinner was excellent, and as we sat together afterwards over his Havanas and coffee, which later he told me was specially prepared upon his own plantation, it seemed to me that all my driver's eulogies were justified, and that I had never met a more large-hearted and hospitable man.

But, in spite of his cheery good nature, he was a man with a strong will and a fiery temper of his own. Of this I had an example upon the following morning. The curious aversion which Mrs. Everard King had conceived towards me was so strong, that her manner at breakfast was almost offensive. But her meaning became unmistakable when her husband had quitted the room.

“The best train in the day is at twelve-fifteen,” said she.

“But I was not thinking of going today,” I answered, frankly—perhaps even defiantly, for I was determined not to be driven out by this woman.

“Oh, if it rests with you—” said she, and stopped with a most insolent expression in her eyes.

“I am sure,” I answered, “that Mr. Everard King would tell me if I were outstaying my welcome.”

“What’s this? What’s this?” said a voice, and there he was in the room. He had overheard my last words, and a glance at our faces had told him the rest. In an instant his chubby, cheery face set into an expression of absolute ferocity.

“Might I trouble you to walk outside, Marshall?” said he. (I may mention that my own name is Marshall King.)

He closed the door behind me, and then, for an instant, I heard him talking in a low voice of concentrated passion to his wife. This gross breach of hospitality had evidently hit upon his tenderest point. I am no eavesdropper, so I walked out on to the lawn. Presently I heard a hurried step behind me, and there was the lady, her face pale with excitement, and her eyes red with tears.

“My husband has asked me to apologize to you, Mr. Marshall King,” said she, standing with downcast eyes before me.

“Please do not say another word, Mrs. King.”

Her dark eyes suddenly blazed out at me.

“You fool!” she hissed, with frantic vehemence, and turning on her heel swept back to the house.

The insult was so outrageous, so insufferable, that I could only stand staring after her in bewilderment. I was still there when my host joined me. He was his cheery, chubby self once more.

“I hope that my wife has apologized for her foolish remarks,” said he.

“Oh, yes—yes, certainly!”

He put his hand through my arm and walked with me up and down the lawn.

“You must not take it seriously,” said he. “It would grieve me inexpressibly if you curtailed your visit by one hour. The fact is—there is no reason why there should be any concealment between relatives—that my poor dear wife is incredibly jealous. She hates that anyone—male or female—should for an instant come between us. Her ideal is a desert island and an eternal tete-a-tete. That gives you the clue to her actions, which are, I confess, upon this particular point, not very far removed from mania. Tell me that you will think no more of it.”

“No, no; certainly not.”

“Then light this cigar and come round with me and see my little menagerie.”

The whole afternoon was occupied by this inspection, which included all the birds, beasts, and even reptiles which he had imported. Some were free, some in cages, a few actually in the house. He spoke with enthusiasm of his successes and his failures, his births and his deaths, and he would cry out in his delight, like a schoolboy, when, as we walked, some gaudy bird would flutter up from the grass, or some curious beast slink into the cover. Finally he led me down a corridor which extended from one wing of the house. At the end of this there was a heavy door with a sliding shutter in it, and beside it there projected from the wall an iron handle attached to a wheel and a drum. A line of stout bars extended across the passage.

“I am about to show you the jewel of my collection,” said he. “There is only one other specimen in Europe, now that the Rotterdam cub is dead. It is a Brazilian cat.”

“But how does that differ from any other cat?”

“You will soon see that,” said he, laughing. “Will you kindly draw that shutter and look through?”

I did so, and found that I was gazing into a large, empty room, with stone flags, and small, barred windows upon the farther wall. In the centre of this room, lying in the middle of a golden patch of sunlight, there was stretched a huge creature, as large as a tiger, but as black and sleek as ebony. It was simply a very enormous and very well-kept black cat, and it cuddled up and basked in that yellow pool of light exactly as a cat would do. It was so graceful, so sinewy, and so gently and smoothly diabolical, that I could not take my eyes from the opening.

“Isn’t he splendid?” said my host, enthusiastically.

“Glorious! I never saw such a noble creature.”

“Some people call it a black puma, but really it is not a puma at all. That fellow is nearly eleven feet from tail to tip. Four years ago he was a little ball of back fluff, with two yellow eyes staring out of it. He was sold me as a new-born cub up in the wild country at the head-waters of the Rio Negro. They speared his mother to death after she had killed a dozen of them.”

“They are ferocious, then?”

“The most absolutely treacherous and bloodthirsty creatures upon earth. You talk about a Brazilian cat to an up-country Indian, and see him get the jumps. They prefer humans to game. This fellow has never tasted living blood yet, but when he does he will be a terror. At present he won’t stand anyone but me in his den. Even Baldwin, the groom, dare not go near him. As to me, I am his mother and father in one.”

As he spoke he suddenly, to my astonishment, opened the door and slipped in, closing it instantly behind him. At the sound of his voice the huge, lithe creature rose, yawned and rubbed its round, black head affectionately against his side, while he patted and fondled it.

“Now, Tommy, into your cage!” said he.

The monstrous cat walked over to one side of the room and coiled itself up under a grating. Everard King came out, and taking the iron handle which I have mentioned, he began to turn it. As he did so the line of bars in the corridor began to pass through a slot in the wall and closed up the front of this grating, so as to make an effective cage. When it was in position he opened the door once more and invited me into the room, which was heavy with the pungent, musty smell peculiar to the great carnivora.

"That's how we work it," said he. "We give him the run of the room for exercise, and then at night we put him in his cage. You can let him out by turning the handle from the passage, or you can, as you have seen, coop him up in the same way. No, no, you should not do that!"

I had put my hand between the bars to pat the glossy, heaving flank. He pulled it back, with a serious face.

"I assure you that he is not safe. Don't imagine that because I can take liberties with him anyone else can. He is very exclusive in his friends—aren't you, Tommy? Ah, he hears his lunch coming to him! Don't you, boy?"

A step sounded in the stone-flagged passage, and the creature had sprung to his feet, and was pacing up and down the narrow cage, his yellow eyes gleaming, and his scarlet tongue rippling and quivering over the white line of his jagged teeth. A groom entered with a coarse joint upon a tray, and thrust it through the bars to him. He pounced lightly upon it, carried it off to the corner, and there, holding it between his paws, tore and wrenched at it, raising his bloody muzzle every now and then to look at us. It was a malignant and yet fascinating sight.

"You can't wonder that I am fond of him, can you?" said my host, as we left the room, "especially when you consider that I have had the rearing of him. It was no joke bringing him over from the centre of South America; but here he is safe and sound—and, as I have said, far the most perfect specimen in Europe. The people at the Zoo are dying to have him, but I really can't part with him. Now, I think that I have inflicted my hobby upon you long enough, so we cannot do better than follow Tommy's example, and go to our lunch."

My South American relative was so engrossed by his grounds and their curious occupants, that I hardly gave him credit at first for having any interests outside them. That he had some, and pressing ones, was soon borne in upon me by the number of telegrams which he received. They arrived at all hours, and were always opened by him with the utmost eagerness and anxiety upon his face. Sometimes I imagined that it must be the Turf, and sometimes the Stock Exchange, but certainly he had some very urgent business going forwards which was not transacted upon the Downs of Suffolk. During the six days of my visit he had never fewer than three or four telegrams a day, and sometimes as many as seven or eight.

I had occupied these six days so well, that by the end of them I had succeeded in getting upon the most cordial terms with my cousin. Every night we had sat up late in the billiard-room, he telling me the most extraordinary stories of his adventures in America—stories so desperate and reckless, that I could hardly associate them with the brown little, chubby man before me. In return, I ventured upon some of my own

reminiscences of London life, which interested him so much, that he vowed he would come up to Grosvenor Mansions and stay with me. He was anxious to see the faster side of city life, and certainly, though I say it, he could not have chosen a more competent guide. It was not until the last day of my visit that I ventured to approach that which was on my mind. I told him frankly about my pecuniary difficulties and my impending ruin, and I asked his advice—though I hoped for something more solid. He listened attentively, puffing hard at his cigar.

“But surely,” said he, “you are the heir of our relative, Lord Southerton?”

“I have every reason to believe so, but he would never make me any allowance.”

“No, no, I have heard of his miserly ways. My poor Marshall, your position has been a very hard one. By the way, have you heard any news of Lord Southerton’s health lately?”

“He has always been in a critical condition ever since my childhood.”

“Exactly—a creaking hinge, if ever there was one. Your inheritance may be a long way off. Dear me, how awkwardly situated you are!”

“I had some hopes, sir, that you, knowing all the facts, might be inclined to advance—  
—”

“Don’t say another word, my dear boy,” he cried, with the utmost cordiality; “we shall talk it over tonight, and I give you my word that whatever is in my power shall be done.”

I was not sorry that my visit was drawing to a close, for it is unpleasant to feel that there is one person in the house who eagerly desires your departure. Mrs. King’s sallow face and forbidding eyes had become more and more hateful to me. She was no longer actively rude—her fear of her husband prevented her—but she pushed her insane jealousy to the extent of ignoring me, never addressing me, and in every way making my stay at Greylands as uncomfortable as she could. So offensive was her manner during that last day, that I should certainly have left had it not been for that interview with my host in the evening which would, I hoped, retrieve my broken fortunes.

It was very late when it occurred, for my relative, who had been receiving even more telegrams than usual during the day, went off to his study after dinner, and only emerged when the household had retired to bed. I heard him go round locking the doors, as custom was of a night, and finally he joined me in the billiard-room. His stout figure was wrapped in a dressing-gown, and he wore a pair of red Turkish slippers without any heels. Settling down into an arm-chair, he brewed himself a glass of grog, in which I could not help noticing that the whisky considerably predominated over the water.

“My word!” said he, “what a night!”

It was, indeed. The wind was howling and screaming round the house, and the latticed windows rattled and shook as if they were coming in. The glow of the yellow lamps and the flavour of our cigars seemed the brighter and more fragrant for the contrast.

“Now, my boy,” said my host, “we have the house and the night to ourselves. Let me have an idea of how your affairs stand, and I will see what can be done to set them in order. I wish to hear every detail.”

Thus encouraged, I entered into a long exposition, in which all my tradesmen and creditors from my landlord to my valet, figured in turn. I had notes in my pocket-book, and I marshalled my facts, and gave, I flatter myself, a very businesslike statement of my own unbusinesslike ways and lamentable position. I was depressed, however, to notice that my companion's eyes were vacant and his attention elsewhere. When he did occasionally throw out a remark it was so entirely perfunctory and pointless, that I was sure he had not in the least followed my remarks. Every now and then he roused himself and put on some show of interest, asking me to repeat or to explain more fully, but it was always to sink once more into the same brown study. At last he rose and threw the end of his cigar into the grate.

"I'll tell you what, my boy," said he. "I never had a head for figures, so you will excuse me. You must jot it all down upon paper, and let me have a note of the amount. I'll understand it when I see it in black and white."

The proposal was encouraging. I promised to do so.

"And now it's time we were in bed. By Jove, there's one o'clock striking in the hall."

The tingling of the chiming clock broke through the deep roar of the gale. The wind was sweeping past with the rush of a great river.

"I must see my cat before I go to bed," said my host. "A high wind excites him. Will you come?"

"Certainly," said I.

"Then tread softly and don't speak, for everyone is asleep."

We passed quietly down the lamp-lit Persian-rugged hall, and through the door at the farther end. All was dark in the stone corridor, but a stable lantern hung on a hook, and my host took it down and lit it. There was no grating visible in the passage, so I knew that the beast was in its cage.

"Come in!" said my relative, and opened the door.

A deep growling as we entered showed that the storm had really excited the creature. In the flickering light of the lantern, we saw it, a huge black mass coiled in the corner of its den and throwing a squat, uncouth shadow upon the whitewashed wall. Its tail switched angrily among the straw.

"Poor Tommy is not in the best of tempers," said Everard King, holding up the lantern and looking in at him. "What a black devil he looks, doesn't he? I must give him a little supper to put him in a better humour. Would you mind holding the lantern for a moment?"

I took it from his hand and he stepped to the door.

"His larder is just outside here," said he. "You will excuse me for an instant won't you?" He passed out, and the door shut with a sharp metallic click behind him.

That hard crisp sound made my heart stand still. A sudden wave of terror passed over me. A vague perception of some monstrous treachery turned me cold. I sprang to the door, but there was no handle upon the inner side.

"Here!" I cried. "Let me out!"



“All right! Don’t make a row!” said my host from the passage. “You’ve got the light all right.”

“Yes, but I don’t care about being locked in alone like this.”

“Don’t you?” I heard his hearty, chuckling laugh. “You won’t be alone long.”

“Let me out, sir!” I repeated angrily. “I tell you I don’t allow practical jokes of this sort.”

“Practical is the word,” said he, with another hateful chuckle. And then suddenly I heard, amidst the roar of the storm, the creak and whine of the winch-handle turning and the rattle of the grating as it passed through the slot. Great God, he was letting loose the Brazilian cat!

In the light of the lantern I saw the bars sliding slowly before me. Already there was an opening a foot wide at the farther end. With a scream I seized the last bar with my hands and pulled with the strength of a madman. I was a madman with rage and horror. For a minute or more I held the thing motionless. I knew that he was straining with all his force upon the handle, and that the leverage was sure to overcome me. I gave inch by inch, my feet sliding along the stones, and all the time I begged and prayed this inhuman monster to save me from this horrible death. I conjured him by his kinship. I reminded him that I was his guest; I begged to know what harm I had ever done him. His only answers were the tugs and jerks upon the handle, each of which, in spite of all my struggles, pulled another bar through the opening. Clinging and clutching, I was dragged across the whole front of the cage, until at last, with aching wrists and lacerated fingers, I gave up the hopeless struggle. The grating clanged back as I released it, and an instant later I heard the shuffle of the Turkish slippers in the passage, and the slam of the distant door. Then everything was silent.

The creature had never moved during this time. He lay still in the corner, and his tail had ceased switching. This apparition of a man adhering to his bars and dragged screaming across him had apparently filled him with amazement. I saw his great eyes staring steadily at me. I had dropped the lantern when I seized the bars, but it still burned upon the floor, and I made a movement to grasp it, with some idea that its light might protect me. But the instant I moved, the beast gave a deep and menacing growl. I stopped and stood still, quivering with fear in every limb. The cat (if one may call so fearful a creature by so homely a name) was not more than ten feet from me. The eyes glimmered like two disks of phosphorus in the darkness. They appalled and yet fascinated me. I could not take my own eyes from them. Nature plays strange tricks with us at such moments of intensity, and those glimmering lights waxed and waned with a steady rise and fall. Sometimes they seemed to be tiny points of extreme brilliancy—little electric sparks in the black obscurity—then they would widen and widen until all that corner of the room was filled with their shifting and sinister light. And then suddenly they went out altogether.

The beast had closed its eyes. I do not know whether there may be any truth in the old idea of the dominance of the human gaze, or whether the huge cat was simply drowsy, but the fact remains that, far from showing any symptom of attacking me, it simply rested its sleek, black head upon its huge forepaws and seemed to sleep. I stood, fearing to move lest

I should rouse it into malignant life once more. But at least I was able to think clearly now that the baleful eyes were off me. Here I was shut up for the night with the ferocious beast. My own instincts, to say nothing of the words of the plausible villain who laid this trap for me, warned me that the animal was as savage as its master. How could I stave it off until morning? The door was hopeless, and so were the narrow, barred windows. There was no shelter anywhere in the bare, stone-flagged room. To cry for assistance was absurd. I knew that this den was an outhouse, and that the corridor which connected it with the house was at least a hundred feet long. Besides, with the gale thundering outside, my cries were not likely to be heard. I had only my own courage and my own wits to trust to.

And then, with a fresh wave of horror, my eyes fell upon the lantern. The candle had burned low, and was already beginning to gutter. In ten minutes it would be out. I had only ten minutes then in which to do something, for I felt that if I were once left in the dark with that fearful beast I should be incapable of action. The very thought of it paralysed me. I cast my despairing eyes round this chamber of death, and they rested upon one spot which seemed to promise I will not say safety, but less immediate and imminent danger than the open floor.

I have said that the cage had a top as well as a front, and this top was left standing when the front was wound through the slot in the wall. It consisted of bars at a few inches' interval, with stout wire netting between, and it rested upon a strong stanchion at each end. It stood now as a great barred canopy over the crouching figure in the corner. The space between this iron shelf and the roof may have been from two or three feet. If I could only get up there, squeezed in between bars and ceiling, I should have only one vulnerable side. I should be safe from below, from behind, and from each side. Only on the open face of it could I be attacked. There, it is true, I had no protection whatever; but at least, I should be out of the brute's path when he began to pace about his den. He would have to come out of his way to reach me. It was now or never, for if once the light were out it would be impossible. With a gulp in my throat I sprang up, seized the iron edge of the top, and swung myself panting on to it. I writhed in face downwards, and found myself looking straight into the terrible eyes and yawning jaws of the cat. Its fetid breath came up into my face like the steam from some foul pot.

It appeared, however, to be rather curious than angry. With a sleek ripple of its long, black back it rose, stretched itself, and then rearing itself on its hind legs, with one forepaw against the wall, it raised the other, and drew its claws across the wire meshes beneath me. One sharp, white hook tore through my trousers—for I may mention that I was still in evening dress—and dug a furrow in my knee. It was not meant as an attack, but rather as an experiment, for upon my giving a sharp cry of pain he dropped down again, and springing lightly into the room, he began walking swiftly round it, looking up every now and again in my direction. For my part I shuffled backwards until I lay with my back against the wall, screwing myself into the smallest space possible. The farther I got the more difficult it was for him to attack me.

He seemed more excited now that he had begun to move about, and he ran swiftly and noiselessly round and round the den, passing continually underneath the iron couch upon

which I lay. It was wonderful to see so great a bulk passing like a shadow, with hardly the softest thudding of velvety pads. The candle was burning low—so low that I could hardly see the creature. And then, with a last flare and splutter it went out altogether. I was alone with the cat in the dark!

It helps one to face a danger when one knows that one has done all that possibly can be done. There is nothing for it then but to quietly await the result. In this case, there was no chance of safety anywhere except the precise spot where I was. I stretched myself out, therefore, and lay silently, almost breathlessly, hoping that the beast might forget my presence if I did nothing to remind him. I reckoned that it must already be two o'clock. At four it would be full dawn. I had not more than two hours to wait for daylight.

Outside, the storm was still raging, and the rain lashed continually against the little windows. Inside, the poisonous and fetid air was overpowering. I could neither hear nor see the cat. I tried to think about other things—but only one had power enough to draw my mind from my terrible position. That was the contemplation of my cousin's villainy, his unparalleled hypocrisy, his malignant hatred of me. Beneath that cheerful face there lurked the spirit of a mediaeval assassin. And as I thought of it I saw more clearly how cunningly the thing had been arranged. He had apparently gone to bed with the others. No doubt he had his witness to prove it. Then, unknown to them, he had slipped down, had lured me into his den and abandoned me. His story would be so simple. He had left me to finish my cigar in the billiard-room. I had gone down on my own account to have a last look at the cat. I had entered the room without observing that the cage was opened, and I had been caught. How could such a crime be brought home to him? Suspicion, perhaps—but proof, never!

How slowly those dreadful two hours went by! Once I heard a low, rasping sound, which I took to be the creature licking its own fur. Several times those greenish eyes gleamed at me through the darkness, but never in a fixed stare, and my hopes grew stronger that my presence had been forgotten or ignored. At last the least faint glimmer of light came through the windows—I first dimly saw them as two grey squares upon the black wall, then grey turned to white, and I could see my terrible companion once more. And he, alas, could see me!

It was evident to me at once that he was in a much more dangerous and aggressive mood than when I had seen him last. The cold of the morning had irritated him, and he was hungry as well. With a continual growl he paced swiftly up and down the side of the room which was farthest from my refuge, his whiskers bristling angrily, and his tail switching and lashing. As he turned at the corners his savage eyes always looked upwards at me with a dreadful menace. I knew then that he meant to kill me. Yet I found myself even at that moment admiring the sinuous grace of the devilish thing, its long, undulating, rippling movements, the gloss of its beautiful flanks, the vivid, palpitating scarlet of the glistening tongue which hung from the jet-black muzzle. And all the time that deep, threatening growl was rising and rising in an unbroken crescendo. I knew that the crisis was at hand.

It was a miserable hour to meet such a death—so cold, so comfortless, shivering in my light dress clothes upon this gridiron of torment upon which I was stretched. I tried to brace myself to it, to raise my soul above it, and at the same time, with the lucidity which comes to a perfectly desperate man, I cast round for some possible means of escape. One thing was clear to me. If that front of the cage was only back in its position once more, I could find a sure refuge behind it. Could I possibly pull it back? I hardly dared to move for fear of bringing the creature upon me. Slowly, very slowly, I put my hand forward until it grasped the edge of the front, the final bar which protruded through the wall. To my surprise it came quite easily to my jerk. Of course the difficulty of drawing it out arose from the fact that I was clinging to it. I pulled again, and three inches of it came through. It ran apparently on wheels. I pulled again ... and then the cat sprang!

It was so quick, so sudden, that I never saw it happen. I simply heard the savage snarl, and in an instant afterwards the blazing yellow eyes, the flattened black head with its red tongue and flashing teeth, were within reach of me. The impact of the creature shook the bars upon which I lay, until I thought (as far as I could think of anything at such a moment) that they were coming down. The cat swayed there for an instant, the head and front paws quite close to me, the hind paws clawing to find a grip upon the edge of the grating. I heard the claws rasping as they clung to the wire-netting, and the breath of the beast made me sick. But its bound had been miscalculated. It could not retain its position. Slowly, grinning with rage, and scratching madly at the bars, it swung backwards and dropped heavily upon the floor. With a growl it instantly faced round to me and crouched for another spring.

I knew that the next few moments would decide my fate. The creature had learned by experience. It would not miscalculate again. I must act promptly, fearlessly, if I were to have a chance for life. In an instant I had formed my plan. Pulling off my dress-coat, I threw it down over the head of the beast. At the same moment I dropped over the edge, seized the end of the front grating, and pulled it frantically out of the wall.

It came more easily than I could have expected. I rushed across the room, bearing it with me; but, as I rushed, the accident of my position put me upon the outer side. Had it been the other way, I might have come off scathless. As it was, there was a moment's pause as I stopped it and tried to pass in through the opening which I had left. That moment was enough to give time to the creature to toss off the coat with which I had blinded him and to spring upon me. I hurled myself through the gap and pulled the rails to behind me, but he seized my leg before I could entirely withdraw it. One stroke of that huge paw tore off my calf as a shaving of wood curls off before a plane. The next moment, bleeding and fainting, I was lying among the foul straw with a line of friendly bars between me and the creature which ramped so frantically against them.

Too wounded to move, and too faint to be conscious of fear, I could only lie, more dead than alive, and watch it. It pressed its broad, black chest against the bars and angled for me with its crooked paws as I have seen a kitten do before a mouse-trap. It ripped my clothes, but, stretch as it would, it could not quite reach me. I have heard of the curious numbing effect produced by wounds from the great carnivora, and now I was destined to

experience it, for I had lost all sense of personality, and was as interested in the cat's failure or success as if it were some game which I was watching. And then gradually my mind drifted away into strange vague dreams, always with that black face and red tongue coming back into them, and so I lost myself in the nirvana of delirium, the blessed relief of those who are too sorely tried.

Tracing the course of events afterwards, I conclude that I must have been insensible for about two hours. What roused me to consciousness once more was that sharp metallic click which had been the precursor of my terrible experience. It was the shooting back of the spring lock. Then, before my senses were clear enough to entirely apprehend what they saw, I was aware of the round, benevolent face of my cousin peering in through the open door. What he saw evidently amazed him. There was the cat crouching on the floor. I was stretched upon my back in my shirt-sleeves within the cage, my trousers torn to ribbons and a great pool of blood all round me. I can see his amazed face now, with the morning sunlight upon it. He peered at me, and peered again. Then he closed the door behind him, and advanced to the cage to see if I were really dead.

I cannot undertake to say what happened. I was not in a fit state to witness or to chronicle such events. I can only say that I was suddenly conscious that his face was away from me—that he was looking towards the animal.

“Good old Tommy!” he cried. “Good old Tommy!”

Then he came near the bars, with his back still towards me.

“Down, you stupid beast!” he roared. “Down, sir! Don't you know your master?”

Suddenly even in my bemuddled brain a remembrance came of those words of his when he had said that the taste of blood would turn the cat into a fiend. My blood had done it, but he was to pay the price.

“Get away!” he screamed. “Get away, you devil! Baldwin! Baldwin! Oh, my God!”

And then I heard him fall, and rise, and fall again, with a sound like the ripping of sacking. His screams grew fainter until they were lost in the worrying snarl. And then, after I thought that he was dead, I saw, as in a nightmare, a blinded, tattered, blood-soaked figure running wildly round the room—and that was the last glimpse which I had of him before I fainted once again.

I was many months in my recovery—in fact, I cannot say that I have ever recovered, for to the end of my days I shall carry a stick as a sign of my night with the Brazilian cat. Baldwin, the groom, and the other servants could not tell what had occurred, when, drawn by the death-cries of their master, they found me behind the bars, and his remains—or what they afterwards discovered to be his remains—in the clutch of the creature which he had reared. They stilled him off with hot irons, and afterwards shot him through the loophole of the door before they could finally extricate me. I was carried to my bedroom, and there, under the roof of my would-be murderer, I remained between life and death for several weeks. They had sent for a surgeon from Clifton and a nurse from London, and in a month I was able to be carried to the station, and so conveyed back once more to Grosvenor Mansions.

I have one remembrance of that illness, which might have been part of the ever-changing panorama conjured up by a delirious brain were it not so definitely fixed in my memory. One night, when the nurse was absent, the door of my chamber opened, and a tall woman in blackest mourning slipped into the room. She came across to me, and as she bent her sallow face I saw by the faint gleam of the night-light that it was the Brazilian woman whom my cousin had married. She stared intently into my face, and her expression was more kindly than I had ever seen it.

“Are you conscious?” she asked.

I feebly nodded—for I was still very weak.

“Well; then, I only wished to say to you that you have yourself to blame. Did I not do all I could for you? From the beginning I tried to drive you from the house. By every means, short of betraying my husband, I tried to save you from him. I knew that he had a reason for bringing you here. I knew that he would never let you get away again. No one knew him as I knew him, who had suffered from him so often. I did not dare to tell you all this. He would have killed me. But I did my best for you. As things have turned out, you have been the best friend that I have ever had. You have set me free, and I fancied that nothing but death would do that. I am sorry if you are hurt, but I cannot reproach myself. I told you that you were a fool—and a fool you have been.” She crept out of the room, the bitter, singular woman, and I was never destined to see her again. With what remained from her husband’s property she went back to her native land, and I have heard that she afterwards took the veil at Pernambuco.

It was not until I had been back in London for some time that the doctors pronounced me to be well enough to do business. It was not a very welcome permission to me, for I feared that it would be the signal for an inrush of creditors; but it was Summers, my lawyer, who first took advantage of it.

“I am very glad to see that your lordship is so much better,” said he. “I have been waiting a long time to offer my congratulations.”

“What do you mean, Summers? This is no time for joking.”

“I mean what I say,” he answered. “You have been Lord Southerton for the last six weeks, but we feared that it would retard your recovery if you were to learn it.”

Lord Southerton! One of the richest peers in England! I could not believe my ears. And then suddenly I thought of the time which had elapsed, and how it coincided with my injuries.

“Then Lord Southerton must have died about the same time that I was hurt?”

“His death occurred upon that very day.” Summers looked hard at me as I spoke, and I am convinced—for he was a very shrewd fellow—that he had guessed the true state of the case. He paused for a moment as if awaiting a confidence from me, but I could not see what was to be gained by exposing such a family scandal.

“Yes, a very curious coincidence,” he continued, with the same knowing look. “Of course, you are aware that your cousin Everard King was the next heir to the estates. Now,

if it had been you instead of him who had been torn to pieces by this tiger, or whatever it was, then of course he would have been Lord Southerton at the present moment.”

“No doubt,” said I.

“And he took such an interest in it,” said Summers. “I happen to know that the late Lord Southerton’s valet was in his pay, and that he used to have telegrams from him every few hours to tell him how he was getting on. That would be about the time when you were down there. Was it not strange that he should wish to be so well informed, since he knew that he was not the direct heir?”

“Very strange,” said I. “And now, Summers, if you will bring me my bills and a new cheque-book, we will begin to get things into order.”

## THE USHER OF LEA HOUSE SCHOOL

Mr. Lumsden, the senior partner of Lumsden and Westmacott, the well-known scholastic and clerical agents, was a small, dapper man, with a sharp, abrupt manner, a critical eye, and an incisive way of speaking.

“Your name, sir?” said he, sitting pen in hand with his long, red-lined folio in front of him.

“Harold Weld.”

“Oxford or Cambridge?”

“Cambridge.”

“Honours?”

“No, sir.”

“Athlete?”

“Nothing remarkable, I am afraid.”

“Not a Blue?”

“Oh no.”

Mr. Lumsden shook his head despondently and shrugged his shoulders in a way which sent my hopes down to zero. “There is a very keen competition for masterships, Mr. Weld,” said he. “The vacancies are few and the applicants innumerable. A first-class athlete, oar, or cricketer, or a man who has passed very high in his examinations, can usually find a vacancy—I might say always in the case of the cricketer. But the average man—if you will excuse the description, Mr. Weld—has a very great difficulty, almost an insurmountable difficulty. We have already more than a hundred such names upon our lists, and if you think it worth while our adding yours, I dare say that in the course of some years we may possibly be able to find you some opening which——”

He paused on account of a knock at the door. It was a clerk with a note. Mr. Lumsden broke the seal and read it.

“Why, Mr. Weld,” said he, “this is really rather an interesting coincidence. I understand you to say that Latin and English are your subjects, and that you would prefer for a time to accept a place in an elementary establishment, where you would have time for private study?”

“Quite so.”

“This note contains a request from an old client of ours, Dr. Phelps McCarthy, of Willow Lea House Academy, West Hampstead, that I should at once send him a young man who should be qualified to teach Latin and English to a small class of boys under fourteen years of age. His vacancy appears to be the very one which you are looking for. The terms are not munificent—sixty pounds, board, lodging, and washing—but the work is not onerous, and you would have the evenings to yourself.”

“That would do,” I cried, with all the eagerness of the man who sees work at last after weary months of seeking.



“I don’t know that it is quite fair to these gentlemen whose names have been so long upon our list,” said Mr. Lumsden, glancing down at his open ledger. “But the coincidence is so striking that I feel we must really give you the refusal of it.”

“Then I accept it, sir, and I am much obliged to you.”

“There is one small provision in Dr. McCarthy’s letter. He stipulates that the applicant must be a man with an imperturbable good temper.”

“I am the very man,” said I, with conviction.

“Well,” said Mr. Lumsden, with some hesitation, “I hope that your temper is really as good as you say, for I rather fancy that you may need it.”

“I presume that every elementary school-master does.”

“Yes, sir, but it is only fair to you to warn you that there may be some especially trying circumstances in this particular situation. Dr. Phelps McCarthy does not make such a condition without some very good and pressing reason.”

There was a certain solemnity in his speech which struck a chill in the delight with which I had welcomed this providential vacancy.

“May I ask the nature of these circumstances?” I asked.

“We endeavour to hold the balance equally between our clients, and to be perfectly frank with all of them. If I knew of objections to you I should certainly communicate them to Dr. McCarthy, and so I have no hesitation in doing as much for you. I find,” he continued, glancing over the pages of his ledger, “that within the last twelve months we have supplied no fewer than seven Latin masters to Willow Lea House Academy, four of them having left so abruptly as to forfeit their month’s salary, and none of them having stayed more than eight weeks.”

“And the other masters? Have they stayed?”

“There is only one other residential master, and he appears to be unchanged. You can understand, Mr. Weld,” continued the agent, closing both the ledger and the interview, “that such rapid changes are not desirable from a master’s point of view, whatever may be said for them by an agent working on commission. I have no idea why these gentlemen have resigned their situations so early. I can only give you the facts, and advise you to see Dr. McCarthy at once and to form your own conclusions.”

Great is the power of the man who has nothing to lose, and it was therefore with perfect serenity, but with a good deal of curiosity, that I rang early that afternoon the heavy wrought-iron bell of the Willow Lea House Academy. The building was a massive pile, square and ugly, standing in its own extensive grounds, with a broad carriage-sweep curving up to it from the road. It stood high, and commanded a view on the one side of the grey roofs and bristling spires of Northern London, and on the other of the well-wooded and beautiful country which fringes the great city. The door was opened by a boy in buttons, and I was shown into a well-appointed study, where the principal of the academy presently joined me.

The warnings and insinuations of the agent had prepared me to meet a choleric and overbearing person—one whose manner was an insupportable provocation to those who

worked under him. Anything further from the reality cannot be imagined. He was a frail, gentle creature, clean-shaven and round-shouldered, with a bearing which was so courteous that it became almost deprecating. His bushy hair was thickly shot with grey, and his age I should imagine to verge upon sixty. His voice was low and suave, and he walked with a certain mincing delicacy of manner. His whole appearance was that of a kindly scholar, who was more at home among his books than in the practical affairs of the world.

"I am sure that we shall be very happy to have your assistance, Mr. Weld," said he, after a few professional questions. "Mr. Percival Manners left me yesterday, and I should be glad if you could take over his duties to-morrow."

"May I ask if that is Mr. Percival Manners of Selwyn?" I asked.

"Precisely. Did you know him?"

"Yes; he is a friend of mine."

"An excellent teacher, but a little hasty in his disposition. It was his only fault. Now, in your case, Mr. Weld, is your own temper under good control? Supposing for argument's sake that I were to so far forget myself as to be rude to you or to speak roughly or to jar your feelings in any way, could you rely upon yourself to control your emotions?"

I smiled at the idea of this courteous, little, mincing creature ruffling my nerves.

"I think that I could answer for it, sir," said I.

"Quarrels are very painful to me," said he. "I wish every one to live in harmony under my roof. I will not deny Mr. Percival Manners had provocation, but I wish to find a man who can raise himself above provocation, and sacrifice his own feelings for the sake of peace and concord."

"I will do my best, sir."

"You cannot say more, Mr. Weld. In that case I shall expect you to-night, if you can get your things ready so soon."

I not only succeeded in getting my things ready, but I found time to call at the Benedict Club in Piccadilly, where I knew that I should find Manners if he were still in town. There he was sure enough in the smoking-room, and I questioned him, over a cigarette, as to his reasons for throwing up his recent situation.

"You don't tell me that you are going to Dr. Phelps McCarthy's Academy?" he cried, staring at me in surprise. "My dear chap, it's no use. You can't possibly remain there."

"But I saw him, and he seemed the most courtly, inoffensive fellow. I never met a man with more gentle manners."

"He! oh, he's all right. There's no vice in him. Have you seen Theophilus St. James?"

"I have never heard the name. Who is he?"

"Your colleague. The other master."

"No, I have not seen him."

"He's the terror. If you can stand him, you have either the spirit of a perfect Christian or else you have no spirit at all. A more perfect bounder never bounded."

"But why does McCarthy stand it?"

My friend looked at me significantly through his cigarette smoke, and shrugged his shoulders.

“You will form your own conclusions about that. Mine were formed very soon, and I never found occasion to alter them.”

“It would help me very much if you would tell me them.”

“When you see a man in his own house allowing his business to be ruined, his comfort destroyed, and his authority defied by another man in a subordinate position, and calmly submitting to it without so much as a word of protest, what conclusion do you come to?”

“That the one has a hold over the other.”

Percival Manners nodded his head.

“There you are! You’ve hit it first barrel. It seems to me that there’s no other explanation which will cover the facts. At some period in his life the little Doctor has gone astray. *Humanum est errare*. I have even done it myself. But this was something serious, and the other man got a hold of it and has never let go. That’s the truth. Blackmail is at the bottom of it. But he had no hold over me, and there was no reason why I should stand his insolence, so I came away—and I very much expect to see you do the same.”

For some time he talked over the matter, but he always came to the same conclusion—that I should not retain my new situation very long.

It was with no very pleasant feelings after this preparation that I found myself face to face with the very man of whom I had received so evil an account. Dr. McCarthy introduced us to each other in his study on the evening of that same day immediately after my arrival at the school.

“This is your new colleague, Mr. St. James,” said he, in his genial, courteous fashion. “I trust that you will mutually agree, and that I shall find nothing but good feeling and sympathy beneath this roof.”

I shared the good Doctor’s hope, but my expectations of it were not increased by the appearance of my *confrère*. He was a young, bull-necked fellow about thirty years of age, dark-eyed and black-haired, with an exceedingly vigorous physique. I have never seen a more strongly built man, though he tended to run to fat in a way which showed that he was in the worst of training. His face was coarse, swollen, and brutal, with a pair of small black eyes deeply sunken in his head. His heavy jowl, his projecting ears, and his thick bandy legs all went to make up a personality which was as formidable as it was repellent.

“I hear you’ve never been out before,” said he, in a rude, brusque fashion. “Well, it’s a poor life: hard work and starvation pay, as you’ll find out for yourself.”

“But it has some compensations,” said the principal. “Surely you will allow that, Mr. St. James?”

“Has it? I never could find them. What do you call compensations?”

“Even to be in the continual presence of youth is a privilege. It has the effect of keeping youth in one’s own soul, for one reflects something of their high spirits and their keen enjoyment of life.”

“Little beasts!” cried my colleague.

“Come, come, Mr. St. James, you are too hard upon them.”

“I hate the sight of them! If I could put them and their blessed copybooks and lexicons and slates into one bonfire I’d do it to-night.”

“This is Mr. St. James’s way of talking,” said the principal, smiling nervously as he glanced at me. “You must not take him too seriously. Now, Mr. Weld, you know where your room is, and no doubt you have your own little arrangements to make. The sooner you make them the sooner you will feel yourself at home.”

It seemed to me that he was only too anxious to remove me at once from the influence of this extraordinary colleague, and I was glad to go, for the conversation had become embarrassing.

And so began an epoch which always seems to me as I look back to it to be the most singular in all my experience. The school was in many ways an excellent one. Dr. Phelps McCarthy was an ideal principal. His methods were modern and rational. The management was all that could be desired. And yet in the middle of this well-ordered machine there intruded the incongruous and impossible Mr. St. James, throwing everything into confusion. His duties were to teach English and mathematics, and how he acquitted himself of them I do not know, as our classes were held in separate rooms. I can answer for it, however, that the boys feared him and loathed him, and I know that they had good reason to do so, for frequently my own teaching was interrupted by his bellowing of anger, and even by the sound of his blows. Dr. McCarthy spent most of his time in his class, but it was, I suspect, to watch over the master rather than the boys, and to try to moderate his ferocious temper when it threatened to become dangerous.

It was in his bearing to the head master, however, that my colleague’s conduct was most outrageous. The first conversation which I have recorded proved to be typical of their intercourse. He domineered over him openly and brutally. I have heard him contradict him roughly before the whole school. At no time would he show him any mark of respect, and my temper often rose within me when I saw the quiet acquiescence of the old Doctor, and his patient tolerance of this monstrous treatment. And yet the sight of it surrounded the principal also with a certain vague horror in my mind, for supposing my friend’s theory to be correct—and I could devise no better one—how black must have been the story which could be held over his head by this man and, by fear of its publicity, force him to undergo such humiliations. This quiet, gentle Doctor might be a profound hypocrite, a criminal, a forger possibly, or a poisoner. Only such a secret as this could account for the complete power which the younger man held over him. Why else should he admit so hateful a presence into his house and so harmful an influence into his school? Why should he submit to degradations which could not be witnessed, far less endured, without indignation?

And yet, if it were so, I was forced to confess that my principal carried it off with extraordinary duplicity. Never by word or sign did he show that the young man’s presence was distasteful to him. I have seen him look pained, it is true, after some peculiarly outrageous exhibition, but he gave me the impression that it was always on account of the scholars or of me, never on account of himself. He spoke to and of St. James

in an indulgent fashion, smiling gently at what made my blood boil within me. In his way of looking at him and addressing him, one could see no trace of resentment, but rather a sort of timid and deprecating good will. His company he certainly courted, and they spent many hours together in the study and the garden.

As to my own relations with Theophilus St. James, I made up my mind from the beginning that I should keep my temper with him, and to that resolution I steadfastly adhered. If Dr. McCarthy chose to permit this disrespect, and to condone these outrages, it was his affair and not mine. It was evident that his one wish was that there should be peace between us, and I felt that I could help him best by respecting this desire. My easiest way to do so was to avoid my colleague, and this I did to the best of my ability. When we were thrown together I was quiet, polite, and reserved. He, on his part, showed me no ill-will, but met me rather with a coarse joviality, and a rough familiarity which he meant to be ingratiating. He was insistent in his attempts to get me into his room at night, for the purpose of playing euchre and of drinking.

"Old McCarthy doesn't mind," said he. "Don't you be afraid of him. We'll do what we like, and I'll answer for it that he won't object." Once only I went, and when I left, after a dull and gross evening, my host was stretched dead drunk upon the sofa. After that I gave the excuse of a course of study, and spent my spare hours alone in my own room.

One point upon which I was anxious to gain information was as to how long these proceedings had been going on. When did St. James assert his hold over Dr. McCarthy? From neither of them could I learn how long my colleague had been in his present situation. One or two leading questions upon my part were eluded or ignored in a manner so marked that it was easy to see that they were both of them as eager to conceal the point as I was to know it. But at last one evening I had the chance of a chat with Mrs. Carter, the matron—for the Doctor was a widower—and from her I got the information which I wanted. It needed no questioning to get at her knowledge, for she was so full of indignation that she shook with passion as she spoke of it, and raised her hands into the air in the earnestness of her denunciation, as she described the grievances which she had against my colleague.

"It was three years ago, Mr. Weld, that he first darkened this doorstep," she cried. "Three bitter years they have been to me. The school had fifty boys then. Now it has twenty-two. That's what he has done for us in three years. In another three there won't be one. And the Doctor, that angel of patience, you see how he treats him, though he is not fit to lace his boots for him. If it wasn't for the Doctor, you may be sure that I wouldn't stay an hour under the same roof with such a man, and so I told him to his own face, Mr. Weld. If the Doctor would only pack him about his business—but I know that I am saying more than I should!" She stopped herself with an effort, and spoke no more upon the subject. She had remembered that I was almost a stranger in the school, and she feared that she had been indiscreet.

There were one or two very singular points about my colleague. The chief one was that he rarely took any exercise. There was a playing-field within the college grounds, and that was his farthest point. If the boys went out, it was I or Dr. McCarthy who accompanied

them. St. James gave as a reason for this that he had injured his knee some years before, and that walking was painful to him. For my own part I put it down to pure laziness upon his part, for he was of an obese, heavy temperament. Twice, however, I saw him from my window stealing out of the grounds late at night, and the second time I watched him return in the grey of the morning and slink in through an open window. These furtive excursions were never alluded to, but they exposed the hollowness of his story about his knee, and they increased the dislike and distrust which I had of the man. His nature seemed to be vicious to the core.

Another point, small but suggestive, was that he hardly ever during the months that I was at Willow Lea House received any letters, and on those few occasions they were obviously tradesmen's bills. I am an early riser, and used every morning to pick my own correspondence out of the bundle upon the hall table. I could judge therefore how few were ever there for Mr. Theophilus St. James. There seemed to me to be something peculiarly ominous in this. What sort of a man could he be who during thirty years of his life had never made a single friend, high or low, who cared to continue to keep in touch with him? And yet the sinister fact remained that the head master not only tolerated, but was even intimate with him. More than once on entering a room I had found them talking confidentially together, and they would walk arm in arm in deep conversation up and down the garden paths. So curious did I become to know what the tie was which bound them, that I found it gradually push out my other interests and become the main purpose of my life. In school and out of school, at meals and at play, I was perpetually engaged in watching Dr. Phelps McCarthy and Mr. Theophilus St. James, and in endeavouring to solve the mystery which surrounded them.

But, unfortunately, my curiosity was a little too open. I had not the art to conceal the suspicions which I felt about the relations which existed between these two men and the nature of the hold which the one appeared to have over the other. It may have been my manner of watching them, it may have been some indiscreet question, but it is certain that I showed too clearly what I felt. One night I was conscious that the eyes of Theophilus St. James were fixed upon me in a surly and menacing stare. I had a foreboding of evil, and I was not surprised when Dr. McCarthy called me next morning into his study.

"I am very sorry, Mr. Weld," said he, "but I am afraid that I shall be compelled to dispense with your services."

"Perhaps you would give me some reason for dismissing me," I answered, for I was conscious of having done my duties to the best of my power, and knew well that only one reason could be given.

"I have no fault to find with you," said he, and the colour came to his cheeks.

"You send me away at the suggestion of my colleague."

His eyes turned away from mine.

"We will not discuss the question, Mr. Weld. It is impossible for me to discuss it. In justice to you, I will give you the strongest recommendation for your next situation. I can

say no more. I hope that you will continue your duties here until you have found a place elsewhere.”

My whole soul rose against the injustice of it, and yet I had no appeal and no redress. I could only bow and leave the room, with a bitter sense of ill-usage at my heart.

My first instinct was to pack my boxes and leave the house. But the head master had given me permission to remain until I had found another situation. I was sure that St. James desired me to go, and that was a strong reason why I should stay. If my presence annoyed him, I should give him as much of it as I could. I had begun to hate him and to long to have my revenge upon him. If he had a hold over our principal, might not I in turn obtain one over him? It was a sign of weakness that he should be so afraid of my curiosity. He would not resent it so much if he had not something to fear from it. I entered my name once more upon the books of the agents, but meanwhile I continued to fulfil my duties at Willow Lea House, and so it came about that I was present at the *dénouement* of this singular situation.

During that week—for it was only a week before the crisis came—I was in the habit of going down each evening, after the work of the day was done, to inquire about my new arrangements. One night, it was a cold and windy evening in March, I had just stepped out from the hall door when a strange sight met my eyes. A man was crouching before one of the windows of the house. His knees were bent and his eyes were fixed upon the small line of light between the curtain and the sash. The window threw a square of brightness in front of it, and in the middle of this the dark shadow of this ominous visitor showed clear and hard. It was but for an instant that I saw him, for he glanced up and was off in a moment through the shrubbery. I could hear the patter of his feet as he ran down the road, until it died away in the distance.

It was evidently my duty to turn back and to tell Dr. McCarthy what I had seen. I found him in his study. I had expected him to be disturbed at such an incident, but I was not prepared for the state of panic into which he fell. He leaned back in his chair, white and gasping, like one who has received a mortal blow.

“Which window, Mr. Weld?” he asked, wiping his forehead. “Which window was it?”

“The next to the dining-room—Mr. St. James’s window.”

“Dear me! Dear me! This is, indeed, unfortunate! A man looking through Mr. St. James’s window!” He wrung his hands like a man who is at his wits’ end what to do.

“I shall be passing the police-station, sir. Would you wish me to mention the matter?”

“No, no,” he cried, suddenly, mastering his extreme agitation; “I have no doubt that it was some poor tramp who intended to beg. I attach no importance to the incident—none at all. Don’t let me detain you, Mr. Weld, if you wish to go out.”

I left him sitting in his study with reassuring words upon his lips, but with horror upon his face. My heart was heavy for my little employer as I started off once more for town. As I looked back from the gate at the square of light which marked the window of my colleague, I suddenly saw the black outline of Dr. McCarthy’s figure passing against the lamp. He had hastened from his study then to tell St. James what he had heard. What

was the meaning of it all, this atmosphere of mystery, this inexplicable terror, these confidences between two such dissimilar men? I thought and thought as I walked, but do what I would I could not hit upon any adequate conclusion. I little knew how near I was to the solution of the problem.

It was very late—nearly twelve o'clock—when I returned, and the lights were all out save one in the Doctor's study. The black, gloomy house loomed before me as I walked up the drive, its sombre bulk broken only by the one glimmering point of brightness. I let myself in with my latch-key, and was about to enter my own room when my attention was arrested by a short, sharp cry like that of a man in pain. I stood and listened, my hand upon the handle of my door.

All was silent in the house save for a distant murmur of voices which came, I knew, from the Doctor's room. I stole quietly down the corridor in that direction. The sound resolved itself now into two voices, the rough bullying tones of St. James and the lower tone of the Doctor, the one apparently insisting and the other arguing and pleading. Four thin lines of light in the blackness showed me the door of the Doctor's room, and step by step I drew nearer to it in the darkness. St. James's voice within rose louder and louder, and his words came plainly to my ear.

"I'll have every pound of it. If you won't give it me I'll take it. Do you hear?"

Dr. McCarthy's reply was inaudible, but the angry voice broke in again.

"Leave you destitute! I leave you this little goldmine of a school, and that's enough for one old man, is it not? How am I to set up in Australia without money? Answer me that!"

Again the Doctor said something in a soothing voice, but his answer only roused his companion to a higher pitch of fury.

"Done for me! What have you ever done for me except what you couldn't help doing? It was for your good name, not for my safety, that you cared. But enough cackle! I must get on my way before morning. Will you open your safe or will you not?"

"Oh, James, how can you use me so?" cried a wailing voice, and then there came a sudden little scream of pain. At the sound of that helpless appeal from brutal violence I lost for once that temper upon which I had prided myself. Every bit of manhood in me cried out against any further neutrality. With my walking cane in my hand I rushed into the study. As I did so I was conscious that the hall-door bell was violently ringing.

"You villain!" I cried, "let him go!"

The two men were standing in front of a small safe, which stood against one wall of the Doctor's room. St. James held the old man by the wrist, and he had twisted his arm round in order to force him to produce the key. My little head master, white but resolute, was struggling furiously in the grip of the burly athlete. The bully glared over his shoulder at me with a mixture of fury and terror upon his brutal features. Then, realising that I was alone, he dropped his victim and made for me with a horrible curse.

"You infernal spy!" he cried. "I'll do for you anyhow before I leave."

I am not a very strong man, and I realised that I was helpless if once at close quarters. Twice I cut at him with my stick, but he rushed in at me with a murderous growl, and



seized me by the throat with both his muscular hands. I fell backwards and he on the top of me, with a grip which was squeezing the life from me. I was conscious of his malignant yellow-tinged eyes within a few inches of my own, and then with a beating of pulses in my head and a singing in my ears, my senses slipped away from me. But even in that supreme moment I was aware that the door-bell was still violently ringing.

When I came to myself, I was lying upon the sofa in Dr. McCarthy's study, and the Doctor himself was seated beside me. He appeared to be watching me intently and anxiously, for as I opened my eyes and looked about me he gave a great cry of relief. "Thank God!" he cried. "Thank God!"

"Where is he?" I asked, looking round the room. As I did so, I became aware that the furniture was scattered in every direction, and that there were traces of an even more violent struggle than that in which I had been engaged.

The Doctor sank his face between his hands.

"They have him," he groaned. "After these years of trial they have him again. But how thankful I am that he has not for a second time stained his hands in blood."

As the Doctor spoke I became aware that a man in the braided jacket of an inspector of police was standing in the doorway.

"Yes, sir," he remarked, "you have had a pretty narrow escape. If we had not got in when we did, you would not be here to tell the tale. I don't know that I ever saw any one much nearer to the undertaker."

I sat up with my hands to my throbbing head.

"Dr. McCarthy," said I, "this is all a mystery to me. I should be glad if you could explain to me who this man is, and why you have tolerated him so long in your house."

"I owe you an explanation, Mr. Weld—and the more so since you have, in so chivalrous a fashion, almost sacrificed your life in my defence. There is no reason now for secrecy. In a word, Mr. Weld, this unhappy man's real name is James McCarthy, and he is my only son."

"Your son?"

"Alas, yes. What sin have I ever committed that I should have such a punishment? He has made my whole life a misery from the first years of his boyhood. Violent, headstrong, selfish, unprincipled, he has always been the same. At eighteen he was a criminal. At twenty, in a paroxysm of passion, he took the life of a boon companion and was tried for murder. He only just escaped the gallows, and he was condemned to penal servitude. Three years ago he succeeded in escaping, and managed, in face of a thousand obstacles, to reach my house in London. My wife's heart had been broken by his condemnation, and as he had succeeded in getting a suit of ordinary clothes, there was no one here to recognise him. For months he lay concealed in the attics until the first search of the police should be over. Then I gave him employment here, as you have seen, though by his rough and overbearing manners he made my own life miserable, and that of his fellow-masters unbearable. You have been with us for four months, Mr. Weld, but no other master endured him so long. I apologise now for all you have had to submit to, but I ask you what

else could I do? For his dead mother's sake I could not let harm come to him as long as it was in my power to fend it off. Only under my roof could he find a refuge—the only spot in all the world—and how could I keep him here without it exciting remark unless I gave him some occupation? I made him English master therefore, and in that capacity I have protected him here for three years. You have no doubt observed that he never during the daytime went beyond the college grounds. You now understand the reason. But when tonight you came to me with your report of a man who was looking through his window, I understood that his retreat was at last discovered. I besought him to fly at once, but he had been drinking, the unhappy fellow, and my words fell upon deaf ears. When at last he made up his mind to go he wished to take from me in his flight every shilling which I possessed. It was your entrance which saved me from him, while the police in turn arrived only just in time to rescue you. I have made myself amenable to the law by harbouring an escaped prisoner, and remain here in the custody of the inspector, but a prison has no terrors for me after what I have endured in this house during the last three years.”

“It seems to me, Doctor,” said the inspector, “that, if you have broken the law, you have had quite enough punishment already.”

“God knows I have!” cried Dr. McCarthy, and sank his haggard face upon his hands.

## THE BROWN HAND

Every one knows that Sir Dominick Holden, the famous Indian surgeon, made me his heir, and that his death changed me in an hour from a hard-working and impecunious medical man to a well-to-do landed proprietor. Many know also that there were at least five people between the inheritance and me, and that Sir Dominick's selection appeared to be altogether arbitrary and whimsical. I can assure them, however, that they are quite mistaken, and that, although I only knew Sir Dominick in the closing years of his life, there were none the less very real reasons why he should show his goodwill towards me. As a matter of fact, though I say it myself, no man ever did more for another than I did for my Indian uncle. I cannot expect the story to be believed, but it is so singular that I should feel that it was a breach of duty if I did not put it upon record—so here it is, and your belief or incredulity is your own affair.

Sir Dominick Holden, C.B., K.C.S.I., and I don't know what besides, was the most distinguished Indian surgeon of his day. In the Army originally, he afterwards settled down into civil practice in Bombay, and visited as a consultant every part of India. His name is best remembered in connection with the Oriental Hospital, which he founded and supported. The time came, however, when his iron constitution began to show signs of the long strain to which he had subjected it, and his brother practitioners (who were not, perhaps, entirely disinterested upon the point) were unanimous in recommending him to return to England. He held on so long as he could, but at last he developed nervous symptoms of a very pronounced character, and so came back, a broken man, to his native county of Wiltshire. He bought a considerable estate with an ancient manor-house upon the edge of Salisbury Plain, and devoted his old age to the study of Comparative Pathology, which had been his learned hobby all his life, and in which he was a foremost authority.

We of the family were, as may be imagined, much excited by the news of the return of this rich and childless uncle to England. On his part, although by no means exuberant in his hospitality, he showed some sense of his duty to his relations, and each of us in turn had an invitation to visit him. From the accounts of my cousins it appeared to be a melancholy business, and it was with mixed feelings that I at last received my own summons to appear at Rodenhurst. My wife was so carefully excluded in the invitation that my first impulse was to refuse it, but the interests of the children had to be considered, and so, with her consent, I set out one October afternoon upon my visit to Wiltshire, with little thought of what that visit was to entail.

My uncle's estate was situated where the arable land of the plains begins to swell upwards into the rounded chalk hills which are characteristic of the county. As I drove from Dinton Station in the waning light of that autumn day, I was impressed by the weird nature of the scenery. The few scattered cottages of the peasants were so dwarfed by the huge evidences of prehistoric life, that the present appeared to be a dream and the past to be the obtrusive and masterful reality. The road wound through the valleys, formed by a

succession of grassy hills, and the summit of each was cut and carved into the most elaborate fortifications, some circular, and some square, but all on a scale which has defied the winds and the rains of many centuries. Some call them Roman and some British, but their true origin and the reasons for this particular tract of country being so interlaced with entrenchments have never been finally made clear. Here and there on the long, smooth, olive-coloured slopes there rose small rounded barrows or tumuli. Beneath them lie the cremated ashes of the race which cut so deeply into the hills, but their graves tell us nothing save that a jar full of dust represents the man who once laboured under the sun.

It was through this weird country that I approached my uncle's residence of Rodenhurst, and the house was, as I found, in due keeping with its surroundings. Two broken and weather-stained pillars, each surmounted by a mutilated heraldic emblem, flanked the entrance to a neglected drive. A cold wind whistled through the elms which lined it, and the air was full of the drifting leaves. At the far end, under the gloomy arch of trees, a single yellow lamp burned steadily. In the dim half-light of the coming night I saw a long, low building stretching out two irregular wings, with deep eaves, a sloping gambrel roof, and walls which were criss-crossed with timber balks in the fashion of the Tudors. The cheery light of a fire flickered in the broad, latticed window to the left of the low-porched door, and this, as it proved, marked the study of my uncle, for it was thither that I was led by his butler in order to make my host's acquaintance.

He was cowering over his fire, for the moist chill of an English autumn had set him shivering. His lamp was unlit, and I only saw the red glow of the embers beating upon a huge, craggy face, with a Red Indian nose and cheek, and deep furrows and seams from eye to chin, the sinister marks of hidden volcanic fires. He sprang up at my entrance with something of an old-world courtesy and welcomed me warmly to Rodenhurst. At the same time I was conscious, as the lamp was carried in, that it was a very critical pair of light-blue eyes which looked out at me from under shaggy eyebrows, like scouts beneath a bush, and that this outlandish uncle of mine was carefully reading off my character with all the ease of a practised observer and an experienced man of the world.

For my part I looked at him, and looked again, for I had never seen a man whose appearance was more fitted to hold one's attention. His figure was the framework of a giant, but he had fallen away until his coat dangled straight down in a shocking fashion from a pair of broad and bony shoulders. All his limbs were huge and yet emaciated, and I could not take my gaze from his knobby wrists, and long, gnarled hands. But his eyes—those peering light-blue eyes—they were the most arrestive of any of his peculiarities. It was not their colour alone, nor was it the ambush of hair in which they lurked; but it was the expression which I read in them. For the appearance and bearing of the man were masterful, and one expected a certain corresponding arrogance in his eyes, but instead of that I read the look which tells of a spirit cowed and crushed, the furtive, expectant look of the dog whose master has taken the whip from the rack. I formed my own medical diagnosis upon one glance at those critical and yet appealing eyes. I believed that he was stricken with some mortal ailment, that he knew himself to be exposed to sudden death,

and that he lived in terror of it. Such was my judgment—a false one, as the event showed; but I mention it that it may help you to realise the look which I read in his eyes.

My uncle's welcome was, as I have said, a courteous one, and in an hour or so I found myself seated between him and his wife at a comfortable dinner, with curious pungent delicacies upon the table, and a stealthy, quick-eyed Oriental waiter behind his chair. The old couple had come round to that tragic imitation of the dawn of life when husband and wife, having lost or scattered all those who were their intimates, find themselves face to face and alone once more, their work done, and the end nearing fast. Those who have reached that stage in sweetness and love, who can change their winter into a gentle Indian summer, have come as victors through the ordeal of life. Lady Holden was a small, alert woman with a kindly eye, and her expression as she glanced at him was a certificate of character to her husband. And yet, though I read a mutual love in their glances, I read also mutual horror, and recognised in her face some reflection of that stealthy fear which I had detected in his. Their talk was sometimes merry and sometimes sad, but there was a forced note in their merriment and a naturalness in their sadness which told me that a heavy heart beat upon either side of me.

We were sitting over our first glass of wine, and the servants had left the room, when the conversation took a turn which produced a remarkable effect upon my host and hostess. I cannot recall what it was which started the topic of the supernatural, but it ended in my showing them that the abnormal in psychical experiences was a subject to which I had, like many neurologists, devoted a great deal of attention. I concluded by narrating my experiences when, as a member of the Psychological Research Society, I had formed one of a committee of three who spent the night in a haunted house. Our adventures were neither exciting nor convincing, but, such as it was, the story appeared to interest my auditors in a remarkable degree. They listened with an eager silence, and I caught a look of intelligence between them which I could not understand. Lady Holden immediately afterwards rose and left the room.

Sir Dominick pushed the cigar-box over to me, and we smoked for some little time in silence. That huge bony hand of his was twitching as he raised it with his cheroot to his lips, and I felt that the man's nerves were vibrating like fiddle-strings. My instincts told me that he was on the verge of some intimate confidence, and I feared to speak lest I should interrupt it. At last he turned towards me with a spasmodic gesture like a man who throws his last scruple to the winds.

"From the little that I have seen of you it appears to me, Dr. Hardacre," said he, "that you are the very man I have wanted to meet."

"I am delighted to hear it, sir."

"Your head seems to be cool and steady. You will acquit me of any desire to flatter you, for the circumstances are too serious to permit of insincerities. You have some special knowledge upon these subjects, and you evidently view them from that philosophical standpoint which robs them of all vulgar terror. I presume that the sight of an apparition would not seriously discompose you?"

"I think not, sir."

“Would even interest you, perhaps?”

“Most intensely.”

“As a psychical observer, you would probably investigate it in as impersonal a fashion as an astronomer investigates a wandering comet?”

“Precisely.”

He gave a heavy sigh.

“Believe me, Dr. Hardacre, there was a time when I could have spoken as you do now. My nerve was a by-word in India. Even the Mutiny never shook it for an instant. And yet you see what I am reduced to—the most timorous man, perhaps, in all this county of Wiltshire. Do not speak too bravely upon this subject, or you may find yourself subjected to as long-drawn a test as I am—a test which can only end in the madhouse or the grave.”

I waited patiently until he should see fit to go farther in his confidence. His preamble had, I need not say, filled me with interest and expectation.

“For some years, Dr. Hardacre,” he continued, “my life and that of my wife have been made miserable by a cause which is so grotesque that it borders upon the ludicrous. And yet familiarity has never made it more easy to bear—on the contrary, as time passes my nerves become more worn and shattered by the constant attrition. If you have no physical fears, Dr. Hardacre, I should very much value your opinion upon this phenomenon which troubles us so.”

“For what it is worth my opinion is entirely at your service. May I ask the nature of the phenomenon?”

“I think that your experiences will have a higher evidential value if you are not told in advance what you may expect to encounter. You are yourself aware of the quibbles of unconscious cerebration and subjective impressions with which a scientific sceptic may throw a doubt upon your statement. It would be as well to guard against them in advance.”

“What shall I do, then?”

“I will tell you. Would you mind following me this way?” He led me out of the dining-room and down a long passage until we came to a terminal door. Inside there was a large bare room fitted as a laboratory, with numerous scientific instruments and bottles. A shelf ran along one side, upon which there stood a long line of glass jars containing pathological and anatomical specimens.

“You see that I still dabble in some of my old studies,” said Sir Dominick. “These jars are the remains of what was once a most excellent collection, but unfortunately I lost the greater part of them when my house was burned down in Bombay in ‘92. It was a most unfortunate affair for me—in more ways than one. I had examples of many rare conditions, and my splenic collection was probably unique. These are the survivors.”

I glanced over them, and saw that they really were of a very great value and rarity from a pathological point of view: bloated organs, gaping cysts, distorted bones, odious parasites—a singular exhibition of the products of India.

“There is, as you see, a small settee here,” said my host. “It was far from our intention to offer a guest so meagre an accommodation, but since affairs have taken this turn, it

would be a great kindness upon your part if you would consent to spend the night in this apartment. I beg that you will not hesitate to let me know if the idea should be at all repugnant to you.”

“On the contrary,” I said, “it is most acceptable.”

“My own room is the second on the left, so that if you should feel that you are in need of company a call would always bring me to your side.”

“I trust that I shall not be compelled to disturb you.”

“It is unlikely that I shall be asleep. I do not sleep much. Do not hesitate to summon me.”

And so with this agreement we joined Lady Holden in the drawing-room and talked of lighter things.

It was no affectation upon my part to say that the prospect of my night’s adventure was an agreeable one. I had no pretence to greater physical courage than my neighbours, but familiarity with a subject robs it of those vague and undefined terrors which are the most appalling to the imaginative mind. The human brain is capable of only one strong emotion at a time, and if it be filled with curiosity or scientific enthusiasm, there is no room for fear. It is true that I had my uncle’s assurance that he had himself originally taken this point of view, but I reflected that the breakdown of his nervous system might be due to his forty years in India as much as to any psychical experiences which had befallen him. I at least was sound in nerve and brain, and it was with something of the pleasurable thrill of anticipation with which the sportsman takes his position beside the haunt of his game that I shut the laboratory door behind me, and partially undressing, lay down upon the rug-covered settee.

It was not an ideal atmosphere for a bedroom. The air was heavy with many chemical odours, that of methylated spirit predominating. Nor were the decorations of my chamber very sedative. The odious line of glass jars with their relics of disease and suffering stretched in front of my very eyes. There was no blind to the window, and a three-quarter moon streamed its white light into the room, tracing a silver square with filigree lattices upon the opposite wall. When I had extinguished my candle this one bright patch in the midst of the general gloom had certainly an eerie and discomposing aspect. A rigid and absolute silence reigned throughout the old house, so that the low swish of the branches in the garden came softly and smoothly to my ears. It may have been the hypnotic lullaby of this gentle susurrus, or it may have been the result of my tiring day, but after many dozings and many efforts to regain my clearness of perception, I fell at last into a deep and dreamless sleep.

I was awakened by some sound in the room, and I instantly raised myself upon my elbow on the couch. Some hours had passed, for the square patch upon the wall had slid downwards and sideways until it lay obliquely at the end of my bed. The rest of the room was in deep shadow. At first I could see nothing, presently, as my eyes became accustomed to the faint light, I was aware, with a thrill which all my scientific absorption could not entirely prevent, that something was moving slowly along the line of the wall. A

gentle, shuffling sound, as of soft slippers, came to my ears, and I dimly discerned a human figure walking stealthily from the direction of the door. As it emerged into the patch of moonlight I saw very clearly what it was and how it was employed. It was a man, short and squat, dressed in some sort of dark-grey gown, which hung straight from his shoulders to his feet. The moon shone upon the side of his face, and I saw that it was chocolate-brown in colour, with a ball of black hair like a woman's at the back of his head. He walked slowly, and his eyes were cast upwards towards the line of bottles which contained those gruesome remnants of humanity. He seemed to examine each jar with attention, and then to pass on to the next. When he had come to the end of the line, immediately opposite my bed, he stopped, faced me, threw up his hands with a gesture of despair, and vanished from my sight.

I have said that he threw up his hands, but I should have said his arms, for as he assumed that attitude of despair I observed a singular peculiarity about his appearance. He had only one hand! As the sleeves drooped down from the upflung arms I saw the left plainly, but the right ended in a knobby and unsightly stump. In every other way his appearance was so natural, and I had both seen and heard him so clearly, that I could easily have believed that he was an Indian servant of Sir Dominick's who had come into my room in search of something. It was only his sudden disappearance which suggested anything more sinister to me. As it was I sprang from my couch, lit a candle, and examined the whole room carefully. There were no signs of my visitor, and I was forced to conclude that there had really been something outside the normal laws of Nature in his appearance. I lay awake for the remainder of the night, but nothing else occurred to disturb me.

I am an early riser, but my uncle was an even earlier one, for I found him pacing up and down the lawn at the side of the house. He ran towards me in his eagerness when he saw me come out from the door.

"Well, well!" he cried. "Did you see him?"

"An Indian with one hand?"

"Precisely."

"Yes, I saw him"—and I told him all that occurred. When I had finished, he led the way into his study. "We have a little time before breakfast," said he. "It will suffice to give you an explanation of this extraordinary affair—so far as I can explain that which is essentially inexplicable. In the first place, when I tell you that for four years I have never passed one single night, either in Bombay, aboard ship, or here in England without my sleep being broken by this fellow, you will understand why it is that I am a wreck of my former self. His programme is always the same. He appears by my bedside, shakes me roughly by the shoulder, passes from my room into the laboratory, walks slowly along the line of my bottles, and then vanishes. For more than a thousand times he has gone through the same routine."

"What does he want?"

"He wants his hand."



“His hand?”

“Yes, it came about in this way. I was summoned to Peshawur for a consultation some ten years ago, and while there I was asked to look at the hand of a native who was passing through with an Afghan caravan. The fellow came from some mountain tribe living away at the back of beyond somewhere on the other side of Kaffiristan. He talked a bastard Pushtoo, and it was all I could do to understand him. He was suffering from a soft sarcomatous swelling of one of the metacarpal joints, and I made him realise that it was only by losing his hand that he could hope to save his life. After much persuasion he consented to the operation, and he asked me, when it was over, what fee I demanded. The poor fellow was almost a beggar, so that the idea of a fee was absurd, but I answered in jest that my fee should be his hand, and that I proposed to add it to my pathological collection.

“To my surprise he demurred very much to the suggestion, and he explained that according to his religion it was an all-important matter that the body should be reunited after death, and so make a perfect dwelling for the spirit. The belief is, of course, an old one, and the mummies of the Egyptians arose from an analogous superstition. I answered him that his hand was already off, and asked him how he intended to preserve it. He replied that he would pickle it in salt and carry it about with him. I suggested that it might be safer in my keeping than his, and that I had better means than salt for preserving it. On realising that I really intended to carefully keep it, his opposition vanished instantly. ‘But remember, sahib,’ said he, ‘I shall want it back when I am dead.’ I laughed at the remark, and so the matter ended. I returned to my practice, and he no doubt in the course of time was able to continue his journey to Afghanistan.

“Well, as I told you last night, I had a bad fire in my house at Bombay. Half of it was burned down, and, among other things, my pathological collection was largely destroyed. What you see are the poor remains of it. The hand of the hillman went with the rest, but I gave the matter no particular thought at the time. That was six years ago.

“Four years ago—two years after the fire—I was awakened one night by a furious tugging at my sleeve. I sat up under the impression that my favourite mastiff was trying to arouse me. Instead of this, I saw my Indian patient of long ago, dressed in the long grey gown which was the badge of his people. He was holding up his stump and looking reproachfully at me. He then went over to my bottles, which at that time I kept in my room, and he examined them carefully, after which he gave a gesture of anger and vanished. I realised that he had just died, and that he had come to claim my promise that I should keep his limb in safety for him.

“Well, there you have it all, Dr. Hardacre. Every night at the same hour for four years this performance has been repeated. It is a simple thing in itself, but it has worn me out like water dropping on a stone. It has brought a vile insomnia with it, for I cannot sleep now for the expectation of his coming. It has poisoned my old age and that of my wife, who has been the sharer in this great trouble. But there is the breakfast gong, and she will be waiting impatiently to know how it fared with you last night. We are both much indebted to you for your gallantry, for it takes something from the weight of our

misfortune when we share it, even for a single night, with a friend, and it reassures us as to our sanity, which we are sometimes driven to question.”

This was the curious narrative which Sir Dominick confided to me—a story which to many would have appeared to be a grotesque impossibility, but which, after my experience of the night before, and my previous knowledge of such things, I was prepared to accept as an absolute fact. I thought deeply over the matter, and brought the whole range of my reading and experience to bear upon it. After breakfast, I surprised my host and hostess by announcing that I was returning to London by the next train.

“My dear doctor,” cried Sir Dominick in great distress, “you make me feel that I have been guilty of a gross breach of hospitality in intruding this unfortunate matter upon you. I should have borne my own burden.”

“It is, indeed, that matter which is taking me to London,” I answered; “but you are mistaken, I assure you, if you think that my experience of last night was an unpleasant one to me. On the contrary, I am about to ask your permission to return in the evening and spend one more night in your laboratory. I am very eager to see this visitor once again.”

My uncle was exceedingly anxious to know what I was about to do, but my fears of raising false hopes prevented me from telling him. I was back in my own consulting-room a little after luncheon, and was confirming my memory of a passage in a recent book upon occultism which had arrested my attention when I had read it.

“In the case of earth-bound spirits,” said my authority, “some one dominant idea obsessing them at the hour of death is sufficient to hold them in this material world. They are the amphibia of this life and of the next, capable of passing from one to the other as the turtle passes from land to water. The causes which may bind a soul so strongly to a life which its body has abandoned are any violent emotion. Avarice, revenge, anxiety, love, and pity have all been known to have this effect. As a rule it springs from some unfulfilled wish, and when the wish has been fulfilled the material bond relaxes. There are many cases upon record which show the singular persistence of these visitors, and also their disappearance when their wishes have been fulfilled, or in some cases when a reasonable compromise has been effected.”

“A reasonable compromise effected”—those were the words which I had brooded over all the morning, and which I now verified in the original. No actual atonement could be made here—but a reasonable compromise! I made my way as fast as a train could take me to the Shadwell Seamen’s Hospital, where my old friend Jack Hewett was house-surgeon. Without explaining the situation I made him understand what it was that I wanted.

“A brown man’s hand!” said he, in amazement. “What in the world do you want that for?”

“Never mind. I’ll tell you some day. I know that your wards are full of Indians.”

“I should think so. But a hand——” He thought a little and then struck a bell.

“Travers,” said he to a student-dresser, “what became of the hands of the Lascar which we took off yesterday? I mean the fellow from the East India Dock who got caught in the steam winch.”

“They are in the *post-mortem* room, sir.”

“Just pack one of them in antiseptics and give it to Dr. Hardacre.”

And so I found myself back at Rodenhurst before dinner with this curious outcome of my day in town. I still said nothing to Sir Dominick, but I slept that night in the laboratory, and I placed the Lascar’s hand in one of the glass jars at the end of my couch.

So interested was I in the result of my experiment that sleep was out of the question. I sat with a shaded lamp beside me and waited patiently for my visitor. This time I saw him clearly from the first. He appeared beside the door, nebulous for an instant, and then hardening into as distinct an outline as any living man. The slippers beneath his grey gown were red and heelless, which accounted for the low, shuffling sound which he made as he walked. As on the previous night he passed slowly along the line of bottles until he paused before that which contained the hand. He reached up to it, his whole figure quivering with expectation, took it down, examined it eagerly, and then, with a face which was convulsed with disappointment, he hurled it down on the floor. There was a crash which resounded through the house, and when I looked up the mutilated Indian had disappeared. A moment later my door flew open and Sir Dominick rushed in.

“You are not hurt?” he cried.

“No—but deeply disappointed.”

He looked in astonishment at the splinters of glass, and the brown hand lying upon the floor.

“Good God!” he cried. “What is this?”

I told him my idea and its wretched sequel. He listened intently, but shook his head.

“It was well thought of,” said he, “but I fear that there is no such easy end to my sufferings. But one thing I now insist upon. It is that you shall never again upon any pretext occupy this room. My fears that something might have happened to you—when I heard that crash—have been the most acute of all the agonies which I have undergone. I will not expose myself to a repetition of it.”

He allowed me, however, to spend the remainder of the night where I was, and I lay there worrying over the problem and lamenting my own failure. With the first light of morning there was the Lascar’s hand still lying upon the floor to remind me of my fiasco. I lay looking at it—and as I lay suddenly an idea flew like a bullet through my head and brought me quivering with excitement out of my couch. I raised the grim relic from where it had fallen. Yes, it was indeed so. The hand was the *left* hand of the Lascar.

By the first train I was on my way to town, and hurried at once to the Seamen’s Hospital. I remembered that both hands of the Lascar had been amputated, but I was terrified lest the precious organ which I was in search of might have been already consumed in the crematory. My suspense was soon ended. It had still been preserved in

the *post-mortem* room. And so I returned to Rodenhurst in the evening with my mission accomplished and the material for a fresh experiment.

But Sir Dominick Holden would not hear of my occupying the laboratory again. To all my entreaties he turned a deaf ear. It offended his sense of hospitality, and he could no longer permit it. I left the hand, therefore, as I had done its fellow the night before, and I occupied a comfortable bedroom in another portion of the house, some distance from the scene of my adventures.

But in spite of that my sleep was not destined to be uninterrupted. In the dead of night my host burst into my room, a lamp in his hand. His huge gaunt figure was enveloped in a loose dressing-gown, and his whole appearance might certainly have seemed more formidable to a weak-nerved man than that of the Indian of the night before. But it was not his entrance so much as his expression which amazed me. He had turned suddenly younger by twenty years at the least. His eyes were shining, his features radiant, and he waved one hand in triumph over his head. I sat up astounded, staring sleepily at this extraordinary visitor. But his words soon drove the sleep from my eyes.

“We have done it! We have succeeded!” he shouted. “My dear Hardacre, how can I ever in this world repay you?”

“You don’t mean to say that it is all right?”

“Indeed I do. I was sure that you would not mind being awakened to hear such blessed news.”

“Mind! I should think not indeed. But is it really certain?”

“I have no doubt whatever upon the point. I owe you such a debt, my dear nephew, as I have never owed a man before, and never expected to. What can I possibly do for you that is commensurate? Providence must have sent you to my rescue. You have saved both my reason and my life, for another six months of this must have seen me either in a cell or a coffin. And my wife—it was wearing her out before my eyes. Never could I have believed that any human being could have lifted this burden off me.” He seized my hand and wrung it in his bony grip.

“It was only an experiment—a forlorn hope—but I am delighted from my heart that it has succeeded. But how do you know that it is all right? Have you seen something?”

He seated himself at the foot of my bed.

“I have seen enough,” said he. “It satisfies me that I shall be troubled no more. What has passed is easily told. You know that at a certain hour this creature always comes to me. To-night he arrived at the usual time, and aroused me with even more violence than is his custom. I can only surmise that his disappointment of last night increased the bitterness of his anger against me. He looked angrily at me, and then went on his usual round. But in a few minutes I saw him, for the first time since this persecution began, return to my chamber. He was smiling. I saw the gleam of his white teeth through the dim light. He stood facing me at the end of my bed, and three times he made the low Eastern salaam which is their solemn leave-taking. And the third time that he bowed he raised his

arms over his head, and I saw his two hands outstretched in the air. So he vanished, and, as I believe, for ever.”

---

So that is the curious experience which won me the affection and the gratitude of my celebrated uncle, the famous Indian surgeon. His anticipations were realised, and never again was he disturbed by the visits of the restless hillman in search of his lost member. Sir Dominick and Lady Holden spent a very happy old age, unclouded, so far as I know, by any trouble, and they finally died during the great influenza epidemic within a few weeks of each other. In his lifetime he always turned to me for advice in everything which concerned that English life of which he knew so little; and I aided him also in the purchase and development of his estates. It was no great surprise to me, therefore, that I found myself eventually promoted over the heads of five exasperated cousins, and changed in a single day from a hard-working country doctor into the head of an important Wiltshire family. I at least have reason to bless the memory of the man with the brown hand, and the day when I was fortunate enough to relieve Rodenhurst of his unwelcome presence.

## THE FIEND OF THE COOPERAGE

It was no easy matter to bring the *Gamecock* up to the island, for the river had swept down so much silt that the banks extended for many miles out into the Atlantic. The coast was hardly to be seen when the first white curl of the breakers warned us of our danger, and from there onwards we made our way very carefully under mainsail and jib, keeping the broken water well to the left, as is indicated on the chart. More than once her bottom touched the sand (we were drawing something under six feet at the time), but we had always way enough and luck enough to carry us through. Finally, the water shoaled, very rapidly, but they had sent a canoe from the factory, and the Krooboy pilot brought us within two hundred yards of the island. Here we dropped our anchor, for the gestures of the negro indicated that we could not hope to get any farther. The blue of the sea had changed to the brown of the river, and, even under the shelter of the island, the current was singing and swirling round our bows. The stream appeared to be in spate, for it was over the roots of the palm trees, and everywhere upon its muddy, greasy surface we could see logs of wood and debris of all sorts which had been carried down by the flood.

When I had assured myself that we swung securely at our moorings, I thought it best to begin watering at once, for the place looked as if it reeked with fever. The heavy river, the muddy, shining banks, the bright poisonous green of the jungle, the moist steam in the air, they were all so many danger signals to one who could read them. I sent the long-boat off, therefore, with two large hogsheads, which should be sufficient to last us until we made St. Paul de Loanda. For my own part I took the dinghy and rowed for the island, for I could see the Union Jack fluttering above the palms to mark the position of Armitage and Wilson's trading station.

When I had cleared the grove, I could see the place, a long, low, whitewashed building, with a deep verandah in front, and an immense pile of palm oil barrels heaped upon either flank of it. A row of surf boats and canoes lay along the beach, and a single small jetty projected into the river. Two men in white suits with red cummerbunds round their waists were waiting upon the end of it to receive me. One was a large portly fellow with a greyish beard. The other was slender and tall, with a pale pinched face, which was half concealed by a great mushroom-shaped hat.

"Very glad to see you," said the latter, cordially. "I am Walker, the agent of Armitage and Wilson. Let me introduce Dr. Severall of the same company. It is not often we see a private yacht in these parts."

"She's the *Gamecock*," I explained. "I'm owner and captain—Meldrum is the name."

"Exploring?" he asked.

"I'm a lepidopterist—a butterfly-catcher. I've been doing the west coast from Senegal downwards."

"Good sport?" asked the Doctor, turning a slow yellow-shot eye upon me.

"I have forty cases full. We came in here to water, and also to see what you have in my line."

These introductions and explanations had filled up the time whilst my two Krooboys were making the dinghy fast. Then I walked down the jetty with one of my new acquaintances upon either side, each plying me with questions, for they had seen no white man for months.

“What do we do?” said the Doctor, when I had begun asking questions in my turn. “Our business keeps us pretty busy, and in our leisure time we talk politics.”

“Yes, by the special mercy of Providence Severall is a rank Radical, and I am a good stiff Unionist, and we talk Home Rule for two solid hours every evening.”

“And drink quinine cocktails,” said the Doctor. “We’re both pretty well salted now, but our normal temperature was about 103 last year. I shouldn’t, as an impartial adviser, recommend you to stay here very long unless you are collecting bacilli as well as butterflies. The mouth of the Ogowai River will never develop into a health resort.”

There is nothing finer than the way in which these outlying pickets of civilisation distil a grim humour out of their desolate situation, and turn not only a bold, but a laughing face upon the chances which their lives may bring. Everywhere from Sierra Leone downwards I had found the same reeking swamps, the same isolated fever-racked communities and the same bad jokes. There is something approaching to the divine in that power of man to rise above his conditions and to use his mind for the purpose of mocking at the miseries of his body.

“Dinner will be ready in about half an hour, Captain Meldrum,” said the Doctor. “Walker has gone in to see about it; he’s the housekeeper this week. Meanwhile, if you like, we’ll stroll round and I’ll show you the sights of the island.”

The sun had already sunk beneath the line of palm trees, and the great arch of the heaven above our head was like the inside of a huge shell, shimmering with dainty pinks and delicate iridescence. No one who has not lived in a land where the weight and heat of a napkin become intolerable upon the knees can imagine the blessed relief which the coolness of evening brings along with it. In this sweeter and purer air the Doctor and I walked round the little island, he pointing out the stores, and explaining the routine of his work.

“There’s a certain romance about the place,” said he, in answer to some remark of mine about the dullness of their lives. “We are living here just upon the edge of the great unknown. Up there,” he continued, pointing to the north-east, “Du Chaillu penetrated, and found the home of the gorilla. That is the Gaboon country—the land of the great apes. In this direction,” pointing to the south-east, “no one has been very far. The land which is drained by this river is practically unknown to Europeans. Every log which is carried past us by the current has come from an undiscovered country. I’ve often wished that I was a better botanist when I have seen the singular orchids and curious-looking plants which have been cast up on the eastern end of the island.”

The place which the Doctor indicated was a sloping brown beach, freely littered with the flotsam of the stream. At each end was a curved point, like a little natural breakwater, so that a small shallow bay was left between. This was full of floating vegetation, with a

single huge splintered tree lying stranded in the middle of it, the current rippling against its high black side.

"These are all from up country," said the Doctor. "They get caught in our little bay, and then when some extra freshet comes they are washed out again and carried out to sea."

"What is the tree?" I asked.

"Oh, some kind of teak, I should imagine, but pretty rotten by the look of it. We get all sorts of big hardwood trees floating past here, to say nothing of the palms. Just come in here, will you?"

He led the way into a long building with an immense quantity of barrel staves and iron hoops littered about in it.

"This is our cooperage," said he. "We have the staves sent out in bundles, and we put them together ourselves. Now, you don't see anything particularly sinister about this building, do you?"

I looked round at the high corrugated iron roof, the white wooden walls, and the earthen floor. In one corner lay a mattress and a blanket.

"I see nothing very alarming," said I.

"And yet there's something out of the common, too," he remarked. "You see that bed? Well, I intend to sleep there to-night. I don't want to buck, but I think it's a bit of a test for nerve."

"Why?"

"Oh, there have been some funny goings on. You were talking about the monotony of our lives, but I assure you that they are sometimes quite as exciting as we wish them to be. You'd better come back to the house now, for after sundown we begin to get the fever-fog up from the marshes. There, you can see it coming across the river."

I looked and saw long tentacles of white vapour writhing out from among the thick green underwood and crawling at us over the broad swirling surface of the brown river. At the same time the air turned suddenly dank and cold.

"There's the dinner gong," said the Doctor. "If this matter interests you I'll tell you about it afterwards."

It did interest me very much, for there was something earnest and subdued in his manner as he stood in the empty cooperage, which appealed very forcibly to my imagination. He was a big, bluff, hearty man, this Doctor, and yet I had detected a curious expression in his eyes as he glanced about him—an expression which I would not describe as one of fear, but rather of a man who is alert and on his guard.

"By the way," said I, as we returned to the house, "you have shown me the huts of a good many of your native assistants, but I have not seen any of the natives themselves."

"They sleep in the hulk over yonder," the Doctor answered, pointing over to one of the banks.

"Indeed. I should not have thought in that case that they would need the huts."



“Oh, they used the huts until quite recently. We’ve put them on the hulk until they recover their confidence a little. They were all half mad with fright, so we let them go, and nobody sleeps on the island except Walker and myself.”

“What frightened them?” I asked.

“Well, that brings us back to the same story. I suppose Walker has no objection to your hearing all about it. I don’t know why we should make any secret about it, though it is certainly a pretty bad business.”

He made no further allusion to it during the excellent dinner which had been prepared in my honour. It appeared that no sooner had the little white topsail of the *Gamecock* shown round Cape Lopez than these kind fellows had begun to prepare their famous pepper-pot—which is the pungent stew peculiar to the West Coast—and to boil their yams and sweet potatoes. We sat down to as good a native dinner as one could wish, served by a smart Sierra Leone waiting boy. I was just remarking to myself that he at least had not shared in the general fright when, having laid the dessert and wine upon the table, he raised his hand to his turban.

“Anything else I do, Massa Walker?” he asked.

“No, I think that is all right, Moussa,” my host answered. “I am not feeling very well to-night, though, and I should much prefer if you would stay on the island.”

I saw a struggle between his fears and his duty upon the swarthy face of the African. His skin had turned of that livid purplish tint which stands for pallor in a negro, and his eyes looked furtively about him.

“No, no, Massa Walker,” he cried, at last, “you better come to the hulk with me, sah. Look after you much better in the hulk, sah!”

“That won’t do, Moussa. White men don’t run away from the posts where they are placed.”

Again I saw the passionate struggle in the negro’s face, and again his fears prevailed.

“No use, Massa Walker, sah!” he cried. “S’elp me, I can’t do it. If it was yesterday or if it was to-morrow, but this is the third night, sah, an’ it’s more than I can face.”

Walker shrugged his shoulders.

“Off with you then!” said he. “When the mail-boat comes you can get back to Sierra Leone, for I’ll have no servant who deserts me when I need him most. I suppose this is all mystery to you, or has the Doctor told you, Captain Meldrum?”

“I showed Captain Meldrum the cooperage, but I did not tell him anything,” said Dr. Severall. “You’re looking bad, Walker,” he added, glancing at his companion. “You have a strong touch coming on you.”

“Yes, I’ve had the shivers all day, and now my head is like a cannon-ball. I took ten grains of quinine, and my ears are singing like a kettle. But I want to sleep with you in the cooperage to-night.”

“No, no, my dear chap. I won’t hear of such a thing. You must get to bed at once, and I am sure Meldrum will excuse you. I shall sleep in the cooperage, and I promise you that I’ll be round with your medicine before breakfast.”

It was evident that Walker had been struck by one of those sudden and violent attacks of remittent fever which are the curse of the West Coast. His sallow cheeks were flushed and his eyes shining with fever, and suddenly as he sat there he began to croon out a song in the high-pitched voice of delirium.

"Come, come, we must get you to bed, old chap," said the Doctor, and with my aid he led his friend into his bedroom. There we undressed him and presently, after taking a strong sedative, he settled down into a deep slumber.

"He's right for the night," said the Doctor, as we sat down and filled our glasses once more. "Sometimes it is my turn and sometimes his, but, fortunately, we have never been down together. I should have been sorry to be out of it to-night, for I have a little mystery to unravel. I told you that I intended to sleep in the cooperage."

"Yes, you said so."

"When I said sleep I meant watch, for there will be no sleep for me. We've had such a scare here that no native will stay after sundown, and I mean to find out to-night what the cause of it all may be. It has always been the custom for a native watchman to sleep in the cooperage, to prevent the barrel hoops being stolen. Well, six days ago the fellow who slept there disappeared, and we have never seen a trace of him since. It was certainly singular, for no canoe had been taken, and these waters are too full of crocodiles for any man to swim to shore. What became of the fellow, or how he could have left the island is a complete mystery. Walker and I were merely surprised, but the blacks were badly scared and queer Voodoo tales began to get about amongst them. But the real stampede broke out three nights ago, when the new watchman in the cooperage also disappeared."

"What became of him?" I asked.

"Well, we not only don't know, but we can't even give a guess which would fit the facts. The niggers swear there is a fiend in the cooperage who claims a man every third night. They wouldn't stay in the island—nothing could persuade them. Even Moussa, who is a faithful boy enough, would, as you have seen, leave his master in a fever rather than remain for the night. If we are to continue to run this place we must reassure our niggers, and I don't know any better way of doing it than by putting in a night there myself. This is the third night, you see, so I suppose the thing is due, whatever it may be."

"Have you no clue?" I asked. "Was there no mark of violence, no blood-stain, no foot-prints, nothing to give you a hint as to what kind of danger you may have to meet?"

"Absolutely nothing. The man was gone and that was all. Last time it was old Ali, who has been wharf-tender here since the place was started. He was always as steady as a rock, and nothing but foul play would take him from his work."

"Well," said I, "I really don't think that this is a one-man job. Your friend is full of laudanum, and come what might he can be of no assistance to you. You must let me stay and put in a night with you at the cooperage."

"Well, now, that's very good of you, Meldrum," said he heartily, shaking my hand across the table. "It's not a thing that I should have ventured to propose, for it is asking a good deal of a casual visitor, but if you really mean it——"

“Certainly I mean it. If you will excuse me a moment, I will hail the *Gamecock* and let them know that they need not expect me.”

As we came back from the other end of the little jetty we were both struck by the appearance of the night. A huge blue-black pile of clouds had built itself up upon the landward side, and the wind came from it in little hot pants, which beat upon our faces like the draught from a blast furnace. Under the jetty the river was swirling and hissing, tossing little white spurts of spray over the planking.

“Confound it!” said Doctor Sevrall. “We are likely to have a flood on the top of all our troubles. That rise in the river means heavy rain up-country, and when it once begins you never know how far it will go. We’ve had the island nearly covered before now. Well, we’ll just go and see that Walker is comfortable, and then if you like we’ll settle down in our quarters.”

The sick man was sunk in a profound slumber, and we left him with some crushed limes in a glass beside him in case he should awake with the thirst of fever upon him. Then we made our way through the unnatural gloom thrown by that menacing cloud. The river had risen so high that the little bay which I have described at the end of the island had become almost obliterated through the submerging of its flanking peninsula. The great raft of driftwood, with the huge black tree in the middle, was swaying up and down in the swollen current.

“That’s one good thing a flood will do for us,” said the Doctor. “It carries away all the vegetable stuff which is brought down on to the east end of the island. It came down with the freshet the other day, and here it will stay until a flood sweeps it out into the main stream. Well, here’s our room, and here are some books and here is my tobacco pouch, and we must try and put in the night as best we may.”

By the light of our single lantern the great lonely room looked very gaunt and dreary. Save for the piles of staves and heaps of hoops there was absolutely nothing in it, with the exception of the mattress for the Doctor, which had been laid in the corner. We made a couple of seats and a table out of the staves, and settled down together for a long vigil. Sevrall had brought a revolver for me and was himself armed with a double-barrelled shot-gun. We loaded our weapons and laid them cocked within reach of our hands. The little circle of light and the black shadows arching over us were so melancholy that he went off to the house, and returned with two candles. One side of the cooperage was pierced, however, by several open windows, and it was only by screening our lights behind staves that we could prevent them from being extinguished.

The Doctor, who appeared to be a man of iron nerves, had settled down to a book, but I observed that every now and then he laid it upon his knee, and took an earnest look all round him. For my part, although I tried once or twice to read, I found it impossible to concentrate my thoughts upon the book. They would always wander back to this great empty silent room, and to the sinister mystery which overshadowed it. I racked my brains for some possible theory which would explain the disappearance of these two men. There was the black fact that they were gone, and not the least tittle of evidence as to why or whither. And here we were waiting in the same place—waiting without an idea as to what

we were waiting for. I was right in saying that it was not a one-man job. It was trying enough as it was, but no force upon earth would have kept me there without a comrade.

What an endless, tedious night it was! Outside we heard the lapping and gurgling of the great river, and the sougling of the rising wind. Within, save for our breathing, the turning of the Doctor's pages, and the high, shrill ping of an occasional mosquito, there was a heavy silence. Once my heart sprang into my mouth as Severall's book suddenly fell to the ground and he sprang to his feet with his eyes on one of the windows.

"Did you see anything, Meldrum?"

"No. Did you?"

"Well, I had a vague sense of movement outside that window." He caught up his gun and approached it. "No, there's nothing to be seen, and yet I could have sworn that something passed slowly across it."

"A palm leaf, perhaps," said I, for the wind was growing stronger every instant.

"Very likely," said he, and settled down to his book again, but his eyes were for ever darting little suspicious glances up at the window. I watched it also, but all was quiet outside.

And then suddenly our thoughts were turned into a new direction by the bursting of the storm. A blinding flash was followed by a clap which shook the building. Again and again came the vivid white glare with thunder at the same instant, like the flash and roar of a monstrous piece of artillery. And then down came the tropical rain, crashing and rattling on the corrugated iron roofing of the cooperage. The big hollow room boomed like a drum. From the darkness arose a strange mixture of noises, a gurgling, splashing, tinkling, bubbling, washing, dripping—every liquid sound that nature can produce from the thrashing and swishing of the rain to the deep steady boom of the river. Hour after hour the uproar grew louder and more sustained.

"My word," said Severall, "we are going to have the father of all the floods this time. Well, here's the dawn coming at last and that is a blessing. We've about exploded the third night superstition anyhow."

A grey light was stealing through the room, and there was the day upon us in an instant. The rain had eased off, but the coffee-coloured river was roaring past like a waterfall. Its power made me fear for the anchor of the *Gamecock*.

"I must get aboard," said I. "If she drags she'll never be able to beat up the river again."

"The island is as good as a breakwater," the Doctor answered. "I can give you a cup of coffee if you will come up to the house."

I was chilled and miserable, so the suggestion was a welcome one. We left the ill-omened cooperage with its mystery still unsolved, and we splashed our way up to the house.

"There's the spirit lamp," said Severall. "If you would just put a light to it, I will see how Walker feels this morning."

He left me, but was back in an instant with a dreadful face.

"He's gone!" he cried hoarsely.

The words sent a thrill of horror through me. I stood with the lamp in my hand, glaring at him.

“Yes, he’s gone!” he repeated. “Come and look!”

I followed him without a word, and the first thing that I saw as I entered the bedroom was Walker himself lying huddled on his bed in the grey flannel sleeping suit in which I had helped to dress him on the night before.

“Not dead, surely!” I gasped.

The Doctor was terribly agitated. His hands were shaking like leaves in the wind.

“He’s been dead some hours.”

“Was it fever?”

“Fever! Look at his foot!”

I glanced down and a cry of horror burst from my lips. One foot was not merely dislocated, but was turned completely round in a most grotesque contortion.

“Good God!” I cried. “What can have done this?”

Severall had laid his hand upon the dead man’s chest.

“Feel here,” he whispered.

I placed my hand at the same spot. There was no resistance. The body was absolutely soft and limp. It was like pressing a sawdust doll.

“The breast-bone is gone,” said Severall in the same awed whisper. “He’s broken to bits. Thank God that he had the laudanum. You can see by his face that he died in his sleep.”

“But who can have done this?”

“I’ve had about as much as I can stand,” said the Doctor, wiping his forehead. “I don’t know that I’m a greater coward than my neighbors, but this gets beyond me. If you’re going out to the *Gamecock*——”

“Come on!” said I, and off we started. If we did not run it was because each of us wished to keep up the last shadow of his self-respect before the other. It was dangerous in a light canoe on that swollen river, but we never paused to give the matter a thought. He bailing and I paddling we kept her above water, and gained the deck of the yacht. There, with two hundred yards of water between us and this cursed island we felt that we were our own men once more.

“We’ll go back in an hour or so,” said he. “But we need a little time to steady ourselves. I wouldn’t have had the niggers see me as I was just now for a year’s salary.”

“I’ve told the steward to prepare breakfast. Then we shall go back,” said I. “But in God’s name, Doctor Severall, what do you make of it all?”

“It beats me—beats me clean. I’ve heard of Voodoo deviltry, and I’ve laughed at it with the others. But that poor old Walker, a decent, God-fearing, nineteenth-century, Primrose-League Englishman should go under like this without a whole bone in his body—it’s given me a shake, I won’t deny it. But look there, Meldrum, is that hand of yours mad or drunk, or what is it?”

Old Patterson, the oldest man of my crew, and as steady as the Pyramids, had been stationed in the bows with a boat-hook to fend off the drifting logs which came sweeping down with the current. Now he stood with crooked knees, glaring out in front of him, and one forefinger stabbing furiously at the air.

“Look at it!” he yelled. “Look at it!”

And at the same instant we saw it.

A huge black trunk was coming down the river, its broad glistening back just lapped by the water. And in front of it—about three feet in front—arching upwards like the figure-head of a ship, there hung a dreadful face, swaying slowly from side to side. It was flattened, malignant, as large as a small beer-barrel, of a faded fungoid colour, but the neck which supported it was mottled with a dull yellow and black. As it flew past the *Gamecock* in the swirl of the waters I saw two immense coils roll up out of some great hollow in the tree, and the villainous head rose suddenly to the height of eight or ten feet, looking with dull, skin-covered eyes at the yacht. An instant later the tree had shot past us and was plunging with its horrible passenger towards the Atlantic.

“What was it?” I cried.

“It is our fiend of the cooperage,” said Dr. Severall, and he had become in an instant the same bluff, self-confident man that he had been before. “Yes, that is the devil who has been haunting our island. It is the great python of the Gaboon.”

I thought of the stories which I had heard all down the coast of the monstrous constrictors of the interior, of their periodical appetite, and of the murderous effects of their deadly squeeze. Then it all took shape in my mind. There had been a freshet the week before. It had brought down this huge hollow tree with its hideous occupant. Who knows from what far distant tropical forest it may have come! It had been stranded on the little east bay of the island. The cooperage had been the nearest house. Twice with the return of its appetite it had carried off the watchman. Last night it had doubtless come again, when Severall had thought he saw something move at the window, but our lights had driven it away. It had writhed onwards and had slain poor Walker in his sleep.

“Why did it not carry him off?” I asked.

“The thunder and lightning must have scared the brute away. There’s your steward, Meldrum. The sooner we have breakfast and get back to the island the better, or some of those niggers might think that we had been frightened.”

## JELLAND'S VOYAGE

"Well," said our Anglo-Jap as we all drew up our chairs round the smoking-room fire, "it's an old tale out yonder, and may have spilt over into print for all I know. I don't want to turn this club-room into a chestnut stall, but it is a long way to the Yellow Sea, and it is just as likely that none of you have ever heard of the yawl *Matilda*, and of what happened to Henry Jelland and Willy McEvoy aboard of her.

"The middle of the sixties was a stirring time out in Japan. That was just after the Simonosaki bombardment, and before the Daimio affair. There was a Tory party and there was a Liberal party among the natives, and the question that they were wrangling over was whether the throats of the foreigners should be cut or not. I tell you all, politics have been tame to me since then. If you lived in a treaty port, you were bound to wake up and take an interest in them. And to make it better, the outsider had no way of knowing how the game was going. If the opposition won it would not be a newspaper paragraph that would tell him of it, but a good old Tory in a suit of chain mail, with a sword in each hand, would drop in and let him know all about it in a single upper cut.

"Of course it makes men reckless when they are living on the edge of a volcano like that. Just at first they are very jumpy, and then there comes a time when they learn to enjoy life while they have it. I tell you there's nothing makes life so beautiful as when the shadow of death begins to fall across it. Time is too precious to be dawdled away then, and a man lives every minute of it. That was the way with us in Yokohama. There were many European places of business which had to go on running, and the men who worked them made the place lively for seven nights in the week.

"One of the heads of the European colony was Randolph Moore, the big export merchant. His offices were in Yokohama, but he spent a good deal of his time at his house up in Jeddo, which had only just been opened to the trade. In his absence he used to leave his affairs in the hands of his head clerk, Jelland, whom he knew to be a man of great energy and resolution. But energy and resolution are two-edged things, you know, and when they are used against you you don't appreciate them so much.

"It was gambling that set Jelland wrong. He was a little dark-eyed fellow with black curly hair—more than three-quarters Celt, I should imagine. Every night in the week you would see him in the same place, on the left-hand side of the croupier at Matheson's *rouge et noir* table. For a long time he won, and lived in better style than his employer. And then came a turn of luck, and he began to lose so that at the end of a single week his partner and he were stone broke, without a dollar to their names.

"This partner was a clerk in the employ of the same firm—a tall, straw-haired young Englishman called McEvoy. He was a good boy enough at the start, but he was clay in the hands of Jelland, who fashioned him into a kind of weak model of himself. They were forever on the prowl together, but it was Jelland who led and McEvoy who followed. Lynch and I and one or two others tried to show the youngster that he could come to no good along that line, and when we were talking to him we could win him round easily enough,

but five minutes of Jelland would swing him back again. It may have been animal magnetism or what you like, but the little man could pull the big one along like a sixty-foot tug in front of a full-rigged ship. Even when they had lost all their money they would still take their places at the table and look on with shining eyes when any one else was raking in the stamps.

“But one evening they could keep out of it no longer. Red had turned up sixteen times running, and it was more than Jelland could bear. He whispered to McEvoy, and then said a word to the croupier.

“‘Certainly, Mr. Jelland; your cheque is as good as notes,’ said he.

“Jelland scribbled a cheque and threw it on the black. The card was the king of hearts, and the croupier raked in the little bit of paper. Jelland grew angry, and McEvoy white. Another and a heavier cheque was written and thrown on the table. The card was the nine of diamonds. McEvoy leaned his head upon his hands and looked as if he would faint. ‘By God!’ growled Jelland, ‘I won’t be beat,’ and he threw on a cheque that covered the other two. The card was the deuce of hearts. A few minutes later they were walking down the Bund, with the cool night-air playing upon their fevered faces.

“‘Of course you know what this means,’ said Jelland, lighting a cheroot; ‘we’ll have to transfer some of the office money to our current account. There’s no occasion to make a fuss over it. Old Moore won’t look over the books before Easter. If we have any luck, we can easily replace it before then.’

“‘But if we have no luck?’ faltered McEvoy.

“‘Tut, man, we must take things as they come. You stick to me, and I’ll stick to you, and we’ll pull through together. You shall sign the cheques to-morrow night, and we shall see if your luck is better than mine.’

“But if anything it was worse. When the pair rose from the table on the following evening, they had spent over £5,000 of their employer’s money. But the resolute Jelland was as sanguine as ever.

“‘We have a good nine weeks before us before the books will be examined,’ said he. ‘We must play the game out, and it will all come straight.’

“McEvoy returned to his rooms that night in an agony of shame and remorse. When he was with Jelland he borrowed strength from him; but alone he recognised the full danger of his position, and the vision of his old white-capped mother in England, who had been so proud when he had received his appointment, rose up before him to fill him with loathing and madness. He was still tossing upon his sleepless couch when his Japanese servant entered the bedroom. For an instant McEvoy thought that the long-expected outbreak had come, and plunged for his revolver. Then, with his heart in his mouth, he listened to the message which the servant had brought.

“Jelland was downstairs, and wanted to see him.

“What on earth could he want at that hour of night? McEvoy dressed hurriedly and rushed downstairs. His companion, with a set smile upon his lips, which was belied by the



ghastly pallor of his face, was sitting in the dim light of a solitary candle, with a slip of paper in his hands.

“Sorry to knock you up, Willy,” said he. “No eavesdroppers, I suppose?”

“McEvoy shook his head. He could not trust himself to speak.

“Well, then, our little game is played out. This note was waiting for me at home. It is from Moore, and says that he will be down on Monday morning for an examination of the books. It leaves us in a tight place.’

“Monday!’ gasped McEvoy; ‘to-day is Friday.’

“Saturday, my son, and 3 A.M. We have not much time to turn round in.’

“We are lost!’ screamed McEvoy.

“We soon will be, if you make such an infernal row,’ said Jelland harshly. ‘Now do what I tell you, Willy, and we’ll pull through yet.’

“I will do anything—anything.’

“That’s better. Where’s your whisky? It’s a beastly time of the day to have to get your back stiff, but there must be no softness with us, or we are gone. First of all, I think there is something due to our relations, don’t you?’

“McEvoy stared.

“We must stand or fall together, you know. Now I, for one, don’t intend to set my foot inside a felon’s dock under any circumstances. D’ye see? I’m ready to swear to that. Are you?’

“What d’you mean?’ asked McEvoy, shrinking back.

“Why, man, we all have to die, and it’s only the pressing of a trigger. I swear that I shall never be taken alive. Will you? If you don’t, I leave you to your fate.’

“All right. I’ll do whatever you think best.’

“You swear it?’

“Yes.’

“Well, mind, you must be as good as your word. Now we have two clear days to get off in. The yawl *Matilda* is on sale, and she has all her fixings and plenty of tinned stuff aboard. We’ll buy the lot to-morrow morning, and whatever we want, and get away in her. But, first, we’ll clear all that is left in the office. There are 5,000 sovereigns in the safe. After dark we’ll get them aboard the yawl, and take our chance of reaching California. There’s no use hesitating, my son, for we have no ghost of a look-in in any other direction. It’s that or nothing.’

“I’ll do what you advise.’

“All right; and mind you get a bright face on you to-morrow, for if Moore gets the tip and comes before Monday, then——’ He tapped the side-pocket of his coat and looked across at his partner with eyes that were full of a sinister meaning.

“All went well with their plans next day. The *Matilda* was bought without difficulty; and, though she was a tiny craft for so long a voyage, had she been larger two men could not have hoped to manage her. She was stocked with water during the day, and after dark the two clerks brought down the money from the office and stowed it in the hold. Before

midnight they had collected all their own possessions without exciting suspicion, and at two in the morning they left their moorings and stole quietly out from among the shipping. They were seen, of course, and were set down as keen yachtsmen who were on for a good long Sunday cruise; but there was no one who dreamed that that cruise would only end either on the American coast or at the bottom of the North Pacific Ocean. Straining and hauling, they got their mainsail up and set their foresail and jib. There was a slight breeze from the south-east, and the little craft went dipping along upon her way. Seven miles from land, however, the wind fell away and they lay becalmed, rising and falling on the long swell of a glassy sea. All Sunday they did not make a mile, and in the evening Yokohama still lay along the horizon.

“On Monday morning down came Randolph Moore from Jeddo, and made straight for the offices. He had had the tip from some one that his clerks had been spreading themselves a bit, and that had made him come down out of his usual routine; but when he reached his place and found the three juniors waiting in the street with their hands in their pockets he knew that the matter was serious.

“‘What’s this?’ he asked. He was a man of action, and a nasty chap to deal with when he had his topmasts lowered.

“‘We can’t get in,’ said the clerks.

“‘Where is Mr. Jelland?’

“‘He has not come to-day.’

“‘And Mr. McEvoy?’

“‘He has not come either.’

“Randolph Moore looked serious. ‘We must have the door down,’ said he.

“They don’t build houses very solid in that land of earthquakes, and in a brace of shakes they were all in the office. Of course, the thing told its own story. The safe was open, the money gone, and the clerks fled. Their employer lost no time in talk.

“‘Where were they seen last?’

“‘On Saturday they bought the *Matilda* and started for a cruise.’

“Saturday! The matter seemed hopeless if they had got two days’ start. But there was still the shadow of a chance. He rushed to the beach and swept the ocean with his glasses.

“‘My God!’ he cried. ‘There’s the *Matilda* out yonder. I know her by the rake of her mast. I have my hand upon the villains after all!’

“But there was a hitch even then. No boat had steam up, and the eager merchant had not patience to wait. Clouds were banking up along the haunch of the hills, and there was every sign of an approaching change of weather. A police boat was ready with ten armed men in her, and Randolph Moore himself took the tiller as she shot out in pursuit of the becalmed yawl.

“Jelland and McEvoy, waiting wearily for the breeze which never came, saw the dark speck which sprang out from the shadow of the land and grew larger with every swish of the oars. As she drew nearer, they could see also that she was packed with men, and the

gleam of weapons told what manner of men they were. Jelland stood leaning against the tiller, and he looked at the threatening sky, the limp sails, and the approaching boat.

“It’s a case with us, Willy,’ said he. ‘By the Lord, we are two most unlucky devils, for there’s wind in that sky, and another hour would have brought it to us.’

“McEvoy groaned.

“There’s no good softening over it, my lad,’ said Jelland. ‘It’s the police boat right enough, and there’s old Moore driving them to row like hell. It’ll be a ten-dollar job for every man of them.’

“Willy McEvoy crouched against the side with his knees on the deck. ‘My mother! my poor old mother!’ he sobbed.

“She’ll never hear that you have been in the dock anyway,’ said Jelland. ‘My people never did much for me, but I will do that much for them. It’s no good, Mac. We can chuck our hands. God bless you, old man! Here’s the pistol!’

“He cocked the revolver, and held the butt towards the youngster. But the other shrunk away from it with little gasps and cries. Jelland glanced at the approaching boat. It was not more than a few hundred yards away.

“There’s no time for nonsense,’ said he. ‘Damn it! man, what’s the use of flinching? You swore it!’

“No, no, Jelland!’

“Well, anyhow, I swore that neither of us should be taken. Will you do it?’

“I can’t! I can’t!’

“Then I will for you.’

“The rowers in the boat saw him lean forwards, they heard two pistol shots, they saw him double himself across the tiller, and then, before the smoke had lifted, they found that they had something else to think of.

“For at that instant the storm broke—one of those short sudden squalls which are common in these seas. The *Matilda* heeled over, her sails bellied out, she plunged her lee-rail into a wave, and was off like a frightened deer. Jelland’s body had jammed the helm, and she kept a course right before the wind, and fluttered away over the rising sea like a blown piece of paper. The rowers worked frantically, but the yawl still drew a head, and in five minutes it had plunged into the storm wrack never to be seen again by mortal eye. The boat put back, and reached Yokohama with the water washing half-way up to the thwarts.

“And that was how it came that the yawl *Matilda*, with a cargo of five thousand pounds and a crew of two dead young men, set sail across the Pacific Ocean. What the end of Jelland’s voyage may have been no man knows. He may have foundered in that gale, or he may have been picked up by some canny merchant-man, who stuck to the bullion and kept his mouth shut, or he may still be cruising in that vast waste of waters, blown north to the Behring Sea, or south to the Malay Islands. It’s better to leave it unfinished than to spoil a true story by inventing a tag to it.”

## B. 24

I told my story when I was taken, and no one would listen to me. Then I told it again at the trial—the whole thing absolutely as it happened, without so much as a word added. I set it all out truly, so help me God, all that Lady Mannering said and did, and then all that I had said and done, just as it occurred. And what did I get for it? “The prisoner put forward a rambling and inconsequential statement, incredible in its details, and unsupported by any shred of corroborative evidence.” That was what one of the London papers said, and others let it pass as if I had made no defence at all. And yet, with my own eyes I saw Lord Mannering murdered, and I am as guiltless of it as any man on the jury that tried me.

Now, sir, you are there to receive the petitions of prisoners. It all lies with you. All I ask is that you read it—just read it—and then that you make an inquiry or two about the private character of this “lady” Mannering, if she still keeps the name that she had three years ago, when to my sorrow and ruin I came to meet her. You could use a private inquiry agent or a good lawyer, and you would soon learn enough to show you that my story is the true one. Think of the glory it would be to you to have all the papers saying that there would have been a shocking miscarriage of justice if it had not been for your perseverance and intelligence! That must be your reward, since I am a poor man and can offer you nothing. But if you don’t do it, may you never lie easy in your bed again! May no night pass that you are not haunted by the thought of the man who rots in gaol because you have not done the duty which you are paid to do! But you will do it, sir, I know. Just make one or two inquiries, and you will soon find which way the wind blows. Remember, also, that the only person who profited by the crime was herself, since it changed her from an unhappy wife to a rich young widow. There’s the end of the string in your hand, and you only have to follow it up and see where it leads to.

Mind you, sir, I make no complaint as far as the burglary goes. I don’t whine about what I have deserved, and so far I have had no more than I have deserved. Burglary it was, right enough, and my three years have gone to pay for it. It was shown at the trial that I had had a hand in the Merton Cross business, and did a year for that, so my story had the less attention on that account. A man with a previous conviction never gets a really fair trial. I own to the burglary, but when it comes to the murder which brought me a lifer—any judge but Sir James might have given me the gallows—then I tell you that I had nothing to do with it, and that I am an innocent man. And now I’ll take that night, the 13th of September, 1894, and I’ll give you just exactly what occurred, and may God’s hand strike me down if I go one inch over the truth.

I had been at Bristol in the summer looking for work, and then I had a notion that I might get something at Portsmouth, for I was trained as a skilled mechanic, so I came tramping my way across the south of England, and doing odd jobs as I went. I was trying all I knew to keep off the cross, for I had done a year in Exeter Gaol, and I had had enough of visiting Queen Victoria. But it’s cruel hard to get work when once the black mark is against your name, and it was all I could do to keep soul and body together. At last, after

ten days of wood-cutting and stone-breaking on starvation pay, I found myself near Salisbury with a couple of shillings in my pocket, and my boots and my patience clean wore out. There's an alehouse called "The Willing Mind," which stands on the road between Blandford and Salisbury, and it was there that night I engaged a bed. I was sitting alone in the taproom just about closing time, when the inn-keeper—Allen his name was—came beside me and began yarning about the neighbours. He was a man that liked to talk and to have some one to listen to his talk, so I sat there smoking and drinking a mug of ale which he had stood me; and I took no great interest in what he said until he began to talk (as the devil would have it) about the riches of Mannering Hall.

"Meaning the large house on the right before I came to the village?" said I. "The one that stands in its own park?"

"Exactly," said he—and I am giving all our talk so that you may know that I am telling you the truth and hiding nothing. "The long white house with the pillars," said he. "At the side of the Blandford Road."

Now I had looked at it as I passed, and it had crossed my mind, as such thoughts will, that it was a very easy house to get into with that great row of grand windows and glass doors. I had put the thought away from me, and now here was this landlord bringing it back with his talk about the riches within. I said nothing, but I listened, and as luck would have it, he would always come back to this one subject.

"He was a miser young, so you can think what he is now in his age," said he. "Well, he's had some good out of his money."

"What good can he have had if he does not spend it?" said I.

"Well, it bought him the prettiest wife in England, and that was some good that he got out of it. She thought she would have the spending of it, but she knows the difference now."

"Who was she then?" I asked, just for the sake of something to say.

"She was nobody at all until the old Lord made her his Lady," said he. "She came from up London way, and some said that she had been on the stage there, but nobody knew. The old Lord was away for a year, and when he came home he brought a young wife back with him, and there she has been ever since. Stephens, the butler, did tell me once that she was the light of the house when first she came, but what with her husband's mean and aggravatin' way, and what with her loneliness—for he hates to see a visitor within his doors; and what with his bitter words—for he has a tongue like a hornet's sting, her life all went out of her, and she became a white, silent creature, moping about the country lanes. Some say that she loved another man, and that it was just the riches of the old Lord which tempted her to be false to her lover, and that now she is eating her heart out because she has lost the one without being any nearer to the other, for she might be the poorest woman in the parish for all the money that she has the handling of."

Well, sir, you can imagine that it did not interest me very much to hear about the quarrels between a Lord and a Lady. What did it matter to me if she hated the sound of his voice, or if he put every indignity upon her in the hope of breaking her spirit, and spoke to

her as he would never have dared to speak to one of his servants? The landlord told me of these things, and of many more like them, but they passed out of my mind, for they were no concern of mine. But what I did want to hear was the form in which Lord Mannering kept his riches. Title-deeds and stock certificates are but paper, and more danger than profit to the man who takes them. But metal and stones are worth a risk. And then, as if he were answering my very thoughts, the landlord told me of Lord Mannering's great collection of gold medals, that it was the most valuable in the world, and that it was reckoned that if they were put into a sack the strongest man in the parish would not be able to raise them. Then his wife called him, and he and I went to our beds.

I am not arguing to make out a case for myself, but I beg you, sir, to bear all the facts in your mind, and to ask yourself whether a man could be more sorely tempted than I was. I make bold to say that there are few who could have held out against it. There I lay on my bed that night, a desperate man without hope or work, and with my last shilling in my pocket. I had tried to be honest, and honest folk had turned their backs upon me. They taunted me for theft; and yet they pushed me towards it. I was caught in the stream and could not get out. And then it was such a chance: the great house all lined with windows, the golden medals which could so easily be melted down. It was like putting a loaf before a starving man and expecting him not to eat it. I fought against it for a time, but it was no use. At last I sat up on the side of my bed, and I swore that that night I should either be a rich man and able to give up crime for ever, or that the irons should be on my wrists once more. Then I slipped on my clothes, and, having put a shilling on the table—for the landlord had treated me well, and I did not wish to cheat him—I passed out through the window into the garden of the inn.

There was a high wall round this garden, and I had a job to get over it, but once on the other side it was all plain sailing. I did not meet a soul upon the road, and the iron gate of the avenue was open. No one was moving at the lodge. The moon was shining, and I could see the great house glimmering white through an archway of trees. I walked up it for a quarter of a mile or so, until I was at the edge of the drive, where it ended in a broad, gravelled space before the main door. There I stood in the shadow and looked at the long building, with a full moon shining in every window and silvering the high stone front. I crouched there for some time, and I wondered where I should find the easiest entrance. The corner window of the side seemed to be the one which was least overlooked, and a screen of ivy hung heavily over it. My best chance was evidently there. I worked my way under the trees to the back of the house, and then crept along in the black shadow of the building. A dog barked and rattled his chain, but I stood waiting until he was quiet, and then I stole on once more until I came to the window which I had chosen.

It is astonishing how careless they are in the country, in places far removed from large towns, where the thought of burglars never enters their heads. I call it setting temptation in a poor man's way when he puts his hand, meaning no harm, upon a door, and finds it swing open before him. In this case it was not so bad as that, but the window was merely fastened with the ordinary catch, which I opened with a push from the blade of my knife. I pulled up the window as quickly as possible, then I thrust the knife through the slit in the

shutter and prized it open. They were folding shutters, and I shoved them before me and walked into the room.

“Good evening, sir! You are very welcome!” said a voice.

I’ve had some starts in my life, but never one to come up to that one. There, in the opening of the shutters, within reach of my arm, was standing a woman with a small coil of wax taper burning in her hand. She was tall and straight and slender, with a beautiful white face that might have been cut out of clear marble, but her hair and eyes were as black as night. She was dressed in some sort of white dressing-gown which flowed down to her feet, and what with this robe and what with her face, it seemed as if a spirit from above was standing in front of me. My knees knocked together, and I held on to the shutter with one hand to give me support. I should have turned and run away if I had had the strength, but I could only just stand and stare at her.

She soon brought me back to myself once more.

“Don’t be frightened!” said she, and they were strange words for the mistress of a house to have to use to a burglar. “I saw you out of my bedroom window when you were hiding under those trees, so I slipped downstairs, and then I heard you at the window. I should have opened it for you if you had waited, but you managed it yourself just as I came up.”

I still held in my hand the long clasp-knife with which I had opened the shutter. I was unshaven and grimed from a week on the roads. Altogether, there are few people who would have cared to face me alone at one in the morning; but this woman, if I had been her lover meeting her by appointment, could not have looked upon me with a more welcoming eye. She laid her hand upon my sleeve and drew me into the room.

“What’s the meaning of this, ma’am? Don’t get trying any little games upon me,” said I, in my roughest way—and I can put it on rough when I like. “It’ll be the worse for you if you play me any trick,” I added, showing her my knife.

“I will play you no trick,” said she. “On the contrary, I am your friend, and I wish to help you.”

“Excuse me, ma’am, but I find it hard to believe that,” said I. “Why should you wish to help me?”

“I have my own reasons,” said she; and then suddenly, with those black eyes blazing out of her white face: “It’s because I hate him, hate him, hate him! Now you understand.”

I remembered what the landlord had told me, and I did understand. I looked at her Ladyship’s face, and I knew that I could trust her. She wanted to revenge herself upon her husband. She wanted to hit him where it would hurt him most—upon the pocket. She hated him so that she would even lower her pride to take such a man as me into her confidence if she could gain her end by doing so. I’ve hated some folk in my time, but I don’t think I ever understood what hate was until I saw that woman’s face in the light of the taper.

“You’ll trust me now?” said she, with another coaxing touch upon my sleeve.

“Yes, your Ladyship.”

"You know me, then?"

"I can guess who you are."

"I dare say my wrongs are the talk of the county. But what does he care for that? He only cares for one thing in the whole world, and that you can take from him this night. Have you a bag?"

"No, your Ladyship."

"Shut the shutter behind you. Then no one can see the light. You are quite safe. The servants all sleep in the other wing. I can show you where all the most valuable things are. You cannot carry them all, so we must pick the best."

The room in which I found myself was long and low, with many rugs and skins scattered about on a polished wood floor. Small cases stood here and there, and the walls were decorated with spears and swords and paddles, and other things which find their way into museums. There were some queer clothes, too, which had been brought from savage countries, and the lady took down a large leather sack-bag from among them.

"This sleeping-sack will do," said she. "Now come with me and I will show you where the medals are."

It was like a dream to me to think that this tall, white woman was the lady of the house, and that she was lending me a hand to rob her own home. I could have burst out laughing at the thought of it, and yet there was something in that pale face of hers which stopped my laughter and turned me cold and serious. She swept on in front of me like a spirit, with the green taper in her hand, and I walked behind with my sack until we came to a door at the end of this museum. It was locked, but the key was in it, and she led me through.

The room beyond was a small one, hung all round with curtains which had pictures on them. It was the hunting of a deer that was painted on it, as I remember, and in the flicker of that light you'd have sworn that the dogs and the horses were streaming round the walls. The only other thing in the room was a row of cases made of walnut, with brass ornaments. They had glass tops, and beneath this glass I saw the long lines of those gold medals, some of them as big as a plate and half an inch thick, all resting upon red velvet and glowing and gleaming in the darkness. My fingers were just itching to be at them, and I slipped my knife under the lock of one of the cases to wrench it open.

"Wait a moment," said she, laying her hand upon my arm. "You might do better than this."

"I am very well satisfied, ma'am," said I, "and much obliged to your Ladyship for kind assistance."

"You can do better," she repeated. "Would not golden sovereigns be worth more to you than these things?"

"Why, yes," said I. "That's best of all."

"Well," said she. "He sleeps just above our head. It is but one short staircase. There is a tin box with money enough to fill this bag under his bed."

"How can I get it without waking him?"



“What matter if he does wake?” She looked very hard at me as she spoke. “You could keep him from calling out.”

“No, no, ma’am, I’ll have none of that.”

“Just as you like,” said she. “I thought that you were a stout-hearted sort of man by your appearance, but I see that I made a mistake. If you are afraid to run the risk of one old man, then of course you cannot have the gold which is under his bed. You are the best judge of your own business, but I should think that you would do better at some other trade.”

“I’ll not have murder on my conscience.”

“You could overpower him without harming him. I never said anything about murder. The money lies under the bed. But if you are faint-hearted, it is better that you should not attempt it.”

She worked upon me so, partly with her scorn and partly with this money that she held before my eyes, that I believe I should have yielded and taken my chances upstairs, had it not been that I saw her eyes following the struggle within me in such a crafty, malignant fashion, that it was evident she was bent upon making me the tool of her revenge, and that she would leave me no choice but to do the old man an injury or to be captured by him. She felt suddenly that she was giving herself away, and she changed her face to a kindly, friendly smile, but it was too late, for I had had my warning.

“I will not go upstairs,” said I. “I have all I want here.”

She looked her contempt at me, and there never was a face which could look it plainer.

“Very good. You can take these medals. I should be glad if you would begin at this end. I suppose they will all be the same value when melted down, but these are the ones which are the rarest, and therefore, the most precious to him. It is not necessary to break the locks. If you press that brass knob you will find that there is a secret spring. So! Take that small one first—it is the very apple of his eye.”

She had opened one of the cases, and the beautiful things all lay exposed before me. I had my hand upon the one which she had pointed out, when suddenly a change came over her face, and she held up one finger as a warning. “Hist!” she whispered. “What is that?”

Far away in the silence of the house we heard a low, dragging, shuffling sound, and the distant tread of feet. She closed and fastened the case in an instant.

“It’s my husband!” she whispered. “All right. Don’t be alarmed. I’ll arrange it. Here! Quick, behind the tapestry!”

She pushed me behind the painted curtains upon the wall, my empty leather bag still in my hand. Then she took her taper and walked quickly into the room from which we had come. From where I stood I could see her through the open door.

“Is that you, Robert?” she cried.

The light of a candle shone through the door of the museum, and the shuffling steps came nearer. Then I saw a face in the doorway, a great, heavy face, all lines and creases, with a huge curving nose, and a pair of gold glasses fixed across it. He had to throw his head back to see through the glasses, and that great nose thrust out in front of him like the

beak of some sort of fowl. He was a big man, very tall and burly, so that in his loose dressing-gown his figure seemed to fill up the whole doorway. He had a pile of grey, curling hair all round his head, but his face was clean-shaven. His mouth was thin and small and prim, hidden away under his long, masterful nose. He stood there, holding the candle in front of him, and looking at his wife with a queer, malicious gleam in his eyes. It only needed that one look to tell me that he was as fond of her as she was of him.

"How's this?" he asked. "Some new tantrum? What do you mean by wandering about the house? Why don't you go to bed?"

"I could not sleep," she answered. She spoke languidly and wearily. If she was an actress once, she had not forgotten her calling.

"Might I suggest," said he, in the same mocking kind of voice, "that a good conscience is an excellent aid to sleep?"

"That cannot be true," she answered, "for you sleep very well."

"I have only one thing in my life to be ashamed of," said he, and his hair bristled up with anger until he looked like an old cockatoo. "You know best what that is. It is a mistake which has brought its own punishment with it."

"To me as well as to you. Remember that!"

"You have very little to whine about. It was I who stooped and you who rose."

"Rose!"

"Yes, rose. I suppose you do not deny that it is a promotion to exchange the music-hall for Mannering Hall. Fool that I was ever to take you out of your true sphere!"

"If you think so, why do you not separate?"

"Because private misery is better than public humiliation. Because it is easier to suffer for a mistake than to own to it. Because also I like to keep you in my sight, and to know that you cannot go back to him."

"You villain! You cowardly villain!"

"Yes, yes, my lady. I know your secret ambition, but it shall never be while I live, and if it happens after my death I will at least take care that you go to him as a beggar. You and dear Edward will never have the satisfaction of squandering my savings, and you may make up your mind to that, my lady. Why are those shutters and the window open?"

"I found the night very close."

"It is not safe. How do you know that some tramp may not be outside? Are you aware that my collection of medals is worth more than any similar collection in the world? You have left the door open also. What is there to prevent any one from rifling the cases?"

"I was here."

"I know you were. I heard you moving about in the medal room, and that was why I came down. What were you doing?"

"Looking at the medals. What else should I be doing?"

"This curiosity is something new." He looked suspiciously at her and moved on towards the inner room, she walking beside him.

It was at this moment that I saw something which startled. I had laid my clasp-knife open upon the top of one of the cases, and there it lay in full view. She saw it before he did, and with a woman's cunning she held her taper out so that the light of it came between Lord Mannering's eyes and the knife. Then she took it with her left hand and held it against her gown out of his sight. He looked about from case to case—I could have put my hand at one time upon his long nose—but there was nothing to show that the medals had been tampered with, and so, still snarling and grumbling, he shuffled off into the other room once more.

And now I have to speak of what I heard rather than of what I saw, but I swear to you, as I shall stand some day before my Maker, that what I say is the truth.

When they passed into the outer room I saw him lay his candle upon the corner of one of the tables, and he sat himself down, but in such a position that he was just out of my sight. She moved behind him, as I could tell from the fact that the light of her taper threw his long, lumpy shadow upon the floor in front of him. Then he began talking about this man whom he called Edward, and every word that he said was like a blistering drop of vitriol. He spoke low, so that I could not hear it all, but from what I heard I should guess that she would as soon have been lashed with a whip. At first she said some hot words in reply, but then she was silent, and he went on and on in that cold, mocking voice of his, nagging and insulting and tormenting, until I wondered that she could bear to stand there in silence and listen to it. Then suddenly I heard him say in a sharp voice, "Come from behind me! Leave go of my collar! What! would you dare to strike me?" There was a sound like a blow, just a soft sort of thud, and then I heard him cry out, "My God, it's blood!" He shuffled with his feet as if he was getting up, and then I heard another blow, and he cried out, "Oh, you she-devil!" and was quiet, except for a dripping and splashing upon the floor.

I ran out from behind my curtain at that, and rushed into the other room, shaking all over with the horror of it. The old man had slipped down in the chair, and his dressing-gown had rucked up until he looked as if he had a monstrous hump to his back. His head, with the gold glasses still fixed on his nose, was lolling over upon one side, and his little mouth was open just like a dead fish. I could not see where the blood was coming from, but I could still hear it drumming upon the floor. She stood behind him with the candle shining full upon her face. Her lips were pressed together and her eyes shining, and a touch of colour had come into each of her cheeks. It just wanted that to make her the most beautiful woman I had ever seen in my life.

"You've done it now!" said I.

"Yes," said she, in her quiet way, "I've done it now."

"What are you going to do?" I asked. "They'll have you for murder as sure as fate."

"Never fear about me. I have nothing to live for, and it does not matter. Give me a hand to set him straight in the chair. It is horrible to see him like this!"

I did so, though it turned me cold all over to touch him. Some of his blood came on my hand and sickened me.

“Now,” said she, “you may as well have the medals as any one else. Take them and go.”

“I don’t want them. I only want to get away. I was never mixed up with a business like this before.”

“Nonsense!” said she. “You came for the medals, and here they are at your mercy. Why should you not have them? There is no one to prevent you.”

I held the bag still in my hand. She opened the case, and between us we threw a hundred or so of the medals into it. They were all from the one case, but I could not bring myself to wait for any more. Then I made for the window, for the very air of this house seemed to poison me after what I had seen and heard. As I looked back, I saw her standing there, tall and graceful, with the light in her hand just as I had seen her first. She waved good-bye, and I waved back at her and sprang out into the gravel drive.

I thank God that I can lay my hand upon my heart and say that I have never done a murder, but perhaps it would be different if I had been able to read that woman’s mind and thoughts. There might have been two bodies in the room instead of one if I could have seen behind that last smile of hers. But I thought of nothing but of getting safely away, and it never entered my head how she might be fixing the rope round my neck. I had not taken five steps out from the window skirting down the shadow of the house in the way that I had come, when I heard a scream that might have raised the parish, and then another and another.

“Murder!” she cried. “Murder! Murder! Help!” and her voice rang out in the quiet of the night-time and sounded over the whole country-side. It went through my head, that dreadful cry. In an instant lights began to move and windows to fly up, not only in the house behind me, but at the lodge and in the stables in front. Like a frightened rabbit I bolted down the drive, but I heard the clang of the gate being shut before I could reach it. Then I hid my bag of medals under some dry fagots, and I tried to get away across the park, but some one saw me in the moonlight, and presently I had half a dozen of them with dogs upon my heels. I crouched down among the brambles, but those dogs were too many for me, and I was glad enough when the men came up and prevented me from being torn into pieces. They seized me, and dragged me back to the room from which I had come.

“Is this the man, your Ladyship?” asked the oldest of them—the same whom I found out afterwards to be the butler.

She had been bending over the body, with her handkerchief to her eyes, and now she turned upon me with the face of a fury. Oh, what an actress that woman was!

“Yes, yes, it is the very man,” she cried. “Oh, you villain, you cruel villain, to treat an old man so!”

There was a man there who seemed to be a village constable. He laid his hand upon my shoulder.

“What do you say to that?” said he.

“It was she who did it,” I cried, pointing at the woman, whose eyes never flinched before mine.

“Come! come! Try another!” said the constable, and one of the men-servants struck at me with his fist.

“I tell you that I saw her do it. She stabbed him twice with a knife. She first helped me to rob him, and then she murdered him.”

The footman tried to strike me again, but she held up her hand.

“Do not hurt him,” said she. “I think that his punishment may safely be left to the law.”

“I’ll see to that, your Ladyship,” said the constable. “Your Ladyship actually saw the crime committed, did you not?”

“Yes, yes, I saw it with my own eyes. It was horrible. We heard the noise and we came down. My poor husband was in front. The man had one of the cases open, and was filling a black leather bag which he held in his hand. He rushed past us, and my husband seized him. There was a struggle, and he stabbed him twice. There you can see the blood upon his hands. If I am not mistaken, his knife is still in Lord Mannering’s body.”

“Look at the blood upon her hands!” I cried.

“She has been holding up his Lordship’s head, you lying rascal,” said the butler.

“And here’s the very sack her Ladyship spoke of,” said the constable, as a groom came in with the one which I had dropped in my flight. “And here are the medals inside it. That’s good enough for me. We will keep him safe here to-night, and to-morrow the inspector and I can take him into Salisbury.”

“Poor creature,” said the woman. “For my own part, I forgive him any injury which he has done me. Who knows what temptation may have driven him to crime? His conscience and the law will give him punishment enough without any reproach of mine rendering it more bitter.”

I could not answer—I tell you, sir, I could not answer, so taken aback was I by the assurance of the woman. And so, seeming by my silence to agree to all that she had said, I was dragged away by the butler and the constable into the cellar, in which they locked me for the night.

There, sir, I have told you the whole story of the events which led up to the murder of Lord Mannering by his wife upon the night of September the 14th, in the year 1894. Perhaps you will put my statement on one side as the constable did at Mannering Towers, or the judge afterwards at the county assizes. Or perhaps you will see that there is the ring of truth in what I say, and you will follow it up, and so make your name for ever as a man who does not grudge personal trouble where justice is to be done. I have only you to look to, sir, and if you will clear my name of this false accusation, then I will worship you as one man never yet worshipped another. But if you fail me, then I give you my solemn promise that I will rope myself up, this day month, to the bar of my window, and from that time on I will come to plague you in your dreams if ever yet one man was able to come back and to haunt another. What I ask you to do is very simple. Make inquiries about this woman, watch her, learn her past history, find out what she is making of the money which has come to her, and whether there is not a man Edward as I have stated. If from all this you learn anything which shows you her real character, or which seems to you to

corroborate the story which I have told you, then I am sure that I can rely upon your goodness of heart to come to the rescue of an innocent man.